



6. Juli 1931

CARL MIERENDORFF · BRÜNINGS EINZIGE CHANCE

JENE überraschende Wendung, die die deutsche Außenpolitik mit der Rundfunkrede des Reichskanzlers am 23. Juni anscheinend genommen hat, wäre ganz dazu angetan alle diejenigen rechthaberisch frohlocken zu lassen, die immer wieder mit Nachdruck wie hier in den Sozialistischen Monatsheften darauf hingenwiesen, daß der Schlüssel zur Behebung der deutschen Not in Paris liegt, und daß die Tür ins Freie nur dann aufgeschlossen werden kann, wenn man sich endlich aufrafft nach Frankreich zu gehen und diesen Schlüssel zu holen. Es wäre aber zu billig sich daran zu weiden; denn die Lage, in der sich Deutschland befindet, ist so ernst, daß jeder, der das Beste für Deutschland und Europa will, es nur aufrichtig begrüßen kann, wenn endlich dieser Schritt geschehen ist, der allein Aussicht auf eine Wendung zum Bessern und zur Wiederaufrichtung Deutschlands bietet. Sehr spät ist diese Ein- und Umkehr gekommen. Aber keineswegs zu spät. Und wenn auch auf den Ab- und Umwegen, die seit Gustav Stresemanns Tod von der deutschen Außenpolitik beschritten wurden, viel wertvolle Zeit verloren ging, bis man merkte, daß man sich auf Irrwegen befand, so kann die Chance, die sich jetzt bietet, richtig und energisch genutzt, vieles wieder gut machen, was bisher schlecht gemacht wurde. Seit Monaten ist klar, daß die einzige Chance der Reichsregierung den Abgrund und das Chaos zu umgehen in dem Willen zur deutsch-französischen Zusammenarbeit liegt. Die Rundfunkrede am 23. Juni hat gezeigt, daß Heinrich Brüning dies sehr gut begriffen hat, und daß er offenkundig auch entschlossen ist diese Möglichkeit mutig und unbeirrt zu nutzen. Man darf den Tag, an dem er dies tat (und mit einem Nachdruck tat, der nicht übersehen werden darf, indem, mit Hilfe der sensationellen Form der Rundfunkrede, dieser Schritt in Anwesenheit des ganzen deutschen Volks getan wurde), als ein historisches Datum festhalten, grade dann, wenn man von ganzem Herzen wünscht, daß die damit eingeleiteten Bemühungen zum ganzen Erfolg führen. Es wäre der Beginn einer neuen Epoche, es könnte das Geburtsdatum des Vereinigten Europäischen Kontinents werden.

Aus diesem Grund verdienen die entscheidenden Stellen der Rede des Reichskanzlers im Wortlaut hier festgehalten zu werden:

»Die deutsche Regierung . . . hat den aufrichtigen Willen auch von der politischen Seite her zusammen mit allen Regierungen an die Lösung der Fragen heranzugehen, die für die Beruhigung Europas von Bedeutung sind . . . Das Gedeihen Europas und der Welt hängt davon ab, daß diejenigen, die ein tragisches Geschick im Weltkrieg zu Feinden werden ließ, nunmehr entschlossen und weitsichtig auf beiden Seiten sich zu den Entschlüssen aufrufen, welche die beklemmende Not der Stunde von ihren Regierungen und Ländern fordert . . . Die deutsche Regierung ist sich bewußt, daß bei alledem der zukünftigen Gestaltung der Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich eine besonders wichtige Rolle zufällt. Wenn in der Entwicklung dieser Beziehungen manche Schwierigkeiten und Hemmungen hervorgetreten sind, wenn es in der Öffentlichkeit auf beiden Seiten der Grenze vielfach zu bewegten Auseinandersetzungen gekommen ist, so halte ich trotzdem an der Überzeugung fest, daß alles nicht unüberwindbar ist, daß vielmehr bei beiderseitigem guten Willen Mittel und Wege sich finden lassen werden, um das Übereinstimmende und Gemeinsame in den Interessen der beiden Länder in den Vordergrund zu bringen und im Bewußtsein der beiden Völker so zu verankern, daß es die Gewähr der Dauer in sich trägt. Weil ich davon überzeugt bin, daß eine wirklich ausgeglichene und fruchtbare Zusammenarbeit unter den Völkern Europas und die für den lebendigen Wirtschaftsaustausch mit der Neuen Welt notwendige Stabilisierung des europäischen Friedens erst an dem Tage gesichert erscheint, wo zwischen den beiden großen Nachbarvölkern Vergangenes seelisch überwunden ist, und der Blick sich gemeinsam der Zukunft und ihrer geistigen, wirtschaftlichen und politischen Gestaltung zuwendet, grade deshalb ist es das Bestreben der von mir geführten Regierung über Verstimnungen des Augenblicks hinauszudenken . . . Die deutsche Regierung wird es ihrerseits an gutem Willen nicht fehlen lassen. Ist die Einigung über das Feiertag zustande gekommen, so wird es um so leichter sein in offener Aussprache den Weg freizumachen für eine großzügige praktische Zusammenarbeit der beiden Länder. Ich würde es begrüßen, wenn sich für eine solche einleitende Aussprache eine Gelegenheit fände, wie sie neulich die Zusammenkunft in Chequers für eine Erörterung zwischen Deutschland und England geschaffen hat. Die Aufgaben, vor denen Frankreich und Deutschland stehen, sind für beide Länder zu groß und zu dringend, als daß es nicht möglich sein sollte in vertrauensvollem und rückhaltlosem Meinungsaustausch einen gemeinsamen Boden zu finden, von dem aus die Lösung dieser Aufgaben in Angriff genommen werden kann.«

Angesichts der Bedeutung des Schritts kann man es heute unterlassen der deutschen Außenpolitik nochmals alle Fehler nachzurechnen, die sie begangen hat, bis es zu dieser Wendung kam. Man kann auch darüber hinwegsehen, daß dieser Reise nach Paris erst noch eine halbe Weltreise über London nach Washington vorausging. Entscheidend ist lediglich die Tatsache der Ankunft in Paris. Wenn aber jemand gründlich versagt hat, so die deutsche Presse in diesem Augenblick, da es darauf ankam den Kanzler bei seiner Aktion vor der deutschen Öffentlichkeit in jeder Hinsicht zu unterstützen. In diesem Augenblick wäre es ihre oberste Pflicht gewesen dem deutschen Volk mit schärfster Eindringlichkeit vor Augen zu führen, wie positiv man in Frankreich auf die Ansprache des Reichskanzlers reagierte. »Seine Bereitwilligerklärung zu einer loyalen Zusammenarbeit mit Frankreich hat hier großen Eindruck gemacht«, meldete der Pariser Korrespondent der Neuen Zürcher Zeitung am 25. Juni. Hat man das mit der gleichen Deutlichkeit in den deutschen Zeitungen vernommen? Grade wenn man die schlimmen Vorurteile über Frankreich kennt, in denen Millionen Deutscher, irregeführt durch nationalistische Demagogie, sich verfangen haben, mußte in dieser Stunde mit doppeltem Nachdruck und größter Objektivität dieser »große Eindruck« des Brüningsschen Verständigungsvorschlags dem deutschen Volk zu Gemüt geführt werden. Der Petit Parisien schrieb am 25. Juni: »Der Kanzler hat eine Rede gehalten, die eine Neuorientierung der Absichten Deutschlands anzubahnen scheint und die deutsch-französischen Beziehungen nur in günstigem Sinn beeinflussen könnte. Mit einer Kühnheit, die man anerkennen muß, und die alles übertrifft, was Gustav Stresemann je in dieser Hinsicht ange-

strebt hat, regt der Kanzler an, Frankreich und Deutschland möchten moralisch über die Vergangenheit hinwegkommen und die Bahn einer vertrauensvollen und loyalen Zusammenarbeit betreten. Deshalb schlägt er zur praktischen Verwirklichung eine Aussprache nach dem Muster von Chequers vor. Die französische Regierung hat zu oft ihren Wunsch nach einer engen deutsch-französischen Zusammenarbeit ausgesprochen, um den Vorschlag Brünings nicht sofort mit größter Sympathie aufzunehmen.«

Das sind doch wohl Worte, die in das Ohr eines jeden Deutschen laut hineingesprochen werden müßten. Aber die deutschen Zeitungen haben von jeher sich des Lautsprechers immer nur dann bedient, wenn es galt von Paris her störende und unerfreuliche Geräusche zu übermitteln. Sie werden umlernen müssen. Bis dahin kann man nur hoffen, daß sie nicht verderben, was der Reichskanzler zu unternehmen entschlossen scheint.

Als Wegbereiter kann er sich jedenfalls nicht auf sie verlassen. Sonst hätten sie schon mit viel mehr Intensität auf die bedeutungsvollen Versöhnungsfühler hingewiesen, die Frankreich bereits zu Beginn des Monats Juni ausstreckte. Wiederum war es der offiziöse Petit Parisien, der damals am 9. Juni, lange vor allen Hooverplänen, sehr deutlich davon sprach, man, das heißt Frankreich, müsse Deutschland zu Hilfe kommen, da eine allgemeine Kompensation der Reparationen mit den Kriegsschulden bei der Haltung Amerikas nicht möglich sei. Ein unglückliches Geschick, schrieb er, habe sich bisher immer den Versuchen zu einer finanziellen Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich widersetzt. Trotz allem aber müsse man zur Idee der Verständigung und Zusammenarbeit zurückkehren. Denn es gehe nicht an, daß Deutschland immer mehr in seiner Finanz- und Wirtschaftsmisere versinke und sich gleichzeitig immer mehr von Frankreich entferne. Sonst würde die Lage einfach hoffnungslos. Man sollte annehmen, daß solche Äußerungen eines der Regierung nahestehenden Blatts wichtig genug wären, um in den deutschen Zeitungen mit auffallenden Lettern (die man doch für jede Sportnachricht aufwendet) wiedergegeben zu werden. Statt dessen erscheint derartiges, wenn es überhaupt gebracht wird, irgendwo im gewöhnlichen kleinen Druck unter belanglosen Überschriften, ohne die geringste Aussicht von den Millionen gelesen und begriffen zu werden. Man muß von dieser Verständigungs- und Hilfsbereitschaft jetzt auch um deswillen mit Nachdruck sprechen, weil sich infolge der Unterlassungen der deutschen Presse im Bewußtsein der deutschen Öffentlichkeit die Sache so darstellt, als sei Frankreich erst unter dem moralischen Druck der Aktion des amerikanischen Präsidenten Herbert Hoover auf die Linie des Entgegenkommens eingeschwenkt. Oder sieht der deutsche Bürger im Augenblick Frankreich etwa anders denn als den bösen Franzmann, der von dem guten Onkel Sam unter heftigem Sträuben dazu gezwungen wird endlich einmal das arme Deutschland in Ruhe zu lassen? Vielleicht gibt es auch manche Stellen im Auswärtigen Amt, die der Ansicht sind, es sei besonders klug, wenn man es so einrichtet, daß die Verständigung mit Frankreich über die Reparationserleichterung unter angelsächsischer Protektion erfolgt. Ob damit der Sache gedient wird, bleibe dahingestellt. Vielleicht wird auch darüber eines Tages Klarheit werden. Jedenfalls zeigt die Chronik der Verhandlungen zwischen Pierre Laval und Andrew Mellon, die am 3. und 4. Juli zu einem Ergebnis führten, das die Erleichterung für Deutschland sichert (falls nicht England noch in der Frage des sogenannten Garantiefonds Schwierigkeiten macht), daß Frankreich durch einen "Druck" nicht gefügig wird, sich auch vor keiner "Isolierung"

fürchtet, sondern entschlossen an dem festhält, was es für unumgänglich erachtet. Diejenigen, deren Konversationslexikon über Frankreich kaum mehr enthält als die Kennzeichnung, daß es sich um eine stolze, selbstbewußte, ja sogar in nationalen Dingen angeblich eitle und selbstgefällige Nation handle, müßten sich sagen, daß jene von ihnen befolgte Methode denkbar ungeschickt ist. Es spricht für Brüning, wenn er diesen Punkt gespürt und dementsprechend gehandelt hat, denn seine spontane Aktion am Rundfunk ist zweifellos psychologisch so motiviert, daß er Frankreich vor sich selbst und vor der Welt auch von dem Schein des Anscheins befreien wollte, es handle unter Zwang, durch deutsch-englisch-amerikanische "Verschwörungen" eingekreist, und nicht freiwillig und von der Notwendigkeit solcher Kooperation selber fest überzeugt. Weil, wie aus seiner Rede deutlich hervorgeht, diese Annäherung eben nicht zu einem einmaligen Zweck erfolgen sondern den Anfang einer dauernden Kooperation bilden soll, kommt alles darauf an, daß kein Stachel zurückbleibt, der diese Bemühungen schon im Keim zerstört.

Um dieser Gefahren willen wird es immer bedauerlich genannt werden müssen, daß nicht der direkte Weg nach Paris gewählt wurde. Wenn es aber so etwas wie einen Entschuldigungsgrund dafür gibt, den auch Frankreich nicht übersehen mag, so ist es die innenpolitische Konstellation, aus der heraus der Regierungschef handeln muß. Sicherlich bedeutet es für ihn innenpolitisch eine wesentliche Erleichterung, wenn er mit dieser Taktik das deutsche Bürgertum, das seit Jahr und Tag in einen Zustand krankhafter Übersteigerung in nationalen Dingen gerät, sobald es sich um Frankreich handelt (dem Angelsachsentum gegenüber ist man weniger empfindlich, da läßt man sich nicht nur alles bieten sondern gefällt sich noch in wenig würdigen Lobhudeleien, indem man etwa den Nobelpreis an Hoover verleihen will), psychisch beruhigen konnte. Ein wohlwollender Kritiker kann unter diesen Gesichtspunkten sogar auch Verständnis für die Art des Vorgehens aufbringen, wenn er sich sagt, Brüning wollte grade diesen Kreisen des deutschen Volkes demonstrativ vor Augen stellen, daß es gar keine andere Möglichkeit für eine Lösung gibt als die deutsch-französische Kooperation. Indem er das Spiel Zug für Zug vor aller Öffentlichkeit austrug, hat er mindestens das eine erreicht, daß die Entrüstungswelle gegenüber einer deutsch-französischen Zusammenarbeit, mit der er unter allen Umständen rechnen mußte, nicht so groß wird, daß sie ihn selbst mit wegspült. Wenn man die enorme Bedeutung kennt, die die nationalsozialistische Hetze, die doch von der Haßpropaganda gegen den "Erbfeind" lebt, im deutschen Bürgertum hat, wird man einen solchen Gedanken keineswegs gering bewerten.

Der nationalistische Druck, unter dem auch die Mittelschichten des deutschen Bürgertums leben, ist nach wie vor sehr groß. Wenn aber diese Schichten ins Rutschen gerieten, wäre Brüning's Position kaum noch zu halten. Brüning hat selbst auf diese Gefahren angespielt, indem er in jener Rundfunkrede die für die Formung der öffentlichen Meinung Maßgebenden in dieser entscheidenden Situation zu Maßhalten und Disziplin aufforderte:

»Die Größe der Stunde und die aus ihr sich ergebende Verantwortlichkeit lassen mich die Hoffnung und die Erwartung aussprechen, daß alle diejenigen, die für die Formung der öffentlichen Meinung von maßgebendem Einfluß sind, sich bewußt bleiben, von welcher entscheidender Bedeutung in diesem Augenblick die Maßhaltung und Selbstdisziplin bei allen unseren Volksgenossen in allen Äußerungen und Kundgebungen sind für Deutschland und für Europa.«

Es fragt sich nur, ob nicht eine große politische Führung eben im Hinblick auf diese Tatsachen auch innenpolitisch besser anders operiert hätte, um nicht von jäh auftauchenden Stimmungswellen und Gefühlsausbrüchen abhängig zu sein. Jedenfalls zeigt sich schon jetzt, daß jene Nachgiebigkeit, die man innenpolitisch allen nationalistischen Tendenzen im Lauf dieses Winters und Sommers gewährt hat, der politischen Leitung, wenn sie eine wirkliche Außenpolitik beginnt, die schwersten Hindernisse bereitet. Die rhetorischen Ostlandritte des Ministers Gottfried Reinhold Treviranus, die Stahlhelmparaden von Koblenz und Breslau und die zahllosen anderen Demonstrationen der selben Art bilden, einerlei, wer ihre Urheber waren, heute die Klippen im Kurs, den Brüning jetzt ansteuert. Sie sind genau solche Belastungen für ihn wie auch naturgemäß grade für diejenigen in Frankreich, die willens sind der Verständigung zu dienen.

Da *gouverner* noch immer *prévoir* ist, könnte man angesichts dieser Tatsache über die Qualität dieser Politik sehr scharfe kritische Kommentare schreiben. Was geschehen ist, ist aber nicht mehr zu ändern. Jedoch sollte man daraus die Lehre ziehen bei der Behandlung der öffentlichen Meinung künftighin vorsichtiger zu Werk zu gehen. Vor allem wäre es dringend nötig das deutsche Volk über die Beweggründe des französischen "Widerstands" klarer und objektiver zu unterrichten als es bisher geschah. Nichts wäre schädlicher, als wenn man im Volksbewußtsein die Meinung sich festsetzen ließe, daß die Art, wie die von Hoover äußerlich eingeleitete Aktion behandelt und im Ergebnis gestaltet wurde, Deutschland und Frankreich nicht neben einander gegenüber Amerika sondern gegen einander gestellt hat, indem die Front so verläuft: Deutschland-England-Amerika auf der einen, Frankreich auf der andern Seite. Wenn Brüning seine Chance wirklich nutzen will, wird er auf diesen Gefahrenpunkt sehr genau achten müssen. Denn selbst in den sozialistischen Kreisen Deutschlands fehlt jede Klarheit. Wieviel ist beispielsweise bei uns bekannt von der Haltung der Kammerfraktion der Sozialistischen Partei Frankreichs und von dem Reglungsplan, den ihre Exekutivdelegation sofort nach Bekanntwerden des amerikanischen Vorschlags ausgearbeitet hat? In engster Anlehnung an die Stellung der Sozialistischen Internationale wird darin vor allen Dingen noch einmal mit Nachdruck die scharfe Trennungslinie zwischen eigentlichen Reparationen und interalliierten Schulden gezogen, die erforderlich ist, wenn man nicht in allen Auseinandersetzungen über die Gestaltung des Reparationsfeierjahrs und alle künftigen Lösungen hoffnungslos an einander vorbeireden will. Mit Recht erinnert die sozialistische Kammerfraktion in diesen Vorschlägen vor allen Dingen »an die internationalen Resolutionen von Amsterdam 1921, von Frankfurt 1922 und von Hamburg 1929, die die Löschung der internationalen Schulden, die Begrenzung der deutschen Schuld auf den Wiederaufbau der verwüsteten Gebiete, die Organisation einer internationalen Emissions- und Kreditbank umfaßten, die von den Staaten unter der Kontrolle des Völkerbunds über den Privatbanken geschaffen werden sollte, um die Währungen zu stützen, den internationalen Austausch zu organisieren und dem Wirtschaftswiederaufbau Europas Unterstützung zu leihen«. Wäre es nicht gut, wenn auch die deutsche Sozialdemokratie bei ihrer politischen Stellungnahme zu den Kompromissen diese Grundsätze der Reparationspolitik der Sozialistischen Internationale deutlicher hervortreten ließe?

In dem Plan der französischen sozialistischen Kammerfraktion befindet sich aber auch noch der Punkt, auf den es jetzt ganz besonders ankommt:

»Die Vorschläge des Präsidenten Hoover müssen schließlich durch weitgehende langfristige Kreditoperationen mit günstigem Zinssatz zugunsten der sich in Not befindenden Staaten ergänzt werden, mit Kreditoperationen, an denen sich unter der Leitung des Völkerbunds Amerika und jene europäischen Staaten beteiligen würden, deren Finanzlage diese Anstrengung erlaubt.«

Hier liegt der eigentliche Kern der Chance einer politischen Neuorientierung. Die Voraussetzung für die Überwindung der Gefahrenzone, in der sich das deutsche Volk befindet, ist, darüber dürfte heute kein Streit mehr sein: daß das System der kurzfristigen Kredite, das Deutschland ruiniert, bald mit Hilfe eines langfristigen Kredits beseitigt wird. Daher konnte man jetzt wieder im Petit Parisien lesen, der Hooverplan genüge noch durchaus nicht, um die Gefahren zu bannen, die die deutsche Wirtschaft bedrohen; dazu bedürfte es stärkerer Mittel, und über diese müßten unbedingt Frankreich und Deutschland selber mit einander verhandeln. Muß man es immer wieder sagen, daß an langfristigen Kredit nur zu denken ist, wenn die Operation im Einvernehmen mit Frankreich in die Wege geleitet wird? Weil aber diese zwingenden ökonomischen Umstände vorliegen, werden sich alle gegnerischen Kräfte in den deutschen Parteien und Ämtern vergebens gegen die Erkenntnis der Kooperation mit Frankreich sperren. Sie wird zur Tat werden. Es wird sich erweisen, daß der Reichskanzler Heinrich Brüning recht hat, wenn er am 23. Juni sagte, daß nach seiner Überzeugung »eine wirklich ausgeglichene und fruchtbare Zusammenarbeit unter den Völkern Europas und die für den lebendigen Wirtschaftsaustausch mit der Neuen Welt notwendige Stabilisierung des europäischen Friedens erst an dem Tage gesichert erscheint, wo zwischen den beiden großen Nachbarvölkern [Deutschland und Frankreich] das Vergangene seelisch überwunden ist, und der Blick sich gemeinsam der Zukunft und ihrer geistigen, wirtschaftlichen und politischen Gestaltung zuwendet«.

Ein neues Kapitel europäischer Geschichte wird dann beginnen, das beweist, daß Europa sich selbst zu helfen vermag, wenn es nur will.

JULIUS KALISKI · DIE DEUTSCHE NOT



OHNE Zweifel wird von Millionen in Not lebender Menschen die Notverordnung der Reichsregierung vom 5. Juni 1931 als weitere Erschwerung ihres ohnedies schon schweren Leids empfunden, weil sie nur hören und davon überzeugt sind, daß man von denen am ehesten nimmt, die dem fiskalischen Zugriff am leichtesten offen stehen. Sicherlich ist gegen die Wirkungen der einzelnen Neu-reglungen auch die schärfste Kritik berechtigt. Damit allein ist jedoch das entscheidende Urteil über die ganze Verordnung noch nicht gesprochen.

An sich wäre es sehr wohl möglich durch eine Notverordnung eine Erneuerung der wichtigsten Gebiete wirtschaftlicher und sozialer Gesetzgebung herbeizuführen, also ein Reformwerk im besten Sinn des Worts zu schaffen. Doch das ist an Voraussetzungen gebunden, die bisher nicht bestehen. Sie lägen vor allem in der Entschlossenheit der Arbeiterklasse die tätige Verantwortung für den erforderlichen Aufbau unserer Wirtschaft und Politik führend zu übernehmen. Nicht zuletzt schlosse solche Tat auch den Willen ein Opfer auf sich zu nehmen, die gewiß nicht leicht wären, aber die Sicherheit eines Erfolgs böten, der des Einsatzes wert wäre. Nahe liegt die Frage,

ob die Arbeiterklasse in den Jahren seit Kriegsbeginn bis heute nicht bereits Opfer genug gebracht hätte. Ganz gewiß, und sogar überreichlich. Aber grade darum muß gesagt werden: Es stünde heute anders um das Leben der Arbeiter und der ganzen Nation, wenn nur ein Teil dessen, was auf die Schultern des werktätigen Volks in den letzten 13 Jahren gelegt worden ist, aus Eignem geleistet worden wäre: zur Erreichung eines selbstgestellten Ziels auf selbstgewählten Wegen. Auch die neue Notverordnung kann der nur richtig werten, der den Willen zu eigener Gestaltung bekundet. Aus ihm kommt dann das Wissen um ihren (wirklichen oder vorgeschobenen) Zweck.

Das Urteil kann nur dann richtig ausfallen, wenn man von der allein zulässigen Erwägung ausgeht, ob im Gefüge einer wirklich produktiven Gesetzgebung die verordneten Maßnahmen als Fremdkörper wirken werden, oder ob sie sich bei folgerichtiger Umformung als brauchbare und fördernde Ansätze einbauen lassen werden. Unter diesem Gesichtspunkt kann nun die Verordnung nicht schlechthin verworfen werden, sie enthält die Ansätze, die dem Geist des Schaffens im Dienst und unter Kontrolle der Gesellschaft nicht widersprechen. Das muß grade in Kenntnis aller Mängel und Lücken, selbst der mannigfachen, ganz ungerecht wirkenden Bestimmungen der Verordnung ausgesprochen werden. Bei aller Abneigung in diesem Augenblick die Schuldfrage aufwerfen zu wollen und die Untersuchung darüber aufzunehmen, wie sich die Zustände entwickeln konnten, die den Erlaß solcher Verordnung unabwendbar machten, muß man doch daran erinnern, daß alle Parteien des Reichstags durch das im Jahr 1927 von ihnen angenommene Gesetz über die Besoldungsordnung für die Beamten die Erschütterung der öffentlichen Finanzen vorbereitet haben. Eine jährliche Ausgabe von annähernd 2 Milliarden Mark als Gehaltszulage einschließlich der entsprechenden Aufbesserung der Pensionen usw. war ein Akt, der in der Geschichte ohne Beispiel ist. Um ständig wiederkehrende Mißverständnisse nicht mehr aufkommen zu lassen, soll ausdrücklich betont werden, daß es uns natürlich nicht einfällt den einzelnen beamteten Menschen ihre Bezüge zu mißgönnen. Der größte Teil der Beamten führt ein sicher nicht glänzendes, die unterste Schicht sogar ein recht kümmerliches Dasein. Aber als Sozialisten, die wir die arbeitende Klasse als Ganzes und ihr Geschick im Auge behalten müssen, haben wir zu sagen, daß die Höhe der Gehälter unserer Beamtschaft allein danach bemessen werden kann, was Angehörige gleicher Kategorien in unserer Wirtschaft erhalten, und zwar unter Anrechnung von Pensionsansprüchen und Hinterbliebenenfürsorge und des doch recht beträchtlichen Umstands der Unkündbarkeit der Stellung. Keine deutsche Regierung, sie mag zusammengesetzt sein, wie sie will, wird um eine grundsätzliche Revision der deutschen Beamtenpolitik herumkommen, namentlich um eine angemessene Einschränkung des unnatürlich aufgeblähten Beamtenkörpers. Bei rechtzeitiger Durchführung dieser Aktion wären mit einer Gesundung der Verwaltung die Summen zu der jetzt allenthalben ersehnten "Ankurbelung der Wirtschaft" freigeworden, die jetzt notgedrungen zur Deckung des Defizits des öffentlichen Haushalts verwendet werden müssen.

Keine deutsche Regierung wird sich auch nur auf einige Dauer weiterhalten können, die nicht ebenso entschlossen wie fähig ist der Arbeitslosigkeit von 3 und 4 oder 5 Millionen als Dauererscheinung ein Ende zu machen. Daß es bisher anders ging, spricht keineswegs für das Gegenteil. Auf dieser Linie wird auch eine Reform der Arbeitslosenpolitik unumgänglich sein, die

die (liberalistische) Versicherung in eine (sozialistische) Fürsorge zu verwandeln hat. Nur muß sie im Geist einer wirklich tiefen Sorge um die Arbeitslosen erfolgen und im engsten Zusammenhang mit der Aufrichtung gesicherter Arbeit stehen. Verfehlt ist es zum Beispiel in der Zusicherung der Prüfung der Bedürftigkeit bei Zahlung der Unterstützung an Arbeitslose unter 21 Jahren eine Abweichung von einem richtigen sozialen Recht zu erblicken, wenn man Gepflogenheiten kennt, die zu unterbinden grade zur Verteidigung der Arbeitslosenfürsorge notwendig ist. Es geht nicht an, daß Kinder wohlhabender Leute Bezüge aus der Arbeitslosenversicherung neben ihrem gesicherten Lebensunterhalt im elterlichen Haus in diesen Zeiten erhalten und so die Lasten der Gesamtheit erhöhen, die schließlich doch am schwersten die Schultern der Arbeiterklasse drücken. Hier könnte der Freiwillige Arbeitsdienst (eine Einrichtung, die man jetzt diskutiert, und die man nicht a limine zurückzuweisen brauchte, wenn man sie nur in Einklang mit dem Klasseninteresse der organisierten Arbeiter bringt) ein Rekrutierungsgebiet finden, das im übrigen auch noch ausgedehnt werden könnte. Zu denken wäre dabei auch an die unnüßige Überfüllung der Universitäten, die sicherlich beträchtliche Studentenschichten mit hohem Nutzen für die Wissenschaft abgeben könnten. Es wäre auch ein schöner Beweis für eine richtige Selbsteinschätzung der Studentenschaft und ihrer Geistigkeit, wenn sie dem Ruf des Freiwilligen Arbeitsdienstes zahlreich folgte, um gleichzeitig auch den Übergang zu anderer und angemessener Berufstätigkeit zu finden. Eingesetzt darf der Freiwillige Arbeitsdienst natürlich nur auf Gebieten werden, deren sich ohne den Arbeitsdienst sonst niemand annehmen würde, also für Arbeiten, die nach menschlicher Voraussicht sonst ungetan blieben. Der vielfach üblichen Berechnung hoher Kosten des Freiwilligen Arbeitsdienstes wird man füglich einige Zweifel entgegenbringen müssen, aber um so mehr die Bedenken der Gewerkschaften zu würdigen haben, daß der Freiwillige Arbeitsdienst die Gefahren der Lohnrückerei, und dazu sogar noch in organisierter Form, erstehen lasse. Dagegen gibt es das eine wirksame Mittel: daß unsere Arbeiterführer und Gewerkschaftsleiter selber an die Spitze des Freiwilligen Arbeitsdienstes treten und damit alle schädlichen Nebenwirkungen dieser Bewegung ausschalten.

Wer die Geschicke der Nation meistern will, wird die Aufgabe erfüllen müssen die Gesundung der Landwirtschaft ohne Zögern durchzuführen, und dies in der Erkenntnis, daß der Getreidebau für Brot und Futtermittel in keinem Gegensatz zu einem andern Zweig der Agrarproduktion steht und stehen kann und mit allen Teilen der Veredelungsproduktion durchaus eine Einheit bildet. Wo parteipolitische Verwirrung die Erkenntnis der Zusammenhänge jetzt noch verhindert oder verdunkelt, wird rücksichtsloser Einsatz aller Kräfte, um die Landwirtschaft aus ihrer Krise herauszuholen, das Fundament für den Gesamtaufbau schaffen.

Nach dem militärischen und politischen Zusammenbruch Deutschlands verkannte man beharrlich die Notwendigkeit einer Einschränkung der industriellen Basis bei gleichzeitiger Erweiterung der Agrarbasis in jeder Form. Darin liegen bis zur Stunde die tiefsten Gründe der Schwierigkeiten unserer Volkswirtschaft. Auf der Tagung des Zentralverbands des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes am 27. Juni sagte der Reichskanzler Heinrich Brüning in einer Rede, die durch Ton und Inhalt hierzulande recht ungewöhnlich klang, weil sie vornehmlich die Mahnung zur Selbstkritik enthielt:

»Die Reichsregierung hat sich ihrerseits nicht gescheut Fehler der Vergangenheit im Streben nach absoluter Klarheit und Wahrheit auf sich zu nehmen und eigene einzugestehen. Dieser Weg kann aber nur dann zu einem Erfolge führen, wenn das gleiche und in gleicher Rückhaltlosigkeit von der privaten Wirtschaft und von allen Organisationen geschieht. Die Kritik an der Öffentlichen Hand allein kann die Zustände nicht bessern. Der Staat für sich allein ist überhaupt nicht in der Lage die Dinge einer guten Lösung zuzuführen. Die einfache Formel die Produktivität unserer Wirtschaft nur durch Lohnsenkung und immer wieder durch Lohnsenkung zu heben bringt keine Rettung. Die Konsumkraft der Bevölkerung würde bei einem solchen Schrumpfungsprozeß immer weiter sinken und die Produktion aufs schwerste schädigen, wenn nicht gleichzeitig von der Wirtschaft her und namentlich auch vom Bank- und Bankiergewerbe spontan durch Inangriffnahme großer und wichtiger Aufgaben geholfen wird.«

Noch steht die Antwort der Großbanken und der Großindustrie aus. Dem Volk hat der Expansionswahn der Industrie schlimme Wunden geschlagen, ungeheure Kapitalien wurden ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse des Landes investiert, oder richtiger verbaut, unter rückhaltloser Mithilfe der Banken, denen nichtsdestoweniger ein schier unausrottbarer Aberglaube besonderes Verständnis für die Geheimnisse der Volkswirtschaft nachsagt. Angesichts der fortdauernden Deklamationen unserer Bankdirektoren und Industriekapitäne gegen die Betriebe der Öffentlichen Hand darf man nicht müde werden die Tatsache zu wiederholen, daß grade die Großbanken und die großindustriellen Unternehmungen mit den Betrieben Öffentlicher Hand die Verfügung über fremde Gelder gemein haben, aber sich darin unterscheiden, daß die Leiter dieser angeblich privaten Betriebe für sich absolute Verantwortungslosigkeit beanspruchen und in der Praxis auch behaupten. Was viele Großbanken und Industriegesellschaften vor ähnlichen Betrieben der Öffentlichen Hand auszeichnet, sind oft nur die höheren Unkosten, die durch maßlose Ansprüche der Verwaltung entstehen.

Hier Wandel zu schaffen erweist sich schon deshalb als notwendig, weil die unverantwortlich hohen Einkommen zahlreicher Bank- und Industrieherrn offensichtlich zu der falschen Selbsteinschätzung ihrer Leistungen verführen. Robert Friedlaender-Precht hat in einem soeben veröffentlichten Buch, das die Ursache der Arbeitslosenkrise und deren Bekämpfung erörtert, sich der verdienstlichen Aufgabe unterzogen die Haltlosigkeit des Dogmas zu erweisen, daß Privatbetriebe an sich gut, öffentliche Betriebe an sich schlecht sind: »Es wird heute nur noch wenige verbohnte Ideologen geben, die der Meinung sind, daß beispielsweise der Postbetrieb oder der Eisenbahnbetrieb als privatwirtschaftliche Unternehmungen besser funktionieren würden wie als öffentliche Unternehmungen. Eine gewisse Erstarrung und Bürokratisierung stellt sich unweigerlich mit einer bestimmten Größe von Unternehmungen ein, mögen sie privater oder öffentlicher Natur sein. Die berühmte, durch das Gewinninteresse geleitete Privatinitiative hört bei gewissen Größenverhältnissen auf wirksam zu werden. An deren Stelle tritt die Sachinitiative der Funktionäre. Schon sehr große Aktienunternehmungen hören auf Privatunternehmungen zu sein. Hat etwa die Farben I. G. noch den Charakter einer solchen? Der "Besitzer", also die Summe der Aktionäre, Obligationäre, Kreditgeber, ist praktisch völlig einflußlos. Er ist wie der Chor in der griechischen Tragödie: Er darf Wünsche hegen, die keine Erfüllung finden, und darf beklagen, was er nicht ändern kann. Nicht minder einflußlos ist der Aufsichtsrat . . . Eine solche Aktiengesellschaft ist fast schon ein Staatsbetrieb.« Diese, den Lesern der Sozialistischen Monatshefte seit langen Jahren gut bekannten Zusammenhänge werden entwickelt, um zu erweisen, daß volkswirtschaftliche Großarbeiten, die zur Beseitigung des Arbeitslosenheeres erforderlich sind, nicht durch Privatinitiative allein bewältigt werden können, sondern daß Staatsinitiative einspringen muß. Die dafür geeigneten wirklich

wertschaffenden Arbeiten liegen vor allem auf dem Gebiet der Autarkisierung, die so lange für Deutschland notwendig ist, als wir noch keine rationell gestaltete kontinentaleuropäische Wirtschaft haben, übrigens auch selber eine produktive Vorbereitung des Vereinigten Europäischen Kontinents schafft; also die Einrichtung von Anlagen, die auf Ersetzung unnötiger Einfuhr durch Binnenproduktion abzielen: Glashaushältereien großen Stils zu rationeller Herstellung von Gemüse, Kohleverflüssigung, um Erdölprodukte aus Kohle herzustellen, Holzverzuckerung, um Brennholz in hochwertiges Viehfutter umzuwandeln, und ähnliches. Zur Begründung der Staatsinitiative und des Unterschieds zwischen volkswirtschaftlicher Produktivität und privatwirtschaftlicher Rentabilität wird auf die Schaffung der Luftstickstoffindustrie verwiesen, als einer Tat höchster Volkswirtschaftsproduktivität, die in auch nur annähernd solchem Umfang nie entstanden wäre, wenn sie nicht, als zur Munitionsherstellung unbedingt nötig, unter dem Zwang des Kriegs durch die Allgemeinheit errichtet worden wäre. Privatwirtschaftliche Erwägungen hätten niemals diesen riesigen Entschluß gezeitigt. Als zu schaffendes Gegenstück kann in der Tat die Umwandlung von Kohle in Erdölprodukte (Benzin, Schmieröle, Heizöl), die sogenannte Kohleverflüssigung, gelten, deren Durchführung nicht auf privatwirtschaftlichem Weg geschehen kann, da sie, in nicht genügend großem Umfang begonnen, unrentabel bleiben muß. Eine wertschaffende Arbeit großen Stils wäre die Anlegung binneneuropäischer Automobilstraßen, deren wirtschaftliche und technische Bedeutung erst durch ein gemeinsames deutsch-französisches Programm zur vollen Geltung käme. Das trifft übrigens auch für die Automobilfabrikation zu. Leider ist das von den deutschen Fabriken nicht rechtzeitig begriffen worden, sonst wären die General Motors nicht bei Opel eingezogen, und auch Ford würde in Deutschland nicht die Rolle spielen, die man ihm heute zuerkennt.

Man darf nicht verschweigen, daß die Mittel, die zum Aufbau unserer Wirtschaft erforderlich sind, seit dem Zusammenbruch durch Mangel an Plan und Führung verloren wurden: Neben Ruhrkrieg und Inflation fallen schwer die ungeheuren Verluste jener Industriepolitik ins Gewicht, die nach gewaltiger Ausdehnung, wie in der Kunstseidenindustrie und im Lokomotivbau, um nur die charakteristischsten Beispiele der neuesten Zeit zu erwähnen, zum Zusammenbruch und zur Vergeudung hoher Werte führte. Aus unserer eignen Volkswirtschaft kann der Ersatz für die vertanen Kapitalien nicht aus dem Boden gestampft werden, auch nicht durch Wiederholung von Künsten einer vollen oder beschränkten Inflation. Aber man muß sie verfügbar machen, wenn nicht Massenelend das deutsche Volk verheeren soll. Nur die Zusammenarbeit mit Frankreich öffnet Deutschland die Möglichkeit zu einer Belebung der Schaffenskräfte, für die alle Voraussetzungen gegeben sind, vor allem die des zustimmenden Willens der französischen Politik. An uns liegt es die außenpolitischen Folgerungen zu ziehen und für die notwendigen innenpolitischen und wirtschaftlichen Maßnahmen als Träger des Neubaus zu sorgen. Noch immer blieb die seit 1918 hier ständig erhobene Forderung einer Bildung von Produktionsgemeinschaften zur Zusammenfassung der Gewerbe unerfüllt. Und doch wird diese Zusammenfassung kommen müssen. Denn eine andere wirtschaftliche Verantwortung besteht nicht. Als Frankreich den Wiederaufbau seiner verheerten Gebiete verlangte, hat es vom ersten Tag an das deutsche Volk zu bewegen versucht die Wiederherstellung nicht durch Geld sondern durch Arbeit in jeder Gestalt

zu leisten. Damals verschloß man sich dagegen. Vielleicht ist, wenn auch recht spät, der Beginn einer Umkehr zu verzeichnen. Vor einem Monat, am 3. Juni, führte Albert Vögler auf der Tagung des Langnamvereins aus, man müsse dahin wirken, daß Deutschland seine Reparationszahlungen allein durch Sachleistungen abtrage. Als Frankreich einst langjährige Kohlenlieferungsverträge im Dienst der Reparation vorschlug, wurde dieses Sachleistungsprogramm abgelehnt, weil Deutschlands Kohlenbasis durch den Vertrag von Versailles zur Deckung des eignen Bedarfs zu schmal geworden sei, und weil die Kohlenlieferung ewige Fron bedeuten würde. Die Kohlenhalden von heute sprechen eine andere Sprache, der erfreulicherweise Vögler in diesen Tagen Ausdruck gegeben hat. Als gutes Zeichen ist die amtliche Mitteilung des französischen Finanzministeriums vom 28. Mai 1931 zu vermerken, daß das im Youngplan vorgesehene Kontrollkomitee für die deutschen Sachlieferungen zusammentritt, um (nach einer Bemerkung des Figaro) sich unverbindlich mit einer Reform des Youngplans zu beschäftigen und die Erhöhung der Sachlieferungsquote, trotz dem (allzu leicht begreiflichen) englischen Widerstand, zu prüfen. Und jetzt, in der erregten Diskussion des sogenannten Hooverprojekts, ist auch die Frage der Sachlieferungen gestreift worden: freilich, ohne daß man bis jetzt in der deutschen Öffentlichkeit darauf geachtet oder gar die volle Bedeutung der sich daraus ergebenden produktiven Aufgabe grade während eines Schuldenfeierjahrs erkannt hätte.

Noch sind nicht alle Bahnen zu einer wahrhaften Wiedergutmachung alter Unterlassungssünden verschlossen, wenn der Wille zur Tat lebendig ist. Der innerlich und moralisch verbürgte Friede mit Frankreich, die Aussöhnung durch Gemeinschaft enthält die Bürgschaft für die Entfaltung neuen Lebens im europäischen Raum, bei Vervielfältigung der Kräfte unseres Kontinents. So kann die Notverordnung vom 5. Juni 1931, die nur aus der Not geboren wurde und, wenn sie für sich bestehen bleibt, wieder neue Not schafft, den Anstoß zu einem Akt der Befreiung abgeben. Eine rettende Tat ist nichts, wenn sie nicht Teil eines Ganzen ist. Das schrieb Bismarck im Jahr 1849. Es ist auch heute noch wahr.

KARL HILDENBRAND . REICHSEINHEIT DURCH REICHSFÜHRUNG



M 29. Juni, an dem Tag, an dem vor 100 Jahren Heinrich Freiherr vom Stein starb, konnte man in Deutschland Artikel in großer Zahl lesen und Gedächtnisreden hören, die alle jenen Staatsmann feierten und je nach ihrer politischen und geistigen Richtung für sich beanspruchten. Vornehmlich war es Carl Severing, der als Sozialist wie als deutscher Politiker die wirkliche Leistung Steins den Hörern klarmachte. Auch manches, was von anderen geschrieben und gesagt wurde, war richtig, einiges freilich nicht ganz richtig, anderes auch falsch. Dem heute bestehenden Geisteszustand entsprechend wurde jenen Gedächtniskundgebungen vielfach ein nationalistischer Akzent aufgesetzt, ja, Stein wurde gradezu gegen den (sich jetzt langsam bildenden) europäischen Geist ausgespielt. So wurde grade das, was in seiner Auffassung und Haltung verfehlt war, wie sich dann in den Jahren der Heiligen Allianz zeigte, kritiklos übernommen. Es wäre besser gewesen, wenn man statt dessen, viel mehr noch als es geschehen ist, in voller Schärfe und Klarheit die vergeblichen Be-

mühungen des großen Staatsmanns eine deutsche Nation zu bilden und ein einheitliches Deutschland zu schaffen hervorgehoben hätte. Geschehen ist es, aber nicht an allen Stellen mit der Intensität, die die Lage der immer noch nicht gebildeten deutschen Nation und des immer noch nicht geschaffenen einheitlichen Deutschlands im Jahr 1931 erfordert hätte. Immerhin, das Bewußtsein war da, daß hierin die historische Bedeutung Steins liegt. Die Reichsregierung, von Heinrich Brüning geführt, schrieb daher auf den Kranz, den sie am Denkmal Steins niederlegen ließ, die Worte: »Dem Wegbereiter deutscher Einheit und Freiheit.« Sie ehrte damit den schon seit 100 Jahren toten Wegbereiter. Aber sie gäbe dieser Ehrung doch erst einen konkreten und lebendigen Sinn, wenn sie jetzt, in der schlimmen Zeit unseres Landes, fest entschlossen die Führung zum Ziel auf eben jenem bereiteten Weg übernehme, um, wie der Reichskanzler in seiner Rundfunkrede am 23. Juni sagte, zu erreichen, »daß das deutsche Volk fest entschlossen ist aus eigener Kraft den Weg der größten Sparsamkeit auf allen Gebieten weiterzugehen«.

Auf allen Gebieten. Nicht nur mit den (bei aller Erkenntnis ihrer sachlichen Notwendigkeit doch psychisch erbitternden) Einsparungen der sozialen Notpennige der Arbeits- und Einkommenslosen auf dem Weg der Notverordnung sondern endlich auf dem viel wichtigeren Gebiet des Neuaufbaus unseres Staatswesens, das heute in seiner Zersplitterung ein Hohn auf wertschaffende Arbeit ermöglichende Sparsamkeit wie auf staatliche Vernunft ist.

Die ganze Welt kennt heute, wie Stein vor über 100 Jahren, nur Deutschland als Staat. Sie lacht, wenn sich ihr der Deutsche als Lipper oder auch als Bayer zu legitimieren sucht. Die Lasten des verlorenen Kriegs werden nicht von den Einzelstaaten sondern vom Reich getragen. Zu den internationalen Verhandlungen zur Erleichterung der Kriegslasten, zur Führung aller Finanz-, Zoll-, Wirtschafts-, Handels- und Verkehrsfragen ist das Reich, ist nur die Reichsregierung berufen. Ihr kommt auch zu jetzt den absolut aussichtslosen, sich ewig komplizierenden einzelstaatlichen Verhandlungen ein Ende zu machen, ihre ganze Autorität einzusetzen, um kraftvoll zu führen, bis ein einheitliches deutsches Staatsgebilde geschaffen ist, in dem für die Selbstverwaltung der Provinz- und Gemeindeaufgaben der Staatsbürger, auch für die Regionalisierung der Kulturpolitik ein hinreichend großes Feld bleibt. In einer Zeit, in der die führenden Staatsmänner aller großen und auch der kleineren Staaten die wichtigsten Staatsgeschäfte durch persönliche Aussprachen zu erledigen und möglichst alle diplomatischen Hemmungen einer veralteten Geheimpolitik zu beseitigen beginnen: eine Methode, die dem kommenden Vereinigten Europäischen Kontinent den Weg bereitet, ist es auch für Deutschland an der Zeit als einheitlicher Staat seinen Leitern die Autorität zu geben, deren sie bedürfen, um als gleichberechtigte Partner bei den internationalen Verhandlungen das ganze deutsche Volk zu vertreten.

Aber noch viel mehr als unsere politischen Nöte zwingt uns unsere wirtschaftliche Not zu raschem Handeln; unsere wirtschaftliche Not, die Millionen Existenzen zerstört, die nicht nur die Arbeiter sondern auch die Mittelklassen und die selbständigen Unternehmer bedroht. Die Ursachen der Wirtschaftskrise: planlos gesteigerte Produktion, die nicht nach sachlicher Notwendigkeit sondern nach vorübergehender Tageskonjunktur eingerichtet wurde, eine ungenügende Wirtschaftspolitik im Verein mit einer fehlgehenden Außenpolitik, der Mangel an jedem zentralen Gedanken in der Produktions-

gestaltung, dadurch Fehlinvestierung und unrationelle, weil am falschen Ort vorgenommene Rationalisierung, können nicht mehr durch kleine Mittel eines Landes oder eines Staats behoben werden, sie erfordern eine internationale vernünftige Regelung und Behebung. Und für uns insbesondere den Zusammenschluß unseres Kontinents. Der setzt aber vernünftig geführte Staaten und Völker voraus. Deutschland, das so stark bevölkerte, so stark industrialisierte Land, das Land ohne Rohprodukte und mit dem größten Absatz auf dem Weltmarkt, ist sicher berufen im Wirtschaftsrat der Völker eine ebenso wichtige wie verständige Rolle zu spielen. Seine Vertreter müssen von dem Vertrauen des ganzen Volks getragen sein, wenn sie mit Erfolg tätig sein sollen, um in bedeutungsvollen Verhandlungen der Wirtschaft die Bahn zu einer Behebung der Weltkrise zu ebnen, so daß allen Völkern, und auch dem deutschen, die Wirtschaft zum Segen und nicht zum Fluch wird.

Diese wirtschaftliche Not der Gegenwart macht rasches Handeln der Reichsregierung notwendig. Wie in Weimar die wochenlangen aussichtslosen Verhandlungen der Einzelstaaten zur Erreichung der Reichsbahn erst Erfolg hatten, als die Reichsregierung die Führung übernahm, so wird es sicher auch bei den Bemühungen um das eine Deutschland gehen. Die Regierung dieser Notzeit ist jetzt vor die Aufgabe gestellt auch auf diesem Notgebiet die Politik zu führen: alles Kleine und Kleinstaatliche kraft ihres übergeordneten Reichsrechts zu beseitigen und endlich, 13 Jahre später als es hätte geschehen sollen, den deutschen Einheitsstaat zu schaffen. Das Geschrei vom öden Zentralismus, das regelmäßig erhoben wird, wenn die Reichsreform droht, muß endlich aufhören zu schrecken. Nicht um einen solchen handelt es sich sondern um die politische Einheit, die reichster geistiger Differenzierung Raum läßt. Aber weshalb soll das deutsche Volk seine Kräfte, die es zu fruchtbarem Schaffen gut gebrauchen könnte, im Leerlauf einer in jedem Betracht sinnlosen Verwaltungszersplitterung verzetteln?

Heute trifft sicher noch mehr als vor 118 Jahren zu, was Freiherr vom Stein in seiner Prager Denkschrift vom August 1813 den damaligen Staatsmännern mahnend sagte: »Benutzen Sie, an der Spitze der deutschen Angelegenheiten stehende Staatsmänner, die Krise des Moments nicht, um das Wohl Ihres Vaterlandes auf eine dauerhafte Art zu befestigen, beabsichtigen Sie nur auf eine leichte, bequeme Weise einen Zwischenzustand herbeizuführen, durch welchen die nächsten Zwecke einer vorübergehenden Ruhe, einer etwas erträglichen Lage erreicht werden, so werden Zeitgenossen und Nachwelt Sie des Leichtsinns, der Gleichgültigkeit gegen das Glück des Vaterlandes mit Recht anklagen und als daran schuldig brandmarken!« So stand es vor 118 Jahren. Der sogenannte Befreiungskrieg brachte damals dem deutschen Volk nicht die Freiheit, dem deutschen Land nicht die Einheit. Die Zusammenarbeit der Völker Kontinentaleuropas, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts am Horizont aufzusteigen schien, wurde für jenes Jahrhundert unmöglich gemacht. Das 20. Jahrhundert, das den furchtbarsten aller Kriege in einem sich zerfleischenden Europa sah, soll uns aber trotz allem die Erfüllung bringen. Ein einiges Europa braucht nun zunächst ein einheitliches Deutschland. Die heute »an der Spitze der deutschen Angelegenheiten stehenden Staatsmänner« mögen also in diesem Augenblick entschlossen handeln, damit die Späterkommenden sie nicht »mit Recht anklagen« können.



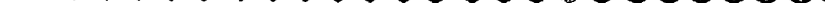
KURT VON REIBNITZ • REICHSREFORM UND NOTVERORDNUNG

PARTIKULARISMUS bedeutet Schwächung der Deutschen Republik, Unitarismus, natürlich nicht im schablonenhaften Sinn, Stärkung der Deutschen Republik. Das ahnte Bismarck, als er 1880 dem Weimaraner Staatsminister Stichling sagte: »In der Erhaltung des Föderativstaates erblicke ich eine viel größere Widerstandsfähigkeit gegen das republikanische Andrängen, das sich im Reichstage wie in ganz Europa bemerkbar macht, als sie dem Einheitsstaate zu Gebote stehen würde.« Indessen hat Bismarck bei dieser Äußerung an einen Föderativstaat aus größeren Gliedstaaten gedacht. Hatte er doch 3 Jahre früher den Kleinstaaten eigentlich nur die Aufgabe zugeteilt ihm bei der Ersetzung der Matrikularbeiträge durch Reichssteuern und durch ein Tabakmonopol zu helfen. In Erinnerung an seine früheren Jagdfahrten in Rußland verglich er Christoph von Tiedemann-Seeheim gegenüber die Kleinstaaten mit Ferkeln, die man auf der Wolfsjagd mitnimmt, damit sie durch ihr Schreien die Wölfe anlocken. »Sie müßten noch mehr schreien über die Höhe der Matrikularbeiträge«, sagte er damals.

In konstanter Praxis befolgt die republikanische Reichsregierung das Bismarcksche Rezept, natürlich *mutatis mutandis*, seit der Erzbergerschen Finanzreform. Die Kleinstaaten werden von ihr als *quantités négligeables* behandelt, die möglichst bald zu verschwinden haben. Man unterhöhlt sie daher durch systematische Minderungen der Steuerüberweisungen und der Zahlungen aus dem § 35 des Reichsfinanzausgleichsgesetzes. Das ist das gute Recht des Reichskabinetts, das als Hüter der Deutschen Republik dafür zu sorgen hat, daß diese unversehrt, vor allem aber stark und kräftig bleibt. Trotz dem Artikel 2 Satz 1 der Reichsverfassung, der den Status quo der Länder garantiert, wird sich jeder vernünftige Deutsche sagen: Erst das Reich und dann die Länder! Jedoch ergibt sich als logische Folge dieser Ansicht, daß endlich einmal den nicht mehr lebensfähigen kleinen Staaten Gelegenheit gegeben werden muß durch eine Reichsreform in einem größern Gebilde aufzugehen. Schon viel zu lange hat man diese Möglichkeit, mit Rücksicht wohl auf Bayern, hinausgeschoben. In den verflossenen Reichstagen wäre wahrscheinlich die notwendige Zweidrittelmehrheit für eine Reichsreform vorhanden gewesen. In diesem Reichstag, der zur Konsolidierung der inneren Verhältnisse seine 4jährige Periode ausleben muß, ist eine solche Mehrheit nicht vorhanden. 4 bis 5 Jahre aber können die kleinen norddeutschen Agrarstaaten nicht mehr warten, denn finanziell brennt ihnen das Feuer auf den Nägeln. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als daß sie sich möglichst bald auf dem Weg der freiwilligen Vereinbarung entweder mit finanziell potenteren Ländern zusammenschließen oder aber zu Preußen gehen. Die Bildung eines Nordwestlands unter Hamburgs Führung, bestehend aus Hamburg mit 1,152 Millionen, Mecklenburg-Schwerin mit 0,674, Oldenburg mit 0,545, Braunschweig mit 0,502, Bremen mit 0,339, Lippe mit 0,164, Lübeck mit 0,128, Mecklenburg-Strelitz mit 0,110 Millionen Einwohnern, das also zusammen 3,614 Millionen Einwohner hätte, ist schon in den allerersten Anfängen gescheitert. Hamburg will allein bleiben und glaubt seine besondere Art als Handelsstadt und Handelshafen nicht durch eine Verschmelzung mit Agrargebieten aufgeben zu sollen.

Als Staatschef von Mecklenburg-Strelitz habe ich die Fühlungnahme mit Preußen schon im Frühjahr 1929 angebahnt. Umfangreiche Arbeiten und mühevoll statistische Zusammenstellungen wurden auf beiden Seiten vorgenommen, mehrere Denkschriften verfaßt und dem vom Landtag für die Anschlußfrage gewählten besondern 9köpfigen Ausschuß, dem sogenannten Preußenausschuß, vorgelegt. In ihm saßen 3 Deutschnationale und 3 Sozialdemokraten, die restlichen 3 Stimmen verteilten sich auf die Mittelparteien. Vorsitzender des Ausschusses war der sozialdemokratische Fraktionsführer, der Landrat Fritz Foth. 23 Sitzungen von früh bis spät hat der Ausschuß abgehalten und sich eingehend mit den preußischen Bedingungen beschäftigt, die ebenso großzügig wie günstig waren. Neustrelitz sollte Hauptstadt eines aus Mecklenburg-Strelitz und der angrenzenden Uckermark, das heißt den Kreisen Templin, Prenzlau und Angermünde, zu bildenden Regierungsbezirks werden. Der Bevölkerung des Landes aber sollte der größte Teil des Staatsvermögens (Mecklenburg-Strelitz ist, natürlich relativ, das reichste deutsche Land, da fast $\frac{3}{5}$ Staatsbesitz sind) in Form eines Zweckverbandsvermögens erhalten bleiben. Einzelzahlen interessieren nicht. Nur eins sei hier erwähnt: nämlich daß Mecklenburg-Strelitz, schon an sich das steuerschwächste deutsche Land, unter der Krise der Landwirtschaft sehr stark gelitten hat. Das Steueraufkommen sank von Jahr zu Jahr, ebenso sanken die Einnahmen aus dem Staatsvermögen, das aus 72 Domänen (zusammen 37 000 Hektar) und 48 000 Hektar Wald besteht. Das Defizit des Staatshaushalts, der 1927 noch balancierte, vergrößerte sich daher von Jahr zu Jahr. Es betrug 1928 710 000 Mark, 1929 2 160 000 Mark, 1930 3 268 000 Mark, 1931 4 000 000 Mark. Zum Anschluß an Preußen war nach dem Landesgrundgesetz Zweidrittelmehrheit nötig. Er konnte daher nur mit den Stimmen der Deutschnationalen vor sich gehen. Deren Führer ist der im Land angesessene Wilhelm von Waldow, der in der Vorkriegszeit 2 große Provinzen, Posen und Pommern, erfolgreich verwaltet hat und 1917 und 1918 Präsident des Kriegsernährungsamts und preußischer Staatsminister war. Er hielt von Anfang an die von Preußen gebotenen Bedingungen für günstig und war der Überzeugung, daß der Anschluß im Interesse des Landes und seiner Bevölkerung notwendig sei. Einige Mitglieder seiner 10köpfigen Fraktion waren auf dem Weg ihm zu folgen. Da kam der deutschnationale Reichstagsabgeordnete des Wahlkreises Mecklenburg-Lübeck Friedrich Everling nach Neustrelitz, setzte die deutschnationale Fraktion unter den Druck des Landbunds und des Stahlhelms und zwang sie, ehe noch die Verhandlungen im Preußenausschuß beendet waren, zur Erklärung, daß sie geschlossen gegen den Anschluß stimmen würde. Damit war die im Landtag nötige Zweidrittelmehrheit zerstört. Es war das selbe Spiel wie seinerzeit in Schaumburg-Lippe, wo an der Zweidrittelmehrheit (der Landtag hat dort 15 Abgeordnete) nur 1 Stimme fehlte.

Es ist anzunehmen, daß in allen kleinen Ländern eine verfassungändernde Zweidrittelmehrheit nötig ist, wenn sich der Staat an einen andern anschließen will. Das Zustandekommen solcher Mehrheiten wird aber in diesen Ländern infolge der partikularistischen Orientierung der Rechten, die Nationalsozialisten eingeschlossen, auf lange Zeit unmöglich sein. Die Reichsregierung kann zurzeit die kleinen Staaten wegen der Finanzlage des Reichs doch nicht retten. Zweidrittelmehrheit für die Reichsreform ist im Reichstag nicht vorhanden. So bleibt nichts anderes übrig als den Artikel 48 der Reichs-



Es ist in diesem Augenblick nicht unnötig daran zu erinnern. Denn wieder erwartet der größte Teil des deutschen Volkes die Hilfe aus Amerika, ohne sich um ihre Gründe und Hintergründe zu kümmern. Die Botschaft des amerikanischen Präsidenten Herbert Hoover wurde als ein Evangelium der Uneigennützigkeit begrüßt, das schmückende Beiwort hochherzig war das geringste in der deutschen Presse zur Charakterisierung des Hooverschen Plans. Und das nicht nur im ersten Freudentaumel über das dem Schiffbrüchigen zugeworfene Rettungsseil, es ist allgemeiner Glaube geblieben. Daß Amerika grundsätzlich seinen Gläubigerstandpunkt festhält, daß es nichts anderes tut als einen Wechsel zu prolongieren, das erkannte und erkennt man als sein gutes Recht an. "Tribut" ist nur das, was Frankreich an Reparationszahlungen empfängt, von ihm verlangt man Verzicht auf seine vertraglichen, moralisch wie materiell begründeten Rechte. Hier und da wird wohl einmal angedeutet, daß der amerikanische Staatspräsident, um es volkstümlich zu sagen, mit der Wurst nach der Speckseite wirft, daß seine von der Wall Street inspirierte Aktion weniger dem Wohlbefinden Deutsch-

lands gilt als den gefährdeten Anleihen der amerikanischen Geldgeber. Ja, einzelne weisen sogar darauf hin, daß die Kurssteigerungen, die auf Hoovers Schritt folgten, der angelsächsischen Finanzwelt bereits mehr Gewinn gebracht haben als der vorübergehende Verzicht auf Schuldentzahlungen (die man doch nicht bekommen hätte) ausmacht. Aber das ändert nichts an der Gesamtstimmung, ist immer nur Erkenntnis einzelner, nicht einmal maßgebender Personen. Die Kehrseite der so konziliananten Haltung gegen den amerikanischen Interessenten ist die erbeindliche Gereiztheit gegen den französischen Gläubiger, dem man es bitter übel nimmt, daß er (der wesentlich härter betroffen wird als der amerikanische oder englische Staatsbürger) nicht mit fliegenden Fahnen in das angelsächsische Camp eingeschwenkt ist. Daß Frankreich durch seinen Widerstand gegen jede angelsächsische Diktatur gleichzeitig mit seinen eignen auch den Interessen des ganzen europäischen Festlands dient, ist ein nicht neues, aus seiner ganzen politischen Idee herzuleitendes Phänomen, auf das noch zurückzukommen ist.

Während die deutsche Volksstimmung für eine antifranzösisch-antieuropäische Politik bearbeitet wurde, hat allerdings der Reichskanzler Heinrich Brüning ähnlich wie Herbert Hoover die Welt überrascht: durch seine Rundfunkrede, deren Kernstück der »Appell an Frankreich« ist, wie die Germania am 24. Juni die Wiedergabe der Rede überschrieb, in Wahrheit das Zurückfinden auf den Weg der Verständigung mit Frankreich, auf den Weg also, den Stresemann in einer nicht unähnlichen Situation, nach dem Zusammenbruch des Ruhrabenteuers, geöffnet hatte. Die französische Außenpolitik hat bei aller Wahrung auch der spezifisch französischen Interessen diesen Weg nie verlassen, an dieser "Generallinie" festgehalten. Trotz allen Stahlhelmparaden konnte Aristide Briand nicht nur seine Friedensrede in Gourdon unter dem einmütigen Beifall Zehntausender von Frontkämpfern halten, er durfte sich ohne Gefahr für die Regierung Laval ebenso in der Kammer zur Fortführung dieser Politik bekennen, obwohl seine Gegner mit einer Fülle von Material aufrückten, das ihnen die unverantwortliche Außenpolitik der deutschen Zeitungen und Verbände fortlaufend geliefert hat. Es ist, will man zu einer gerechten Würdigung kommen, nötig daran zu erinnern. Bedauert doch selbst das Hamburger Echo vom 28. Juni 1931, »daß man in Paris die Gelegenheit zu einer großen versöhnenden Geste sich wieder einmal hat entgehen lassen und auf die Rede Brünings nicht die angemessene Antwort fand«. Das ist deshalb bemerkenswert, weil diese große sozialdemokratische Tageszeitung in letzter Zeit öfter eine von der der meisten sozialdemokratischen Blätter wohlthuend abstechende Haltung eingenommen hat, übrigens auch den oben zitierten Artikel mit dem klaren Bekenntnis abschließt: »Der direkte Weg von Berlin nach Paris bleibt nicht nur der kürzeste, er bleibt auch der einzige, der zum Ziele führen kann.«

Wenn sich aber das Hamburger Echo darüber wundert und es bedauert, daß nicht Briand statt Laval und Flandin gesprochen habe (wobei an deren Reden allerdings ein überaus strenger Maßstab angelegt wird), so muß doch daran erinnert werden, daß es eine deutsche Politik der Kopflosigkeit war, die Art, wie das Zollvereinsprojekt in die Welt gesetzt wurde, die zur Folge hatte, daß der "große alte Mann" in den Hintergrund gedrängt wurde. Es rächt sich eben auch in dieser Beziehung eine Denkweise, die nicht erkennt, daß eine aktive deutsche Politik nur europäisch sein kann.

Die Rede Brünings läßt Hoffnungen wiederaufkeimen, die im Hagel der nationalistischen Gewitter schwer zu Boden gedrückt waren. Ihr müssen nun Taten folgen, die an der klaren Erkenntnis der Sachlage orientiert sind. Dazu gehört die Einordnung der Hooverschen Aktion in die Gesamtpolitik Amerikas, die Messung ihrer Bedeutung innerhalb des Bezugssystems Europa. Daß Hoover amerikanischen Interessen dient, versteht sich zu sehr von selbst, als daß es noch betont werden müßte. Unsinn wäre es ihm daraus einen moralischen Vorwurf zu machen, ebenso Unsinn freilich den Tatbestand zu verkennen und aus purer Dankbarkeit die eignen Interessen preiszugeben. Diese sind nun, wie das auch Brüning betont hat, in vielem übereinstimmend und gemeinsam mit denen Frankreichs. Übereinstimmend und gemeinsam ist das Interesse Deutschlands und Frankreichs an der Streichung der Kriegsschulden, soweit sie nicht die reine Wiedergutmachung betreffen. In den ersten Jahren nach dem Krieg ist von deutscher Seite unumwunden die moralische Pflicht zum Wiederaufbau der kriegsverwüsteten Gebiete anerkannt worden. Mittlerweile hat man vielfach, auch in sozialistischen Kreisen, anscheinend vergessen, daß die Sozialistische Internationale die sachlich notwendige Trennung zwischen Wiedergutmachung und Schuldenzahlung (Kriegspensionen Englands und Erlös aus Lieferungen Amerikas an die Alliierten) gemacht hat und sich für die Streichung der interalliierten Schulden und entsprechende Reduktion der Zahlungsverpflichtungen Deutschlands eingesetzt hat: nicht aber für die Streichung der Wiedergutmachungsverpflichtung. Auch der Youngplan hat in Anerkennung dieses grundsätzlichen Unterschieds die Trennung zwischen geschützten und ungeschützten Zahlungen vorgenommen. Wenn deutsche Sozialdemokraten Frankreich an seine »große Stunde« mahnen und dabei, wie der Genosse Rudolf Breitscheid, erklären: »Man beruft sich auf Verträge, aber was helfen Verträge, wenn die Kraft zu ihrer Erfüllung fehlt?«, so ist es wohl nicht unangebracht auf die Rede zu verweisen, die Léon Blum am 26. Juni in der französischen Kammer hielt, und auf die Erklärung der Délégation Exécutive du Groupe Socialiste, also des Fraktionsvorstands, die vorher schon am 24. Juni im Populaire veröffentlicht worden war. Die wichtigste Stelle dieses Manifests lautet:

»Mais le Groupe Socialiste tiendra certainement à souligner que l'offre du Président Hoover, bien que se plaçant entièrement en dehors du plan Young, tend comme lui à confondre les réparations et les dettes, alors que toujours le Socialisme les distingua dans leur essence comme dans leurs modalités de paiement. Pour ce qui concerne les tranches inconditionnelles, en faible partie mobilisées, en tout cas totalement mobilisables, ayant un caractère privé, représentant dans la pensée des experts unanimes les réparations dues à la France en vertu d'un principe de droit naturel, supérieur même au droit des traités, il ne peut cependant y avoir ni confusion ni prescription. Si donc la France estime qu'en raison de la situation économique de l'Allemagne elle doit suspendre le transfert effectif à son profit de la tranche inconditionnelle, des négociations doivent être engagées sans délai avec l'Amérique, avec les autres Etats créanciers et avec l'Allemagne pour que cette suspension soit accompagnée de mesures précises préservant formellement le principe de l'obligation allemande. La Délégation Exécutive vise par exemple le versement de tout ou partie de la tranche inconditionnelle à la Banque des Règlements Internationaux qui pourrait l'employer en opérations de crédit dont bénéficierait l'Allemagne elle-même.«

Die französische Antwortnote ist, wie das Léon Blum in seiner Kammerrede festhielt, sichtlich von diesem Manifest inspiriert worden, mit dem Unterschied vielleicht, daß sie weniger schroff, doch nicht weniger fest den gleichen Standpunkt vertritt, den die sozialistische Fraktion, den auch die Sozia-

listische Internationale vertreten hat. Es liegt also nicht bei Frankreich, wie die Germania am 24. Juni behauptete, ob »jetzt wieder ein Moment verpaßt werden wird, der von neuem die große europäische Chance bietet«. Das Hooversche Manifest, dessen Doppelgesichtigkeit auffällt, hat praktisch zwar den Zusammenhang zwischen dem Reparationsproblem und den interalliierten Schulden anerkannt, andererseits aber getreu der bisherigen Haltung Amerikas die Reparationsfrage als eine rein europäische Angelegenheit deklariert. Und das ist sie denn auch tatsächlich. Ja noch mehr, es ist in der Hauptsache eine deutsch-französische Angelegenheit, und es führt kein anderer Weg schließlich zum Ziel als der über Paris. Es war also alles andere als weitsichtige Politik, wenn die deutsche Presse die deutsche Regierung einmütig mahnte sich ja nicht in die Verhandlungen zwischen Frankreich und Amerika hineinziehen zu lassen, wenn deutsche Politiker so taten, als gingen die Pariser Konferenzen Deutschland gar nichts an, Amerika würde schon dafür sorgen Frankreich »in seine Schranken zurückzuweisen«. Mit Bitterkeit hatte die französische Presse bemerkt, daß die Antwort der französischen Regierung von Amerika mit Worten der Anerkennung aufgenommen wurde, während die deutsche Presse sie mit ablehnenden Kommentaren versehen hat. Grade diese Haltung hat die französische Öffentlichkeit besonders mißtrauisch gemacht, veranlaßt sie in der fälligen Rede Hjalmar Schachts den Willensausdruck des deutschen Volks zu sehen, läßt sie befürchten, daß es nach wie vor Deutschlands heimliche Absicht sei die Zahlungen an Frankreich überhaupt einzustellen, das Feiertag zum Anlaß zu nehmen sich der Wiedergutmachungsverpflichtung zu entledigen. In der Tat scheint man ja in gewissen Kreisen bei uns zu glauben, daß wir, von dem breiten Rücken Onkel Sams gedeckt, das ganze Problem flott mit einer Handbewegung abtun könnten. Ein Beispiel: Die demokratische Neue Leipziger Zeitung, die wir früher einigemal wegen ihrer klugen, verständigungsbereiten außenpolitischen Haltung zitieren konnten, ließ am 1. Juli einen Leitartikel so enden: »Frankreich hat sich bis morgen nicht nur über den Verzicht auf ein paar hundert Reparationsmillionen zu entscheiden sondern auch Abschied von dem starren Versailler Vertrag und seinen Anhängseln zu nehmen. Das fällt schwer! Deshalb die nächtliche Kammersitzung, deshalb die Dauerkonferenzen und deshalb auch die blinde Wut auf das schweigende Deutschland.«

Es läge im wohlverstandenen deutschen Interesse, wenn von verantwortlicher Seite ganz andere Töne zu hören wären. Denn schließlich, das muß doch wohl klar sein, ist dieser Zahlungsaufschub noch nicht die Rettung Deutschlands aus der Finanznot. Und wenn wir von allem andern, auch von den innenpolitischen Problemen absehen, so wäre allein durch den gemeinsam mit Frankreich zu führenden, moralisch berechtigten Kampf gegen die wirklichen, wenn für Deutschland auch indirekten Kriegstribute an Amerika finanziell und moralisch mehr zu gewinnen als durch eine Repudierung der wirklichen Wiedergutmachungen. Von Amerika sind keine Geschenke zu erwarten. Für die Wall Street ist Europa ein Absatz- und Ausbeutungsgebiet, nichts anderes. Und wenn Deutschland weiter seine Aufgabe darin sieht Frankreich zu bekämpfen und damit, ob gewollt oder ungewollt, die Einigung des Kontinents zu hintertreiben, so wird das eintreten, was Henry Noel Brailsford am 26. Juni im New Leader aussprach:

»Die Welt wird von ihren Geldverleihern beherrscht, und ehe wenige Jahre oder nur Monate vergangen sind, wird die Wall Street dem Kontinent diktieren, genau so wie die City der Diktator Australiens geworden ist.«

Hat man denn in Deutschland noch immer nicht begriffen, daß der Kampf Frankreichs, der in ein angebliches Streben zur Suprematie über den Kontinent umgefälscht wird, allein gegen die Suprematie Amerikas, der angelsächsischen Welt, gerichtet ist? Hat man noch nie etwas von der angelsächsischen Neigung gehört Christentum zu sagen und Kattun zu meinen? Nun, so mag man sich von einem Engländer daran erinnern lassen, von dem bekannten Publizisten Wickham Steed, der in der Prager Presse vom 1. Juli 1931 sich über die amerikanische, von Deutschland gläubig aufgenommene These mokiert, »daß jede Streichung der Kriegsschulden lediglich den streitsüchtigen europäischen Ländern helfen würde mehr Geld für Rüstungen aufzuwenden in Vorbereitung künftiger Kriege«, und dann fortfährt:

»Dieser dritten Idee entnehmen die Amerikaner (die, ebenso wie die Engländer, immer glücklicher sind, wenn sie eine moralistische Sanktion für die Verkündung dessen finden können, wovon sie annehmen, daß es ihr eignes Interesse ist) das komfortable Gefühl, daß, indem man Europa zahlen läßt, sie die Sache der Abrüstung und des Weltfriedens fördern.«

Genau das gleiche sagt Brailsford, der seinen Artikel also schließt:

»Es wird uns erzählt, wir sollten weniger für Rüstungen ausgeben, damit wir mehr hätten unsere Gläubiger zu bezahlen. Es mag ein guter Rat sein, aber wenn sie sich die Welt rundherum betrachten, bemerken die Schuldner, daß die beiden Hauptgläubiger jeder für sich eine überragende Flotte unterhält.«

Wie bar jeder Einsicht nimmt sich grade an diesen Feststellungen gemessen das aus, was die Wiener Arbeiterzeitung zu dem Problem Europa beitragen zu müssen glaubte. Da hieß es am 28. Juni in einem Leitaufsatz:

»Frankreich hat im letzten Jahre eine Kette außenpolitischer Niederlagen erlitten. Daß der Räumung des Rheinlandes durch die französischen Truppen in Deutschland jene nationalistische Welle folgte, die die Reichstagswahlen vom September sichtbar gemacht haben, hat in Frankreich beunruhigt. Der Plan der deutsch-österreichischen Zollunion hat Frankreich erbittert. Die Zusammenkunft der deutschen Minister mit den englischen in Chequers hat Besorgnisse erregt. Daß England es in der vorigen Woche durch schnelle Hilfe Österreich erspart hat vor dem französischen Erpressungsversuch zu kapitulieren, hat man in Paris als klägliche Blamage empfunden. Jetzt auch noch der Vorschlag Hoovers, der ein Loch in das französische Staatsbudget reißt, der Frankreich moralisch zwingt auf Rechte aus dem Youngplan zeitweilig zu verzichten, der der Welt demonstriert, daß nicht Briands Paneuropa, sondern das Zusammenwirken Englands mit Amerika Europa rettet!«

Es braucht in Verfolg dieser Ausführungen und in Zusammenhang mit den Feststellungen der beiden Engländer nicht wiederholt zu werden, was bei den verschiedenen Flottenkonferenzen hier ausgeführt wurde. So sehr die Abrüstung ein Ziel ist aufs innigste zu wünschen, die Wehrlosmachung des europäischen Kontinents zugunsten einer pax anglosaxonica ist denn doch ein anderes Ding als der ersehnte Weltfriede. An der Abrüstung der anderen haben es die Vereinigten Staaten von Amerika nie fehlen lassen, aber die nordamerikanischen Anleihen an südamerikanische Staaten, verbunden mit der üblichen Art von Pazifizierung, sollten die europäischen Troer, selbst wenn sie aus dem Phäakenland stammen, doch etwas besorgter machen. Frankreich hat all solche Bestrebungen Washingtons bis jetzt immer abgewehrt. Wenn es gezwungen ist sich in Europa selbst nach Hilfskräften umzusehen, die die europäische Selbstbestimmung gegen Amerika wahren wollen, und dabei ohne seinen Willen in einen Gegensatz zu Deutschland gerät, so kann man doch nicht ihm daraus einen Vorwurf machen. Eine deutsche Politik des Ressentiments führt eben notgedrungen zu einer falschen Gruppierung. Daraus muß man die richtige, die europäische Konsequenz ziehen.

Solange Deutschland und Frankreich gegen einander arbeiten, gibt es keinen wahren Frieden auf dem Kontinent, solche Rivalität trägt den Keim neuer Konflikte ständig in sich. Seit Jahren sucht Frankreich den Kontinent zur Einheit zu führen. Es hat, wie seine Staatsmänner oft unterstreichen mußten, auf viele stipulierte Rechte verzichtet. Es hat selbst an der Revision des Versailler Vertrags (Locarno, Rheinlandräumung) aktiv gearbeitet. Es hat konstruktive Pläne politischer und wirtschaftlicher Art für den Aufbau und Zusammenschluß Europas nicht nur proklamiert sondern, soweit es ging, in die Praxis umgesetzt. Auch jetzt stand hinter der Weigerung vertragliche Rechte zugunsten Amerikas einfach preiszugeben, hinter dem Bemühen bei der Hilfeleistung für Deutschland auch andere europäische Staaten nicht zu vergessen, der Wille zu kontinentaleuropäischer Solidarität. Dies soll ebensowenig moralisch gewertet werden wie oben der entgegengesetzte politische Wille Amerikas. Begnügen wir uns mit der Feststellung, daß Frankreichs Interesse nach einem europäischen Zusammenschluß tendiert, weil nur in einem Vereinigten Europäischen Kontinent die von dem ganzen französischen Volk ersehnte Sicherheit gegen die Gefahr eines neuen Kriegs gegeben ist. Dieser europäische Inhalt gibt der französischen Politik ihre Kraft, die sie jetzt wieder in dem amerikanischen Intermezzo bewiesen hat, und die am 4. Juli zu den Abmachungen führte, die hoffentlich das Schuldenfeierjahr einleiten. Dieses Jahr muß der Gestaltung Europas gewidmet sein. Es braucht nur der Mitarbeit Deutschlands, um verwirklicht zu werden, was als Idee schon aufgerichtet ist. Es ist jetzt Deutschlands »große Stunde«.

GERHARD GLIENKE · DIE EUROPÄISCHE GETREIDEWIRTSCHAFT

AGRARPOLITISCH standen die beiden Wirtschaftsjahre 1929-1930 und 1930-1931 einerseits im Zeichen des Kampfs um den Absatz großer Getreideüberschußmengen seitens der exportierenden Länder, andererseits im Zeichen des Abwehrkampfes der importierenden, vor allem also der europäischen Länder gegen diesen überseeischen Getreideansturm im Interesse ihrer Landwirtschaft¹. Die Überproduktion an Getreide in den überseeischen Gebieten und das starke Anwachsen der geernteten Getreidemengen in den europäischen Wirtschaftsgebieten hatte die Weltmarktpreise infolge Überfüllung der Getreidemärkte auf einen Tiefstand gedrückt, wie er in der Geschichte noch nie zu verzeichnen war. Dieses riesige Getreideangebot zu bis dahin unerhört niedrigen Preisen mußte die Landwirtschaft ganz Europas auch um den bescheidensten Erfolg ihrer Arbeit bringen, denn kein europäischer Landwirt war imstande das Getreide zu Preisen zu produzieren, die sich im besondern zur Zeit der russischen Getreideexporte zum größten Teil nur aus den Kosten der Beförderung zusammensetzten. An den Vorkriegszahlen gemessen lagen die Weltmarktpreise um die Jahreswende 1930 zu 1931 mitunter sogar um über 50% unter dem Vorkriegsniveau. Für Weizen wurden in Rotterdam um diese Zeit etwa 80 Mark gezahlt, für Gerste etwa 60 Mark, und der Roggenpreis ging sogar bis auf 58 Mark für die Tonne herunter. Auch Hafer brachte es zollfrei Hamburg nur auf einen Preis von

1) Für Deutschland siehe dazu Glienke Die deutsche Getreidewirtschaft, in den Sozialistischen Monatsheften 1931 I Seite 345 und folgende.

etwa 61 Mark. Dabei muß man bedenken, daß in diesen, an sich sehr niedrigen, an den großen europäischen Handelsplätzen erzielten Preisen alle Kosten der Beförderung und sonstige Auslagen mitenthalten waren. Daraus ergibt sich, daß auch der Erzeugerpreis in den Überschußländern denkbar niedrig sein mußte, und es ist durchaus verständlich, daß die Sorge um einen vorteilhaften Absatz Gegenstand wichtiger, das Wirtschaftsleben stark beeinflussender agrarpolitischer Maßnahmen in den exportierenden Ländern wurde. Sehr deutlich kommt die Absatzkrise außer in dem Preissturz auch in der Vorratsbewegung des wichtigsten Exportgetreides, nämlich des Weizens, zum Ausdruck. Nach dem Stand vom 1. Mai 1931 sind die Weizenvorräte der Welt (einschließlich des Mehls, umgerechnet auf Weizen) von 6 Millionen Tonnen am 1. Mai 1926 kontinuierlich auf 14,5 Millionen Tonnen im Jahr 1931 gestiegen. Im einzelnen sind die Weizenbestände Nordamerikas für diesen Zeitraum von 4,3 Millionen Tonnen auf 10,9, die Australiens von 0,5 auf 1,6 Millionen Tonnen angewachsen; Argentinien zeigt einen bedeutend geringern Vorratsbestand, der sich seit 1926 von 150 000 Tonnen auf rund 181 000 Tonnen nach vorübergehenden stärkeren Vorratsmengen von 300- bis 400 000 Tonnen bewegt. In den amerikanischen Zahlen kommt sehr deutlich die zurückhaltende Verkaufstaktik des Farm Board der Vereinigten Staaten wie des canadischen Pools zum Ausdruck. Die Absicht der amerikanischen Ausfuhrorganisationen durch Zurückhaltung und Verkäufe der Ware zu einem günstigeren Termin ihren Farmern einen höhern Preis zu verschaffen wurde aber durch die russische Exporttätigkeit nach der Ernte 1930 empfindlich gestört. Große Weizenmengen wurden damals auf dem schon ohnehin überfüllten Weltmarkt zu niedrigsten Preisen abgesetzt. In den beiden Monaten Oktober und November 1930 verschiffte Rußland allein nicht weniger als 1,4 Millionen Tonnen Weizen, eine Menge, die die Exporttätigkeit aus Übersee naturgemäß aufs empfindlichste stören mußte. Insgesamt exportierte Rußland von August 1930 bis April 1931 2,557 Millionen Tonnen Weizen, 1,006 Millionen Tonnen Gerste und 426 000 Tonnen Roggen. Die Antwort der Einfuhrstaaten auf diese Getreideverschleuderung konnte natürlich nicht ausbleiben. Die Bestrebungen der Länder dem einheimischen landwirtschaftlichen Berufsstand einen angemessenen Preis zu verschaffen wurden aber dadurch erschwert, daß der Preis auf dem innern Markt durch die in den letzten Jahren dauernd erhöhten Erntemengen ohnehin schon stark abgesunken war. Um so mehr mußte man danach trachten die Preissturzkatastrophe auf dem Weltmarkt nicht auf den heimischen Märkten sich auswirken zu lassen. Die Dinge lagen aber in Europa agrarpolitisch nicht so einfach, daß man allgemein von einer europäischen Abwehrfront sprechen konnte.

In Europa kann man 3 Ländergruppen unterscheiden, die agrarpolitisch völlig verschieden orientiert sind. Einmal die Gruppe der Freihandelsländer, zu denen England, Holland und Dänemark gehören, dann die Gruppe der exportierenden Agrarstaaten, also vor allem Rumänien, Jugoslawien und Ungarn, und endlich die Gruppe derjenigen Länder, die je nach eigener Ernte einen mehr oder weniger starken Getreideimport zeigen. Obgleich England und Holland als Freihandelsländer mit einheitlichen klimatischen und wirtschaftsgeographischen Bedingungen, zu denen man übrigens außer Dänemark auch das nordwestdeutsche Gebiet seiner agrarischen Struktur nach zuzählen könnte, jede Preischance auszunutzen imstande waren, konnte

man beobachten, daß England im 1. Halbjahr 1930 zur Zeit des stärksten deutschen Haferexports den Preisdruck auf dem Weltmarkt im Interesse seiner eignen haferbauenden Landwirtschaft sehr unangenehm empfand und Gegenmaßnahmen in Aussicht stellte; daß ferner Holland noch heute einen 20prozentigen Vermahlungszwang für einheimischen Weizen hat, um den Verbrauch seines eignen Brotgetreides sicherzustellen. Die getreideexportierenden Staaten Südosteuropas, wie vor allem Rumänien und Jugoslawien, befanden sich in einer äußerst ungünstigen Lage, da sie in stärkster Konkurrenz mit den Überschüssen aus Übersee und Rußland standen. Sie versuchten daher durch Zusammenschlüsse, zunächst mit den Nachbarländern Polen und Ungarn, einen günstigeren Absatz ihrer agrarischen Überschüsse in Europa selbst zu bewirken, und dabei dachten sie auch daran Industrieprodukte anderer Länder gegen Getreide auf vernünftiger Preisbasis auszutauschen. Konferenzen auf Konferenzen folgten². Währenddessen versuchten die übrigen Staaten, jeder auf eigne Weise, sich dem katastrophalen Preisniveau des Weltmarkts zu entziehen. Deutlicher konnte man den Mangel einer kontinentaleuropäischen Zusammenarbeit und Verständigung auf agrarpolitischem Gebiet nicht empfinden als grade zu jener Zeit. Es war also angesichts der Uneinheitlichkeit des europäischen Markts durchaus nicht verwunderlich, daß die Methoden der Abwehr in den einzelnen Staaten gleichfalls verschieden wurden. Am einfachsten, ja vorbildlich, wurde die Getreideversorgung in Norwegen durch das Monopolamt durchgeführt. Hier konnte der Landwirtschaft trotz der Preiskatastrophe auf dem Weltmarkt ein stabiler und ausreichender Preis gewährt, andererseits durch geschickte Ausnutzung der Weltmarktlage den Verbrauchern ein verhältnismäßig billiges Brot zur Verfügung gestellt werden. In fast allen übrigen Ländern erörterte man zwar sehr eingehend die Einführung eines Getreidemonopols, und man wäre vielleicht auf diesem Weg am schnellsten zu einer europäischen Verständigung gekommen, aber dieser Gedanke setzte sich nicht durch. Man versuchte wenigstens im allgemeinen durch einen der Weltmarktlage sich anpassenden Zollschatz den innern Getreidepreis zu stützen. Außer dieser protektionistischen Maßnahme spielte auch der Vermahlungszwang für inländisches Getreide, vor allem für Weizen, eine große Rolle, so in Deutschland, Frankreich, Schweden, in der Tschechoslowakei und, wie oben erwähnt, in Holland. In den Ostseerandstaaten hatte man es infolge der geringen Handelskapazität dieser Länder verhältnismäßig leicht von Regierungen wegen den Import wie den Export von Getreide zu regeln. In der Schweiz wurde von der Regierung durch Ankauf der heimischen Weizenernte der Landwirtschaft für die Ernte 1930 ein Preis von über 320 Mark pro Tonne zugebilligt, wobei die Überbezahlung durch eine allgemeine Sondersteuer aufgebracht wird.

Die erste internationale agrarpolitische Einigung neben dieser Menge von Einzelmaßnahmen wurde von Deutschland durchgeführt, indem es mit Polen einen gemeinsamen Roggenexport mit Hilfe der Deutsch-Polnischen Roggenkommission durchführte. Da aber die russische Roggenverschleuderung diese Exporttätigkeit sehr erschwerte, und in Deutschland noch sehr große Vorräte lagerten, die man nicht mittels des Einfuhrscheins unter starker finanzieller Beanspruchung des Reichs auf den Weltmarkt pressen und fast

2) Siehe darüber *Maas* Das andere Europa, in den Sozialistischen Monatsheften 1931 I Seite 237 und folgende.

verschenken wollte, entschloß man sich das Roggenüberschußproblem in der Weise zu lösen, daß man Roggen an Stelle der eingeführten Gerste an Schweine verfütterte. Man kaufte ihn in dem Roggenüberschußgebiet Ostdeutschland auf und gab ihn im eosinierten Zustand nach Nordwestdeutschland. Die Sicherung der Verfütterung unserer Roggenüberschußmengen konnte natürlich nur in der Abdrosselung der ausländischen Futtermitteleinfuhr liegen. Aus diesem Grund wurde das Maiseinfuhrmonopol geschaffen, und gleichzeitig ein prohibitiver Zollschutz für Gerste festgesetzt, mit der Einschränkung einer erheblichen Zolssenkung für diejenige Gerste, die bestimmt sein sollte mit Roggen zusammen an die nordwestdeutschen Schweine verfüttert zu werden. So bedauerlich im Sinn einer kontinental-europäischen agrarpolitischen Zusammenarbeit die Abschnürung der südost-europäischen Futtergetreideüberschüsse erscheint, so wenig kann man Deutschland daraus einen Vorwurf machen, daß es angesichts der ruinösen Weltmarktverhältnisse einschließlich der europäischen zuerst an sich dachte und bestrebt war vor allem die eigne Landwirtschaft über Wasser zu halten. (Übrigens dient es dadurch auch dem kommenden Europa, wenn es nach einer relativen Autarkie in der wichtigsten Lebensfrage, in der Ernährung, strebt. Steht es in diesem Punkt auf eigenen Füßen, so kann die Durch-rationalisierung der europäischen Wirtschaft nach rein produktiven Gesichtspunkten vorgenommen werden, ohne daß Abhängigkeit zu Maßnahmen oder Zugeständnissen zwingt, zu denen man aus freien Stücken auf Grund von Erwägungen wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit nicht käme, die daher der Entwicklung zu höchster Produktivität nicht dienen.)

Die Situation war damals jedenfalls derartig kritisch, daß es sich in jener verhältnismäßig kurzen Zeit niemals darum handeln konnte entweder "Getreidepolitik" oder "Veredlungspolitik" zu treiben sondern die Landwirtschaft in ihrer Gesamtheit zunächst einmal vor dem Preiszusammenbruch auf dem Weltmarkt überhaupt zu schützen. Darum ist es völlig unverständlich, wie, bei Würdigung der Weltmarktsituation, Theoretiker der sogenannten Veredlungspolitik immer wieder behaupten können, die deutsche Agrarpolitik der letzten Zeit wäre nur zur Erhaltung von 13 000 Großbetrieben und ohne jede Rücksichtnahme auf die 5 Millionen bäuerlichen Wirtschaften durchgeführt worden. Der Begriff der bäuerlichen Wirtschaft ist dabei selten großzügig aufgefaßt. Denn man kann wohl kaum im Ernst die 3 Millionen Schreber- und Parzellenbetriebe von 0,05 bis 2 Hektar als landwirtschaftlich bäuerliche Betriebe ansprechen. Der Begriff der bäuerlichen Wirtschaft beginnt mit den kleinbäuerlichen Betrieben bei einer landwirtschaftlich genutzten Fläche von 2 bis 5 Hektar. Somit stehen den rund 13 000 Großbetrieben nicht 5 Millionen sondern nur etwas über 2 Millionen wirklich bäuerliche Betriebe gegenüber. Der Ruf die bäuerliche Veredlungswirtschaft zu fördern ist wahrhaftig nichts Neues, man hörte ihn schon vor dem Krieg. Jedenfalls steht wohl fest, daß der preußische Staat, als der Hauptbeteiligte auf siedlungspolitischem Gebiet wie auch an einer intensivern und vermehrten Lehrtätigkeit auf dem Land, für die Bauernschaft in der schwierigen Nachkriegszeit mehr geleistet hat als es jemals vor dem Krieg der Fall war. Vornehmste Pflicht des preußischen Staats kann es nur sein in Ostdeutschland zu siedeln und damit jahrhundertlang Versäumtes nachzuholen³. Die

3) Siehe dazu auch *Klasse Mehr Agrar- und Sparpolitik*, in den Sozialistischen Monatsheften 1930 I Seite 135 und folgende.

Neugründung von Kleinsiedlerstellen ist aber angesichts der Lage, wie sie heute beim Absatz landwirtschaftlicher Produkte gegeben ist, eine sehr schwierige Angelegenheit. Darum müßte man zunächst das Absatzfeld bestimmen und dann erst die Siedlungen schaffen und mit diesen auf genossenschaftlicher Basis deren Absatzorganisationen. Die Gründung größerer Siedlungsbezirke würde dabei das Absatzproblem bei weitem leichter lösen als es bei kleinen zerstreut liegenden Siedlerstellen möglich wäre.

Die agrarpolitische Maßnahme der Reichsregierung die Roggenüberschüsse im Osten aufzukaufen und im Westen verfüttern zu lassen lag an sich also im Sinn einer Siedlungspolitik für Ostdeutschland. Denn neben den 12 864 Großbetrieben (die Großbetriebe sogar schon von 100 Hektar ab gerechnet) existiert in Ostdeutschland immerhin noch die Kleinigkeit von rund 500 000 bäuerlichen Wirtschaften in der Größenordnung von 2 bis 100 Hektar; das sind 24%, fast $\frac{1}{4}$ aller Bauernbetriebe Deutschlands. Wenn auch die Großbetriebe trotz ihrer geringen Zahl in Ostdeutschland nicht weniger als rund 3,9 Millionen Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche bewirtschaften, so entfallen auf die bäuerlichen Wirtschaften immerhin doch 5,3 Millionen Hektar. Während also der Anteil der Großbetriebe und der Bauernwirtschaften Ostdeutschlands an der Gesamtzahl der Betriebe im Deutschen Reich sich wie 0,62 zu 23,68 verhält, ändert sich natürlich das Verhältnis der landwirtschaftlich genutzten Flächen zu einander mit 16,38 : 22,13 stark zugunsten der Großbetriebe. Die Anzahl der größeren Großbetriebe (über 200 Hektar) in Ostdeutschland beträgt 7736, und ihre landwirtschaftlich genutzte Fläche umfaßt rund 3,2 Millionen Hektar. Ein weites Gebiet stärkster Siedlungsmöglichkeiten. Weiterhin sei bemerkt, daß nach den Untersuchungen des Deutschen Landwirtschaftsrats die Brotgetreideproduktion der bäuerlichen Betriebe (5 bis 100 Hektar) 75% der Produktion aller Betriebe beträgt, die Produktion des Hafers ebenfalls 75%, die der Gerste 69%, die des Gemenges 62%. Die zum Verkauf auf den Markt gelangenden Getreidemengen entstammen also zu 69% beim Brotgetreide und zu 75 % beim Futtergetreide bäuerlichen Wirtschaften. Daß der ostdeutsche Bauer an rentablen Getreidepreisen kein Interesse hätte, kann man nach diesen Zahlen schwerlich behaupten. Natürlich liegt das Schwergewicht der Veredelungsproduktion bei den Kleinbetrieben. Aber werden denn die Rohprodukte der Veredelungserzeugnisse bei einem der wichtigsten Betriebszweige der Landwirtschaft, nämlich dem der Rindviehhaltung, überhaupt verteuert? Es besteht, abgesehen von der weniger wichtigen Kleie, weder irgendein Zollsatz für den Motor der Milchleistung, die Kraftfuttermittel, noch werden die Grünfuttermengen, die Wiesen und Weiden sowie die Rüben mit irgendeiner Luxussteuer auf Veredelungsprodukte belegt. Was aber die Schweinemast anlangt, so sah man angesichts der inneren Roggenüberschüsse nur den Ausweg diese an Stelle des ausländischen Futtergetreides grade in Nordwestdeutschland zu verfüttern. Da Nordwestdeutschland nicht das Deutsche Reich ist, mußten diesem Gebiet im Interesse der übrigen Millionen Bauernbetriebe eben Opfer auferlegt werden. (Es ist übrigens total falsch aus den kürzlich vollzogenen Landtagswahlen in Oldenburg zu schließen, daß die Stärkung der Nationalsozialisten auf die Futtergetreidepolitik der Reichsregierung zurückzuführen sei, denn grade die Kreise mit stärkster Schweinehaltung, nämlich das südliche Oldenburg, haben in der Mehrheit für Brüning gestimmt und nicht für Hitler.)

Bei Betrachtung aller agrarpolitischen Maßnahmen kristallisiert sich eine Tatsache sehr deutlich heraus: daß nämlich bei völliger Preisgabe des deutschen Markts die Weltmarktverhältnisse den Preisruin nicht nur auf dem Gebiet des Getreidebaus sondern in engstem Zusammenhang damit auch auf einem sehr wichtigen Gebiet der Veredlungswirtschaft, nämlich dem der Schweinemast, mit herbeigeführt hätten. Eine verantwortungsbewußte Agrarpolitik konnte dies nicht gestatten, es sei denn, daß man die deutsche Landwirtschaft in ihrer Gesamtheit aufzuheben gedachte.

In allen Ländern war man bestrebt die Landwirtschaft vor den Auswirkungen der Weltmarktkrise zu schützen. So zerrissen die agrarpolitische Situation auch in den europäischen Ländern, gemessen an der Fülle der landwirtschaftlichen Maßnahmen, war, kann man doch feststellen, daß sich die Idee einer planmäßigen Marktversorgung in allen Ländern stark durchsetzt. Nie zuvor hat der Gedanke des Getreidemonopols eine so große Rolle innerhalb der agrarpolitischen Maßnahmen in Europa gespielt wie in den letzten beiden Jahren. Sind doch die meisten der von den einzelnen europäischen Regierungen getroffenen Anordnungen schon stark monopolistischen Charakters. Damit ergeben sich aber, kontinentaleuropäisch gesehen, wichtige Anhaltspunkte für eine agrarpolitische Verständigung auf breiter Basis, um auf dem Festland Angebot und Nachfrage agrarischer Produkte in gemeineuropäischem Sinn zu regeln.

WALTHER PAHL · NACH DEM PARTEITAG

LEIPZIG sah auf dem Parteitag im Mai eine zahlenmäßig schwache Opposition und auf der andern Seite eine »überwältigende« Mehrheit, wie Otto Wels bei den Abstimmungen immer wieder mit Betonung feststellte. Die geistige Stärke dieser Mehrheit entsprach aber nicht ihrer zahlenmäßigen Stärke. Die oppositionelle Minderheit konnte sich nicht durchsetzen, weil sie ohne starke Führung war und gedanklich nicht zu überzeugen vermochte. So hatte die Mehrheit ein leichtes Spiel. Die Minderheit befand sich durchaus in der Defensive. Die Offensive der Mehrheit wiederum stieß ins Leere, weil die Opposition, gegen die der Angriff eingesetzt wurde, innenpolitisch keine neuen Argumente besaß. Man verschwendete seine Kräfte in der Disziplindebatte und fand darum keine Zeit mehr, um wichtigere und dringlichere Probleme zu diskutieren. Mit Recht versah Friedrich Stampfer seine abschließenden Bemerkungen zum Parteitag im Vorwärts mit der Überschrift Der gute Parteitag. Er ist vielleicht "allzu gut" verlaufen: im positiven und im negativen Sinn. Leipzig zeigte ein Maß von Geschlossenheit und Festigkeit der Partei, das die bürgerlichen Gegner nicht erwartet hatten. Andererseits ist der Sieg der Mehrheit nicht durch einen schweren Kampf errungen worden. Er war kein eindeutiges Zeugnis für die geistige und politische Zielsicherheit dieser Mehrheit. Er war keine Entscheidung. Der Sieg der Mehrheit in der Disziplinfrage war kein Sieg der Politik dieser Mehrheit. Die Opposition hatte allerdings verschuldet, daß die Debatte sich um diese Frage drehte statt um die Frage der politischen Zielsetzung für die Zukunft. Gewiß konnte man nicht erwarten, daß der Parteitag die Fraktion in der Frage der Notverordnung taktisch festlegte. Das wäre voreilig gewesen. Es wäre aber wünschenswert gewesen, wenn man über die Strategie in den zukünftigen politischen Kämp-

fen intensiver diskutiert hätte als das der Fall gewesen ist. Wegweisung über den Augenblick hinaus ist der Kongreß der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands schuldig geblieben. Die sozialistischen Massen sind bereit Opfer zu tragen, aber sie wollen wissen, wofür. Sie sind bereit zu tolerieren, aber sie wollen wissen, was. Sie hatten erwartet, daß die höchste Vertretung der Gesamtpartei ihnen diese Fragen, die sie seit Monaten bedrängen, klar beantworten wird. Das ist in Leipzig nicht geschehen.

Fritz Tarnow gab eine Analyse der Wirtschaftskrise und betonte mit Recht, daß diese Krise nicht einfach durch die »Zerschlagung des Systems« gelöst werden könne. Gewiß, wir wollen den Kapitalismus nicht zerschlagen sondern aus seiner Grundlage über ihn hinauswachsen. Wir wollen nicht nur die Überwinder des Kapitalismus sein, wir sind auch seine Erben. Das enthebt uns aber nicht der Notwendigkeit ein klares Bild über die Grundzüge einer sozialistischen Wirtschaftsordnung herauszustellen. Genau wie im Winter 1918-1919 erhebt sich heute wieder in allen Lagern die Forderung nach neuen Formen der gesellschaftlichen Produktion, nach einer organisch gestalteten Wirtschaft. Eine Konkretisierung der Sozialisierungsforderung ist bisher nicht erfolgt. Das allgemeine Prinzip von der Vergesellschaftung der Produktionsmittel oder der planvollen Führung der Wirtschaft genügt nicht mehr, um eine Vorstellung von dem ökonomischen Willen des Sozialismus zu gewinnen. Wir wissen: Die Aktion der Arbeiterklasse zerfällt heute in eine Fülle von Einzelaktionen. Überall haben wir Breschen in die kapitalistische Front geschlagen. Der Kapitalismus wird "reguliert", er wächst in monopolistische Bindungen hinein, die jedenfalls seinem Konkurrenzprinzip widersprechen. Deswegen bleibt es aber doch eine Illusion sich ganz und gar auf das Hineinwachsen in den Sozialismus zu verlassen. Die Frage einer sozialistischen Wirtschaftsordnung ist grundsätzlich gestellt. Es muß eine Antwort darauf gegeben werden, auf welchen Fundamenten diese Ordnung gegründet werden soll, und wie der sozialistische Bau der Zukunft eine tragende Konstruktion erhält. Die "Wirtschaftsdemokratie" war ein erster vorläufiger Versuch zu einer solchen Antwort, der heute notwendig weitergeführt werden muß. Die Einzelaktionen zur Verengung des kapitalistischen Raums müssen in einen konstruktiven Plan für eine sozialistische Wirtschaftsordnung eingeordnet werden. So wenig Zweifel darüber bestehen können, daß die gegenwärtige Führung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei privatkapitalistisch orientiert ist, so sicher ist es doch, daß große Massen nur deswegen zu Anhängern dieser Partei geworden sind, weil sie offiziell ein antikapitalistisches Wirtschaftsprogramm aufgestellt hat. Den antikapitalistischen Willen dieser Schichten hat die sozialistische Bewegung nicht zuletzt deswegen nicht aufzufangen vermocht, weil die Sozialdemokratie in einer falschen und starren Auffassung des Marxismus es bisher abgelehnt hat dem Gang der Geschichte durch ein konstruktives sozialistisches Programm vorzugreifen. Der Verzicht auf allen materialistischen Determinismus gibt dem nationalsozialistischen Wirtschaftsprogramm einen Vorsprung, der durch die Aufdeckung des ökonomischen Unsinn, den dieses Programm enthält, nicht allein eingeholt werden kann. Wir werden nur dann eine Aufnahmestellung für die sozial erschütterten Massen des Nationalsozialismus bilden können, wenn wir dem nationalsozialistischen Wirtschaftsprogramm einen wirklich sozialistischen Wirtschaftsplan entgegensetzen, der nicht nur Wege zeigt sondern auch das Ziel setzt. Wenn

heute vor allem ein großer Teil der deutschen Jugend in feindlichen Lagern steht, so ist dafür nicht zuletzt unser Mangel an Mut zur Konstruktion eines sozialistischen Baus die Ursache. Die Anziehungskraft, die der russische Fünfjahreplan (nicht durch seinen Inhalt, den man nicht kennt, sondern durch die Tatsache, daß er aufgestellt ist) auf große Teile der proletarischen Jugend ausübt, sollte uns zu denken geben. Gewiß müssen wir die schärfste Kritik an einem Plan üben, dessen Durchführung nur durch schlimmste Verelendung ermöglicht wird. Aber auch hier wird diese Kritik nicht genügen. Wir werden unsere Kritik am bolschewistischen Regime auf die Dauer nur dadurch fundieren können, daß wir uns, von opportunistischer Haltung und radikaler Verkündung unverbindlicher Endziele gleich weit entfernt, um eine Konkretisierung der Sozialisierungsforderung bemühen, um einen Plan, der dem Willen zur sozialistischen Aktion ein Ziel gibt.

Der Parteitag in Leipzig verlor sich allzu sehr in dem Streit um die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit einzelner tagespolitischer Maßnahmen. Er hat weder in der Wirtschaftsdebatte noch in der politischen Debatte den Mut zur programmatischen Zielsetzung und Wegweisung über den Tag hinaus gefunden. Hier liegt die Ursache dafür, daß die Jungen in der sozialistischen Bewegung von seinem Ergebnis nicht befriedigt sein dürften.

Auch in der politischen Debatte kam man über Analyse und Rechtfertigung kaum hinaus. Tolerierung oder nicht, soll man oder soll man nicht? Auch hier stieß die Debatte nicht zur Wegweisung und Zielsetzung vor. Die sozialistischen Massen wissen in ihrer Mehrheit, daß die Tolerierungspolitik notwendig war, und daß die Opfer, die ihre eventuelle Beendigung mit sich brächte, größer wären als diejenigen, die jetzt zu tragen sind. Die Frage ist nur, wofür die Opfer getragen werden. Die Bereitschaft zur Oppositionspolitik ist ja nur deswegen im Wachsen, weil man sich sagt: Wir werden dann wenigstens wissen, wofür wir die Opfer auf uns nehmen. Es konnte natürlich nicht Aufgabe des Parteitags sein eine absolute Grenze für die Beendigung der Tolerierungspolitik zu setzen. Was man aber von ihm erwarten konnte, war die Einordnung der Tolerierungspolitik, die eine taktische Frage ist, in einen strategischen Plan zur Überwindung des Nationalsozialismus. In dieser Beziehung brachte das Referat Rudolf Breitscheids nur bescheidene Ansätze. Es ist dem Parteitag nicht gelungen überzeugend aufzuzeigen, daß die Tolerierungspolitik das wirksamste Mittel zur Überwindung des Nationalsozialismus ist. Man vermißte aber auch die Bereitschaft dazu gegebenenfalls auch andere Kampfmittel einzusetzen. Die Tolerierungspolitik ist insbesondere bei der Jugend ja nur deswegen so unpopulär, weil sie ihr ein Ausfluß der Kampfmüdigkeit der Sozialdemokratie zu sein scheint. Sie sieht die Tolerierung weniger in einer Zwangslage als in einer Schwäche der Partei begründet. Das ist gewiß so nicht richtig. Dennoch fordert man in der Jugend mit Recht, daß die Partei mehr Selbstvertrauen auf die eigne Kraft aufbringen soll. Die Jugend erwartete, daß der Parteitag trotz aller Tolerierungspolitik von der Stoßkraft der sozialistischen Bewegung, von ihrem Mut zu neuen Wegen, von ihrer Zielgewißheit zeugen würde. Sie ist wohl in dieser Erwartung nicht befriedigt worden.

Der Parteivorstand hatte sich entschlossen auf dem Leipziger Parteitag die Jugendfrage eigens zu erörtern. Aber abgesehen davon, daß diese Debatte über das Thema Jugend und Partei nur geringe Ergebnisse hatte, es wäre

notwendig gewesen schon in der politischen und wirtschaftspolitischen Debatte jene Ziele zu weisen, nach denen der politische Wille der neuen Generation heute ruft. Hirn und Herz der Jugend wird man nur dann in stärkerem Maß als bisher für den aktiven Einsatz in der sozialistischen Bewegung gewinnen, wenn die Partei und ihre Politik zielbewußt geführt wird. Man hätte zumindest in der besondern Debatte über die Frage Jugend und Partei auch auf die politischen Fragen eingehen sollen, von denen die Jugend bewegt wird. Es war beschämend, daß der Parteitag in einem Augenblick, in dem schon für alle sichtbar war, daß in den kommenden Monaten die außenpolitische Aktivität von größter Bedeutung für Deutschlands Schicksal sein würde, den außenpolitischen Problemen einfach aus dem Weg ging. Die Bemerkungen, die dann Richard Lipinski bei dieser Gelegenheit über die Reparationsfrage machte, zeugten eindeutig davon, wie notwendig es gewesen wäre in gründlicher Weise auf diesem Parteitag die Frage der außenpolitischen Orientierung der Sozialdemokratie zu erörtern. Man fragt sich, wie es überhaupt möglich sein kann, daß die Behauptung Lipinskis, die deutsche Reparationsverpflichtung beruhe auf der Unwahrheit von Deutschlands Alleinschuld am Krieg, ohne Widerspruch hingenommen wurde. Man schwächt den nationalistischen Gegner nicht, man stärkt ihn in Wahrheit, wenn man seine Argumente sich zu eigen zu machen bemüht ist. Die positive Zielsetzung der Sozialdemokratie gegen den Nationalismus kann nur lauten: Europa. Hendrik de Man sagt in seiner Schrift über Sozialismus und Nationalfascismus mit Recht: »Nichts tut heutzutage mehr not als der Mut zu einer radikalen Trennung von allem Nationalismus.« Die Jugend unserer Partei wünscht auf das stärkste, daß die Außenpolitik und die Innenpolitik der Partei von solchem Mut getragen werden. Lipinskis Bemerkungen, wie sie auch gemeint sein mochten, zeugten nicht von dem Mut und dem Willen zur europäischen Zusammenarbeit. Um so mehr ist es notwendig, daß die Partei selbst beides jetzt durch eine eindeutige Politik bekundet.

Die Debatte über die Jugendfrage hat auch in der beschränkten Form, in der sie zugelassen wurde, nicht befriedigende Resultate gebracht. Die beschlossene Auflösung der Jungsozialistischen Vereinigung war notwendig, um den Weg für neue organisatorische Lösungen des Jugendproblems freizumachen. Man hat sich indessen in Leipzig mit dieser Auflösung begnügt und keine neuen Wege für die stärkere Aktivierung der Jugend in der Partei gezeigt. Die entsprechenden Anträge von Brandenburg, Eisleben usw. wurden in einer Resolution des Parteivorstands erledigt, deren entscheidender Absatz also lautet: »Die Sozialdemokratie will die unmittelbar verantwortliche Mitarbeit der jungen Generation im politischen Leben. Eine wichtige Voraussetzung dafür bildet die planmäßige Eingliederung der jungen Parteimitglieder in die Parteiarbeit. Der Parteitag verpflichtet daher alle Organisationsgliederungen der Partei jungen befähigten Parteigenossen und -genossinnen, die sich durch ihre Tätigkeit das Vertrauen der Parteigenossen erworben haben, die Möglichkeit zu verantwortlicher Mitarbeit zu schaffen. Darüber hinaus ist dem Bedürfnis der jungen Parteigenossen nach Meinungsaustausch, politischer Schulung und nach kulturellen und geselligen Veranstaltungen durch einen Ausbau der Bildungsarbeit unter Hinzuziehung junger Parteigenossen Rechnung zu tragen.« Wir dürfen annehmen, daß es der Sozialdemokratischen Partei mit der »unmittelbaren verantwortlichen Mitarbeit der jungen Generation« wirklich ernst ist.

Der Leipziger Parteitag der deutschen Sozialdemokratie hat viele Fragen unbeantwortet gelassen, und grade auch solche des Glaubens an den Sozialismus. Die neue Generation darf sich nicht davon abhalten lassen diese Fragen immer wieder aufzuwerfen. Mehr denn je muß sie aber auch ihre ganzen Kräfte in den positiven Dienst an der Bewegung stellen. Nur dann wird ihr Wille von durchdringender Wirkung sein können.

CHARLOTTE LÜTKENS · DAS AMERIKANISCHE ZWEIKAMMERSYSTEM ALS BEISPIEL · ZUM PROBLEM POLITIK UND WIRTSCHAFT

GRUNDPRINZIP, Entstehen und Wirksamkeit des amerikanischen Bundeskongresses sind hier in einem knappen Umriß gezeichnet worden¹. Stellt nun diese in 2 Häuser geteilte gesetzgeberische Körperschaft ein Zweikammersystem dar, das geeignet ist über die tiefgehenden Schwierigkeiten hinauszuführen, die der parlamentarischen Demokratie heute so viel zu schaffen machen?

In Deutschland ist es vielfach gebräuchlich geworden die Kämpfe, die sich innerhalb des Parlamentarismus und um ihn abspielen, mit dem Schlagwort eines Konflikts zwischen Wirtschaft und Politik zu bezeichnen. Als Auswege, ja letzte Rettungswege aus einer allgemeinen tiefstgreifenden Notlage, die schon seit längerem besteht (es sei an die beständig erneuerten Vorschläge und Warnungen erinnert, die die Sozialistischen Monatshefte seit dem Krieg und zumal zur Zeit der Verfassungsdiskussionen gebracht haben), und die nunmehr die Wirtschaftskrise in aller Bewußtsein hämmert, werden die verschiedensten Abwandlungen unserer politischen Struktur propagiert. Die einen wollen das auf dem Prinzip der formalen Demokratie und Egalität gewählte Parlament ganz ausschalten und lediglich berufsständische Vertretungen dafür bilden lassen, andere wiederum wehren sich, aus durchsichtigen Gründen zumeist, gegen jegliche öffentliche Organisation der Wirtschaft; wieder andere verzichten vollkommen auf jede Beachtung der organischen Zusammensetzung der Gesellschaft so gut wie auf den Grundsatz der Gerechtigkeit und erhoffen von mehr oder weniger willkürlich oder gewaltmäÙig gebildeten Diktaturen das Heil Deutschlands; von diesen Konstrukteuren kann an dieser Stelle abgesehen werden. Die soziologische Struktur unseres Landes widerstrebt einer staatlichen Konstruktion, die allein "die Wirtschaft" zum Herrn seines politischen Schicksals machte; während andererseits eine ökonomische Zukunft nur denkbar wird, wenn auch "die Politik" mit einem Tropfen wirtschaftlichen Öls gesalbt ist, wenn Politik und Wirtschaft gemeinsam die Verantwortung für die Erhaltung und Fortführung des nationalen Daseins übernehmen müssen. So ist die Forderung eines Zweikammersystems für Deutschland zu verstehen: als einer sinnvollen Kombination zwischen einer aus freier Selbstbestimmung gebildeten Kammer, die das Volk als die Schicksalsgemeinschaft aller ihm angehörenden Einzelpersönlichkeiten verkörpert, und einer Zweiten Kammer, einer Kammer der Arbeit, in der die Produktionseinheiten selber nach ihrem produktiven Gewicht wirken. Ein heutiges Zweikammersystem würde miß-

¹ Siehe Lütken's Über das amerikanische Zweikammersystem, in den Sozialistischen Monatsheften 1931 I Seite 536 und folgende.

verstehen, wer darin das Verlangen nach einer Pairskammer im Sinn antiquierter, durch die soziale Entwicklung tausendfach überholter Verhältnisse und Gesinnungen wiederauftauchen sähe. Die Zweite Kammer kann heute nur den Sinn und die Aufgabe haben die öffentliche Spitze der organisierten Wirtschaft zu bilden und die andere gesetzgeberische Instanz zu ergänzen.

Daraus ergibt sich schon ganz allgemein, daß eine Wiederholung des amerikanischen Zweikammersystems keinen Schritt vorwärts über die soziologischen Probleme des Augenblicks, über die Krise der formalen Demokratie hinaus bedeuten würde. Trotzdem kann eine nähere Betrachtung der Grundlagen der amerikanischen Kongreßkonstruktion, kann ein Vergleich der dortigen mit den soziologischen Grundlagen der deutschen Situation lehrreich werden, um das Prinzip eines modernen Zweikammersystems in zweifacher Gestalt erscheinen und derart die Notwendigkeit seiner Einordnung in das deutsche politische System doppelt wirksam hervortreten zu lassen: als ein allgemeines Problem des hochentwickelten Kapitalismus der Gegenwart und als ein spezielles deutsches Problem. Deutschland und die Vereinigten Staaten stellen 2 äußerste Pole in dem Problem der Koordination von Politik und Wirtschaft dar: Die amerikanische Union kennt im Grunde von Anbeginn an nur eine vom Ökonomischen her orientierte Politik, in Deutschland dagegen lebt die Ideologie von der "reinen" Politik.

BETRACHTEN wir also zunächst einmal ganz allgemein, was denn dieses Schlagwort vom Konflikt zwischen Wirtschaft und Politik für ein Dilemma bezeichnet. Es ist aus den sich widersprechenden Tendenzen der jüngsten Epoche des Kapitalismus entstanden: den dynamischen der sozialen Auseinandersetzung, die sich, grade auch in Krisenzeiten, immer heftiger zuspitzen und den auf Ruhe und Stabilität gerichteten, die mit zunehmender Mechanisierung und dabei wachsender Empfindlichkeit des Produktionskörpers und der Kreditorganisation und Kapitalsphäre überall verstärkt in den Vordergrund rücken. Bringt die steigende Mechanisierung der Wirtschaft eine Zunahme der Arbeitslosigkeit und eine Beschleunigung des gesamten Wirtschaftsprozesses, und das heißt ein Element der Erschütterung und Unruhe, so erheischt grade dieser fixe Teil des Kapitals eine durchgreifende Stetigkeit und Rationalisierung der ökonomischen Beziehungen und Vorgänge. Dem Sozialisten waren diese inhärenten Antinomien des kapitalistischen Systems von je geläufig. Jetzt aber müssen auch diejenigen sie zugeben und auf Lösungen dringen, die noch die Fiktion der Harmonie der Wirtschaftsinteressen, eines in sich harmonischen Systems aufrechterhalten haben. Getreu der liberalen Grundhaltung wird ihnen aber nicht der Kapitalismus, will sagen die ungeordnete "Wirtschaft", zum Sündenbock sondern der Staat, die "Politik". Wenn man heute klagt, die Politik beachte die Interessen der Wirtschaft nicht genügend, so heißt das im Grunde nichts anderes, als daß ein Ausgleich der beiden genannten Tendenzen innerhalb des organisierten Kapitalismus mit den überkommenen Mitteln nicht gelingen will. Wie weit er allerdings ohne Änderung des Systems überhaupt gelingen kann, das ist eine grundsätzliche Frage, die uns hier nicht angehen soll, und die uns auch nicht der Pflicht enthebt wenigstens eine Teilstrecke dieses langen Lösungswegs vorzubereiten, auch ohne den vollkommenen Übergang in den Sozialismus, den Aufbau der organisierten Wirtschaft zu durchdenken und zu fordern.

Jegliche politische Vision kann nur den Sinn haben mit der zurzeit entfalteten soziologischen Struktur zu arbeiten und, ihren Tendenzen zukunftsbeußt entgegenkommend, ihnen einen zweckentsprechenden politischen Rahmen zu bilden. So viel ist jedenfalls klar: Wenn heute als Methode der Inangriffnahme dieses Grundproblems des gesellschaftlichen und ökonomischen Aufbaus wieder ein Zweikammersystem gefordert wird, so kann damit nicht eine einfache Verdopplung der parlamentarischen Körperschaften, die weiterhin auf das grundsätzlich gleiche Wahlprinzip basiert wären, gemeint sein, noch eine zahlenmäßige Verteilung ihrer parlamentarischen Arbeiten: derart wurden einstmals die liberalen Zweikammersysteme gebildet, um feudalistischen Restaurationsbestrebungen in den Weg zu treten, oder um den Restbeständen an Souveränitätsbedürfnissen Genüge zu tun, die die Kleinstaaten in die neuen Großstaaten einbrachten, so schließlich suchten sich konservative Tendenzen gegen allzu offene Auswirkung des Egalitätsprinzips in den liberalen Konstruktionen zu sichern. Wir sahen: Das amerikanische Zweikammersystem des Bundes, das sich in Nachahmung der Bundesverfassung dann noch 48mal in den einzelnen Staaten wiederholt, wurde in dieser Epoche des beginnenden liberalen Kapitalismus geboren. Wenn man aber unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen von einem Zweikammersystem etwas erwartet, so kann es keine solche Verteilung der Verantwortlichkeit, keine "Verdünnung" des gesetzgeberischen Willens sein, wie sie die Doppelberatung des gleichen Stoffs in den 2 Kongreßhäusern darstellt. Im amerikanischen System sind, entsprechend dem Zeitpunkt seiner Begründung, die formaldemokratischen Forderungen erfüllt, nicht aber die inzwischen erst sich aufzeichnenden Bedürfnisse einer substantziellen Demokratie. Dieses System ist für einen im Aufschlußstadium befindlichen Kolonialkapitalismus gedacht, in einem sehr weiten und reichen, in keiner Weise durchorganisierten und derzeit mit den vorhandenen Staatsmitteln auch nicht organisierbaren Staatsgebiet (soweit überhaupt dessen Grenzen schon politisch übersehbar waren). Aber es kann nicht für die Rationalisierungsbedürfnisse einer modernen Industriewirtschaft wirksam sein.

In den Sozialistischen Monatsheften ist verschiedentlich dargestellt worden, daß eine Kammer der Arbeit sich auf einer bis in die letzten lokalen Einheiten hinabreichenden Gesamtorganisation der Wirtschaft, nenne man sie nun Produktionsräte, Industrial Guilds oder wie immer, aufbauen muß. Doch darf dieser Pyramidenbau nicht einem Partikularismus oder auch einem Föderalismus des politischen Systems gleichgesetzt werden, der zumeist aus ganz anderen Motiven gewünscht wird. Auch der amerikanische Föderalismus, wie er mit dem Zweikammersystem des Kongresses verknüpft ist, bietet keinen Anhalt für eine lokale Untergliederung der Produktionssphäre, die für eine Kammer der Arbeit in allen planwirtschaftlichen Organisationsgedanken notwendig wird. Dieser Föderalismus basiert auf einer Verteilung der gesetzgeberischen Kompetenzen, die grade nicht der Integrierung des ökonomischen Lebens dient; vielmehr bewahrt er weitgehend einen Zustand, in dem eine letzte und bewußte Koordination der Wirtschaft über das gesamte Staatsgebiet vermieden werden sollte. Eine Vertretung der "Wirtschaft", neben die der "Politik" gestellt, kann aber doch bei der heutigen Entwicklung des Wirtschaftskörpers und der gesellschaftlichen Klassen nur den Sinn einer planmäßigen Integrierung und Organisation des Wirtschaftslebens haben: eine Aufgabe und Fragestellung, die zur Zeit der amerika-

nischen Verfassungsgebung überhaupt noch nicht existierte. Damals kam es vielmehr nur darauf an überhaupt den zentralen Bund zustandezubringen, und das war nur durch weitgehende Berücksichtigung der überkommenen politischen Einheiten möglich, obgleich sie zum großen Teil durch historische Zufälligkeiten, später durch das Meßband ihre Grenzen gefunden hatten. Im 19. Jahrhundert waren dann die wichtigsten Interessenten, die Kapitalisten und die Pioniere, beide stark staatsgegnerisch gerichtet, und so befestigte sich diese Art Regionalismus auf lange hinaus und zum Teil sogar stärker als die weitestblickenden der Fathers gewünscht hätten. Wie willkürlich die Grenzen der Einzelstaaten heute die wirtschaftlichen Einheiten durchschneiden, zeigt am deutlichsten der Kampf gegen die Trusts; so existiert dem Buchstaben des Gesetzes nach nur die unabhängige Standard Oil Company of New Jersey, die mit den Standard Oil Companies of New York, California usw. nichts zu tun hat. In Wirklichkeit dürfte dennoch die finanzielle Verflechtung aller dieser großkapitalistischen Organisationen so dicht sein, daß sie überhaupt von außen nicht zu durchschauen ist und von der staatlichen Regelung nur da Notiz nimmt, wo es ihren Interessen genhem ist. Trotz aller Unrationalität einer der Zentrale entzogenen ökonomisch-sozialen Gesetzgebung vermögen die großen Wirtschaftsmächte Amerikas eben von der größern "Zugänglichkeit" der lokalen gesetzgebenden und Verwaltungsinstanzen so sehr zu profitieren, daß sich, wenigstens in der Zeit der Prosperity, dieses System des weitgehend unkoordinierten Regionalismus privatwirtschaftlich noch nicht ad absurdum geführt hat. Wie wenig es sich aber für eine Nachahmung empfiehlt, dürfte vom Standpunkt einer höhern Rationalität der Gesamtwirtschaft nicht zu bezweifeln sein.

In den Legislativen der Einzelstaaten etwa also die logische Untergliederung, im Kongreß die Spitze eines den heutigen Bedürfnissen angemessenen Zweikammersystems zu erblicken wäre vollkommen abwegig. Überhaupt ist der Föderalismus in der amerikanischen Form den Ansprüchen an eine Reform des politisch-wirtschaftlichen Aufbaus Deutschlands ganz unangemessen. Daß einflußkräftige Privatinteressen von einer Delegation der ökonomischen und noch mehr der sozialen Gesetzgebung an einzelne, durch die Öffentliche Meinung weniger leicht kontrollierbare Instanzen Nutzen ziehen können, wird außerdem indirekt durch die starken föderalistischen Sympathieen grade der antisozial gerichteten Kreise bei uns zur Genüge bewiesen. Dabei besteht durch die gesamte Tradition des deutschen öffentlichen Lebens natürlich viel weniger Aussicht auf Laxheiten und Korruption der staatlichen Organe als in den Vereinigten Staaten, wo obendrein durch den fortdauernden wirtschaftlichen Aufschluß die Chancen zu Unregelmäßigkeiten und Entgegenkommen der öffentlichen Instanzen gegen starke Privatinteressen noch immer bedeutend sind.

DER ganzen traditionellen Ideologie der amerikanischen Gesellschaft nach sind die Zweiten Kammern der Vereinigten Staaten wenig geeignet zu Wirtschaftskammern (zu Kammern der Arbeit in dem seit langem hier propagierten Sinn) umgebildet zu werden. Eine Scheidung zwischen Wirtschaft und Politik widerspricht der politischen Tradition der Vereinigten Staaten, widerspricht der auch heute herrschenden nationalen Psychologie, widerspricht wichtigsten sozialen Schichtungen. Trotz den lebhaften allgemein staats-

philosophischen Diskussionen, die die neue Staatsgründung begleiteten, ist die amerikanische Politik, ist ihre Demokratie von vornherein deutlich sichtbar ökonomisch bedingt und gerichtet gewesen. Bewußt verstanden auch die Fathers "Politik" stets als Interessenvertretung, auch wenn sie allgemein von "Volkswillen" sprachen. Die Präambel der Verfassung setzt als Zwecke der jungen Union: Befestigung des Rechts, innere Ruhe, Förderung der allgemeinen Wohlfahrt und Sicherung der Segnungen der Freiheit, und zur Zeit des jungen Kapitalismus konnten diese Aufgaben ohne alle idealistische Phraseologie, ohne Hemmungen und weitere Rechtfertigung einfach ökonomisch gedeutet werden. Politik und Wirtschaft, politische und Interessenvertretung sind eins. Wohl wurde auch damals über die Frage einer besonders politischen Organisation und Vertretung der Wirtschaft nachgedacht. 1783 veröffentlichte Pelatiah Webster einen Verfassungsentwurf, der die Bildung einer nationalen Wirtschaftskammer neben dem Kongreß vorsieht. Doch wurde dieser Gedanke nicht durchgeführt; weder die soziale Struktur noch auch die psychische Situation waren wohl einer Sonderung von Politik und Wirtschaft günstig. Das Streben nach wirtschaftlichem Erfolg und die unübersehbare Fülle der wirtschaftlichen Aufgaben überschatteten mindestens für ein Jahrhundert, das hieße also etwa bis zum Ende des freien Bodens, alle sonstigen politischen Aufgaben eines Landes, das zudem nie wirklich mit feindlichen Nachbarn zu rechnen hatte. Seit Andrew Jackson dann, der mit der Befestigung des Spoilssystems die Politik selber zu einem Geschäft machte, ist eine ideologische Verbrämung der Tatsache, daß die Partei in Amerika vor allem eine Agentur für Interessen, und ihre Politik ein Kampf von und um Interessenten ist, nur selten versucht worden. Erst heute, mit der Krise, die den Abschluß der Periode des liberalen Kapitalismus allen sichtbar macht, beginnen sich neue Tendenzen zu stärken, die für die Vereinigten Staaten eine sinnvolle Planung der Produktion und eine bewußte Vertretung der Interessen der Öffentlichkeit und Allgemeinheit verlangen. Deutsche und englische Bestrebungen und Konstruktionen dienen dabei zum Vorbild². Mit antiparlamentarischen Bewegungen hat das aber so wenig gemein, wie dabei an eine Abwandlung des bestehenden Zweikammersystems und des politischen Repräsentationsprinzips gedacht wird. Auch in den letzthin wieder auftauchenden Bemühungen um eine aktive progressive Politik wird der Rahmen des Kongresses nicht angetastet, vielmehr sollen seine gesetzgeberischen Kompetenzen und Arbeitsmöglichkeiten durch Verbesserung der Geschäftsordnung und durch politischen Druck der Wähler ausgedehnt, vertieft und modernisiert werden.

Für das Verhältnis von Wirtschaft und Staat in den Vereinigten Staaten ist es schließlich von größter Bedeutung, daß ein Problem nicht oder doch kaum besteht, das das deutsche politische und parlamentarische Leben in vieler Hinsicht unendlich kompliziert: Die Vereinigten Staaten haben keine Bürokratie als *Stand*. Es steht nicht neben der gesetzgebenden Instanz eine festumrissene Schicht mit eigener, aus der vorparlamentarischen Epoche stammender Standestradiation, mit einer ihrem Wesen nach unpolitischen, aber durch ihre Beharrung und Unabsetzbarkeit eher konservativen, unkapitalistischen Psyche, mit dem ungeheuren Schwergewicht ihrer personalen und berufsmäßigen Stabilität, mit den verdrängten Machttrieben von ewig

2) Siehe zum Beispiel *Lorwin* A Federal Economic Council, Concrete Suggestions for a Program of Economic Planning, in der *New Republic* vom 29. April 1931.

zur Ausführung fremder Aufträge bestellten, selber nicht verantwortlichen, dabei relativ niedrig entlohten, aber sozial gehobenen und dadurch isolierten Menschen. Diesen stabilen Standescharakter hat das noch sehr junge amerikanische Beamtentum nicht. Die Besorgnis, daß die ausführenden Organe allzu wirtschaftsfern, wenn nicht gar aus einer vorkapitalistischen Standesideologie heraus wirtschaftsfeindlich wirken, besteht daher nicht so in den Vereinigten Staaten. Überhaupt muß man in Rechnung setzen, daß die kapitalistische Gesinnung die Neue Welt in einer sonst nirgends anzutreffenden Reinheit beherrscht, so daß also Klagen, die Politik verstünde die "Belange der Wirtschaft" nicht, sie mache Gesetze gegen die Interessen und "Gesetze" des Wirtschaftens, psychologisch wenig begründet wären.

Und schließlich noch eins: Die persönlichen Verbindungen zwischen Kongreß und Wirtschaftsmächten sind sehr viel lebhafter als in den europäischen Demokratien. Nicht wiedergewählte Senatoren etwa erhalten oft aus der Wirtschaft sehr günstige Angebote, da sie auf Grund ihrer parlamentarischen Erfahrungen den betreffenden privatwirtschaftlichen Instituten wichtigste Dienste leisten können. Auch der Civil Service muß wegen der geringen Bezahlung häufig grade seine fähigsten Mitglieder an die Privatindustrie verloren geben. So besteht ein ständiger Austausch zwischen den beiden Zonen des gesellschaftlichen Lebens, zwischen Politik und Wirtschaft, die in Deutschland, wenigstens in der Vorkriegszeit, persönlich wie sozial so streng von einander abgetrennt waren. Bis vor nicht langer Zeit stellte sich ja dem deutschen Volk die politische Gewalt fast ausschließlich in Gestalt der Bureaukratie dar. So konnte auch das deutsche Volk bislang niemals zu einem eigentlich politischen Willen gelangen, ebensowenig aber auch zu dem Eingeständnis, wie ausschlaggebend für alles gesellschaftliche Sein und Werden die Wirtschaft ist, die deshalb auch ihre anerkannte politische Vertretung heischt. Dazu kommt noch, daß die außerhalb der Landwirtschaft produktiv tätigen Schichten, Bourgeoisie wie Proletariat, durch die geschichtliche Entwicklung von eigener politischer Aktivität im Rahmen des Parlaments und noch mehr der Regierung wesentlich abgesperrt waren. Sie zogen sich deshalb entweder in die Wirtschaft oder in die grundsätzliche Opposition gegen diesen Staat zurück. Auf diese Weise verschob sich für den deutschen Blick das Verhältnis zwischen Wirtschaft und Politik ins Illusionäre, das heißt, beider Möglichkeiten wurden verkannt, Wirtschaft und Politik erschienen als Gegner, als einander gradezu ausschließend.

Nur in Deutschland konnte das Verlegenheitsideal der reinen Weltanschauungsparteien entstehen, nur in Deutschland konnte man erwarten, Politik sei fruchtbar möglich ohne eine politische Anerkennung der Produktionssphäre.

HEUTE ist das Problem der politischen, der gesamtstaatlichen Organisation der Wirtschaft, das heißt einer Systematisierung des modernen Kapitalismus ein Problem, das sich einer jeden, in den organisierten Kapitalismus hineinwachsenden Gesellschaft stellen muß. Es auf einen "Konflikt zwischen Politik (oder Staat) und Wirtschaft" zuzuspitzen erscheint dieser umfassenden Notlage gegenüber als eine besondere, in der sozialen Kampflege und Überlieferung Deutschlands gegründete Agitationsformel, die die wahre Aufgabe: die organische Gestaltung der Gesamtwirtschaft, verschleiern und verdecken soll.

PAUL COHEN-PORTHEIM . VOM ALTMODISCHEN PARIS UND VOM MODERNEN BERLIN



WENN man an den Teil der Presse denkt oder an die Autoren, von denen man Unparteilichkeit überhaupt erwarten kann, sind die Zeiten, in denen Deutsche und Franzosen sich in der Presse beider Länder Grobheiten an den Kopf warfen oder spitzzügige Bosheiten austauschten, längst vorüber. Man ist vielmehr heute sehr höflich zu einander und macht einander Komplimente. Leider aber bringt uns auch das nur wenig weiter, weil die meisten Höflichkeiten oder Komplimente ebensosehr auf Mißverständnissen beruhen wie die ehemaligen Grobheiten oder Bosheiten. Das liegt durchaus nicht nur daran, daß Deutsche Frankreich und Franzosen Deutschland falsch einschätzen, sondern ebensosehr daran, daß sie ihre eignen Länder falsch einschätzen. Für Deutschland und für Frankreich, für Berlin und für Paris sind vor langen Jahren gewisse Schlagworte geprägt, gewisse Charakterisierungen vorgenommen worden, und diese beherrschen die Köpfe so stark, daß sich nur sehr wenige die Mühe machen darüber nachzudenken, ob diese Schlagworte und Charakterisierungen der Wahrheit entsprechen.

Es ist ganz erstaunlich, wie wenig die Menschheit durch Krieg und Nachkriegszeit gelernt hat. Sie plappert 1931 das gleiche wie 1913. Nach manchen Schwankungen urteilen Deutsche und Franzosen genau so über einander wie vor dem Krieg, und genau so falsch, und ich spreche hier von den Wohlgesinnten, nicht von denen, die einander als "Erbfeinde" ansehen.

Was liest man heute in Deutschland über Frankreich und speziell über Paris? Nun, sehr viel Liebes. Paris ist bezaubernd, die Vergangenheit ist dort lebendig, es hat seine große Tradition bewahrt. Es ist voller Gärten und Paläste, voll des Geistes des Roi Soleil und des zauberhaften 18. Jahrhunderts und selbst Napoléons III. Es lebt sich herrlich in dieser Stadt, weil ihr nämlich das Tempo der Zeit fehlt. Denn Paris (wie ganz Frankreich) ist eben in der "guten alten Zeit" steckengeblieben, es ist altmodisch, ein charmantes Überbleibsel, aber natürlich ganz unzeitgemäß. Denn Neuzeit, das ist Technik und Maschine und Massenbetrieb und Hast, eben "Tempo". Paris ist zauberhaft und unmodern, überholt. Modern aber ist Berlin. Das hat keine Tradition und keinen Charme, aber es strotzt nur so von Zeitgeist. Hier rasen die Autos, hier herrscht der Geist der Maschine, hier drängt alles unaufhaltsam vorwärts. Unschön mag das sein, nichts für altmodische Ästhetennaturen, aber es ist voller Leben und Zukunft.

Ich will hier nicht darauf eingehen, ob Paris zu bedauern und Berlin zu beneiden wäre, wenn diese Urteile der Wahrheit entsprächen, sondern nur feststellen, daß sie den Tatsachen widersprechen. Genau die gleiche Mär vom hypermodernen Berlin und vom entzückend zurückgebliebenen Paris wurde bereits der wilhelminischen Welt verkündet, die gläubig lauschte; sie war damals halbwahr, weil Paris seine Modernisierung unter Napoléon III vorgenommen hatte (und zwar in viel radikalerer Weise, als das Berlin je getan, nämlich durch Schaffung eines neuen Stadtplans), während Berlin das erst nach dem Krieg von 1870, vor allem aber in der wilhelminischen Zeit tat. Aber wenn sie damals halbwahr war, ist sie heute gänzlich unwahr, denn es hat sich nämlich seitdem einiges geändert. Zum Beispiel ist in Paris

seit dem Krieg fast alles modernisiert worden, und in Berlin, aus leicht erklärlichen Gründen, fast nichts. Paris ist heute (wie immer, und hoffentlich für immer) eine Stadt der großen, lebendig gebliebenen Tradition, daneben aber ist es, auf sehr vielen Gebieten zum mindesten, bei weitem die modernste europäische Hauptstadt. Berlin dagegen ist, trotz manchem Neuen, in allem Wesentlichen ganz wilhelminisch geblieben. Der vorwiegende Charakter ist der der Jahre um 1900. Berlin ist heute altmodischer als Paris. Es handelt sich hier um keine Gefühle oder Impressionen; noch weniger darum Paradoxe aufzustellen, es handelt sich um ganz nüchterne Tatsachen. Henri Bérard mag als seinen ersten Berliner Eindruck riesige Bahnhofshallen schildern, deren zahllose Gleise sich unabsehbar hinziehen, weil Deutschland das Land moderner Technik ist, das beweist nur, daß er sich den Bahnhof Friedrichstraße, dieses mühsam aufgefrischte alte Gebilde, nicht angesehen hat sondern brav nachplappert, was man ihn vorgeplappert hat, und was sein Publikum zu hören wünscht; denn das Schlimme an all dem ist ja, daß das Publikum nie und nirgends Wahrheit hören will sondern nur Bestätigung seiner eingewurzelten Vorstellungen.

Die Bahnhöfe Berlins sind nicht wilhelminisch, sie stammen aus grauer Vorzeit und sind überaus kleinstädtisch und primitiv: man sehe sich einmal das "Restaurant" und andere Lokalitäten im Anhalter Bahnhof, dem wichtigsten Fernbahnhof an. Das ist der erste Eindruck, den der Fremde vom modernen Berlin hat. Paris hat zum mindesten die Gare d'Orsay mit ihrem elektrischen Untergrundbetrieb, die neue, sehr hübsche Gare de l'Est, die modernisierte Gare de Lyon. Es gibt gewiß herrliche Bahnhöfe in anderen deutschen Städten, aber nicht im tempostolzen Berlin. Hier ist der Geist der Zeit nicht anzutreffen. Etwa sonst im Verkehr? Langsam und klappernd fahren durch die belebtesten Verkehrsstraßen elektrische Bahnen mit langen Anhängewagen: im Jahr 1931. Paris hat sie nie in sein Zentrum hineingelassen und schafft sie allmählich ganz ab. Nebenbei hat sein rückständig ästhetischer Charakter nie die Anlage von Masten und Trolleys gestattet. Die Berliner Untergrundbahn ist ein Torso, der Pariser Métropolitain hat ein ungeheuer dichtes Netz, nebenbei ist er viel billiger. Das Material ist in beiden gleich unbequem und altmodisch, wird aber jetzt in Paris erneuert. Frankreich hat bedeutend mehr "Kraftwagen" als Deutschland, noch viel mehr im Verhältnis zur Bevölkerungszahl, und Paris hat unendlich mehr Autos und einen bei weitem intensivern Autoverkehr als Berlin. Es hat mehr und modernere Taxis, es hat die besten Chauffeure, und es hat, nicht zuletzt, ausgezeichnetes Straßenpflaster. In wilhelminischer Zeit, ehe das Automobil siegte, pflegte man die Straßen zu asphaltieren. Das war damals modern, und es ist heute nicht nur unmodern sondern gradezu lebensgefährlich. Die Straßen Berlins sind indessen nach wie vor asphaltiert; ein betrüblicher Mangel an Zeitgeist macht sich hier bemerkbar.

Bahnhof, Verkehr, Straße haben unsern Fremden, der das moderne Berlin nach dem überholten Paris sucht, schwer enttäuscht. Aber jetzt ist er im Hotel gelandet. Jetzt wird er in Architektur und Ausstattung usw. etwas erleben. Wird er wirklich? Von Hochhäusern und Bauhaus Dessau und neuer Sachlichkeit und anderen schönen Dingen hat er viel gelesen, er findet die marmorstrotzende Halle, mit Kaiserbüste, das Adlon, das Esplanade, das vor einem Menschenalter dem Londoner Carlton nachgebildet wurde,

die Bar des Bristol im besten Stil der achtziger Jahre, den etwas ältern Kaiserhof. Paris hat etwa 20 Luxushotels, Berlin allenfalls 5, das heißt weniger als Paris in den letzten paar Jahren neu gebaut hat. Paris hat an die 100 neuer Hotels gebaut, Berlin einige wenige; und Paris hat fast alle älteren Hotels umgebaut oder modernisiert. Paris hat den Fremden eine Unzahl von Apartmenthouses gebaut und Studiohouses, Berlin bietet ihnen, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, an ein möbliertes Zimmer "abzumieten", eine sympathisch altväterliche Sitte. Moderne Restaurants? Die gibt es in Paris in Unmengen, auch Berlin hat einige: Küche und Namen sind meist französisch. Moderne Theater? Das modernste ist das Théâtre Pigalle in Paris¹. Moderne Variétés? Berlin hat 2, die für andere Zwecke gebaut wurden. Berlin hat bessere und zahlreichere moderne Kinos, das sei ihm unbenommen; Berlin hat überhaupt Neubauten, die mir besser gefallen als viele der Pariser Neubauten, aber es hat verhältnismäßig sehr wenige, abgesehen von meist indifferenten Miethäusern. Die Pariser Bauten aber nehmen im allgemeinen mehr Rücksicht auf ihre Umgebung, und aus Paris stammt die moderne Ladenarchitektur. Aus Berlin dagegen stammt die pseudomoderne Fassade, hinter der sich die wilhelminischen Häuser verstecken, die in ihrer Art nicht weniger verlogen ist als der Pseudopalaststil, den sie ersetzen soll. Weder horizontal gestreifte Häuserfronten noch Lichtreklame sind mehr als Modernitätsspielereien.

Wichtiger aber schließlich als alle Bauten ist die Vitalität einer Stadt, und hier läßt sich folgendes feststellen. In Paris ist Leben und Verkehr heute dort, wo er stets intensiv war, noch weit intensiver, außerdem aber ist eine Anzahl neuer Zentren entstanden, wo vor dem Krieg Stille, Mangel an Leben war. Montparnasse mit allen seinen Cafés, Restaurants, Hotels, Bars usw. ist keine 15 Jahre alt, es gibt ein neues Zentrum an der Porte d'Orléans, ein anderes an der Avenue Wagram usw. In Berlin ist während der gleichen Zeit das Zentrum abgestorben, und alles Leben konzentriert sich heute im Westen. In Berlin hat der Kurfürstendamm die Linden umgebracht, in Paris haben sich die Champs-Élysées und alle die anderen oben erwähnten Distrikte den Boulevards und ihrer Umgebung hinzugefügt. Paris ist in jeder Art ungeheuer gewachsen, es zählt heute, nach Einverleibung der längst zu ihm gehörigen Vororte, nahezu 6 Millionen Einwohner. Es hat sich ferner zu der größten Fremdenzentrale, die die Neuzeit kennt, entwickelt, es ist wirklich eine Welthauptstadt geworden. Zeitschriften in allen Sprachen erscheinen hier, Menschen aller Rassen leben hier zusammen. Das Institut Musulman ist das Zentrum einer neuen Islamwelt in Paris, die Cité Universitaire der Beginn der ersten Weltuniversität. Kurz und gut, Paris ist nicht überholt sondern in sehr, sehr vielem weit voraus; es ist (nicht zur Freude vieler Pariser) überaus modern und in ständigem Wechsel. Soll durchaus eine von den beiden Städten altmodisch sein, ist das eher Berlin als Paris.

Die hier aufgeführten Tatsachen wird niemand ableugnen, weil sie nicht abzuleugnen sind. Wohl aber sehe ich folgenden Einwand voraus, oder vielmehr, ich habe ihn oft gehört: Moderne Bauten usw. mag es in Paris geben, in Berlin fehlt es eben einfach an Geld dazu, aber der Geist von Paris

1) Beiläufig: Man diskutiert jetzt in Berliner Zeitungen die Chancen des daniederliegenden Theaterbetriebs. Da sei auf das sehr interessante »Pariser Beispiel« hingewiesen, das Franz Hanus am 3. Juli in der Berliner Zeitung am Mittag gab: das Beispiel des Théâtre de l'Atelier, das mit 3000 Mark gegründet worden war. »Allerdings kam eine Million an Talent, Opferwilligkeit, Begeisterung und Zähigkeit hinzu.«

ist altmodisch, von gestern, während der von Berlin der der Zeit ist. Nun, wie Kipling sagt, that is an other story. Dazu müßte man sich erst klar darüber sein, wie dieser Geist der Zeit eigentlich aussieht. Sieht er 1931 noch so "amerikanisch" aus, wie er dem Berlin von 1929 vorkam? Oder klaffen einige bedenkliche Risse in der Maschinenparadiesfassade? In Paris sah er vor dem Krieg und sieht er nach dem Krieg europäisch aus. Ob das etwas Gestriges ist, etwas Heutiges oder etwas Morgiges, wird sich zeigen. Aber eines ist sicher: Wenn der Geist der Zeit in Europa nicht mehr europäisch ist, kann sich neben Paris auch Berlin, kann sich das ganze Europa begraben lassen.

PAUL FERDINAND SCHMIDT · DIE SITUATION DER BILDENDEN KUNST UND IHRE MÖGLICHKEITEN

FÜR unsere Künstler, und nicht nur für sie, ist es eine tragische Erscheinung, daß in Deutschland (nicht draußen und am allerwenigsten in Frankreich) offenbar eine ganz sinnlose Baisse in modernen Kunstwerten herrscht, daß das Publikum nicht mehr recht an die Kunst glaubt und von den Verkäufern alter Holzländer und barocker Möbel in diesem Glauben noch bestärkt wird. Die einsichtige Kritik kämpft einen verzweifelten Kampf für die lebenden Maler, fast aussichtslos, weil ihre eigne Wichtigkeit von Lesern und Redaktionen angezweifelt wird. Und zuletzt kommen mit ungestümer Gebärde auch noch Dichter herbei, wie Alfred Döblin, die der heutigen Kunst ihr Todesurteil bestätigen: mit ebensoviel Temperament wie Zweifelhafteit der Sachkenntnis. Es hält schwer Döblins Argumente zu widerlegen, wenn man sie auf eine umfangreiche und offiziell anerkannte und gepflegte Art unserer Kunst bezieht, auf die sie offensichtlich gemünzt waren. Aber dies ist auch zugleich Grund zur Einkehr und Überlegung, Angelpunkt des ganzen Problems und damit positive Beantwortung der skeptischen Frage: ob die deutsche Stellungnahme zukunftsweisend oder trüber Verzicht sei.

Es gibt nämlich 2 Heerlager in unserer europäischen, vor allem aber deutschen Kunst, und weil man sie mit einander vermengt, entsteht die Unklarheit in der Beurteilung des einzelnen und der kulturellen Gesamtsituation.

Der eine Teil, den Döblins Ablehnung darum ausschließlich meinte, weil er den weit überwiegenden Anteil der gesamten Produktion in der Gegenwart bedeutet (und weil Döblin, wie auch viele andere, selbst Kritiker, nichts anderes sehen und kennen wollen), besteht auf der traditionellen Weiterverbreitung malerischer oder bildnerischer Werte. Man lebt da sozusagen noch in der guten alten Zeit, die mit der Entdeckung der Wirklichkeit in der Renaissance begann, ihren Höhepunkt im hochmalerischen Barock erlebte und ihre letzte Sublimierung im Realismus und Impressionismus des 19. Jahrhunderts fand. Diese Form konzentrierter Naturausschnitte lebt noch heute, und oft mit sehr starker Phantasie und künstlerischer Triebkraft. Wir wollen noch lebende Matadore dieses 19. Jahrhunderts, wie Max Liebermann, aus dem Spiel lassen; aber auch Eroberer von Neuland wie Edvard Munch oder Henri Matisse haben sich zuletzt wieder in diese Bezirke naturalistisch gemeinter Rahmenbilder zurückbegeben. Als typische Vertreter von genialer Erneuerungskraft sind beispielsweise Gert Wollheim und Willy Krieger zu nennen; das heimliche Barock, lange unterdrückt, ist in solchen Er-

scheinungen wieder zu einer Erneuerung von eigentümlicher Gestaltungskraft erwacht, so daß man meinen könnte in ihnen und ihresgleichen eine rechte Auferstehung des malerischen Prinzips aus dem 17. Jahrhundert zu erleben. Nicht deshalb, weil es in Frankreich keine analoge Erscheinung gibt, sondern weil eine ganz andere und entgegengesetzte Entwicklungslinie in die Zukunft deutet, darf man diese äußerst fruchtbare und phantasiereiche Entfaltung deutscher Malerei nicht überschätzen und gar für wesensbestimmend halten. Döblin hat, was ihn betrifft (und Kritiker seinesgleichen), kaum an die bedeutenden Vertreter und den erstaunlich zahlreichen und begabten Nachwuchs dieser Art gedacht, sondern an die Arrivierten, als er die Malerei der Gegenwart wog und zu leicht befand gegenüber der Architektur.

Aber auch solche Unterscheidungen versinken vor der Betrachtung jener Antipoden, bei denen wir die wahre Bedeutung und die Zukunft der Kunst sehen. Die Tatsache, daß es eine gegensätzliche Strömung abstrakter und konstruktiver Art in der gesamteuropäischen Kunst gibt, ist kein Geheimnis seit mehr als 20 Jahren. Nur ihre eigentliche Bedeutung wird unterschätzt. Das gilt weniger für die Franzosen (deren Kubismus mit all seinen Abzweigungen, ja auch Surrealismus, längst internationales Sammelgebiet geworden ist) als für die deutsche Linie der Entwicklung. Schon die Malerei der Brückeleute um 1910, der Karl Schmidt-Rottluff, Erich Heckel, Otto Mueller, Ernst Ludwig Kirchner, war auf Raumschmuck eingestellt. Nur wußte leider fast niemand, wußten vor allem die Architekten nicht mit ihrer großflächigen und zum Fresko drängenden Malerei, mit ihren herben und pfeilerhaften Holzschnitzereien und ihren Handwerksarbeiten voll ornamentaler Originalität etwas anzufangen. Es muß aber doch in diesem Zusammenhang einmal auf die Intensität ihrer Bemühungen hingewiesen werden den Wohnraum mit malerischen und plastischen Mitteln neu zu formen. Ihre Dresdener und Berliner Wohnateliers, die Glasfenster und Mosaiken Max Pechsteins und, als hervorragendste Arbeit, das Zimmer Rosa Schapires in Hamburg, in dem Schmidt-Rottluff schlechthin alles mit einer ebenso großartigen wie intimen Farbwirkung bestimmt, Wände, Decke, Möbel, Teppiche, Vorhänge, Skulpturen, Bilder geschaffen und kraftvoll zu einer Einheit gezwungen hat: das alles wies einen Weg zur Synthese von Raum- und Bildender Kunst. Er ist leider nicht weiter beschritten worden. Und heute ist er schwerlich mehr gangbar.

Inzwischen kam der Anstoß von einer ganz andern Seite. Man spricht wenig mehr von der internationalen Bewegung des Konstruktivismus, die sich wie eine Naturgewalt mitten im Krieg, wo es keine Verständigung über die Grenzen hinweg gab, spontan und zu gleicher Zeit in den wichtigsten Kulturländern erhob; in Deutschland mit Oskar Schlemmer, Willy Baumeister und Lyonel Feininger, in Rußland mit El Lissitzkij und Kasimir Malewitsch, in Holland mit Theo van Doesburg, Piet Mondrian usw., und dazu, vorgreifend, zusammengeballt in der Schweiz und Paris (wo auch Fernand Léger damals ganz im konstruktivistischen Geist malte) mit der vielverkannten Geste der Dadaisten, die alle unzufriedenen Elemente junger Künstler aus der ganzen Welt vereinigten und nicht bloß negativ gewirkt sondern auch fruchtbare Formgedanken vorgebildet haben. Die Photomontage geht auf dadaistische Experimente zurück, auf Raoul Hausmann, Tristan Tzara, Max Ernst, Kurt Schwitters, Hanna Höch, George Grosz und ihre wilden und geistreichen Materialklebereien. Wie tief sich diese in ihrer Verwertung technischer

Mittel ganz eigenartigen Versuche bereits in Verbindung mit der Architektur eingelassen haben, kann man an der Rolle erkennen, die die Photomontage jeden Formats jetzt auf der großen Berliner Bauausstellung spielt. Hier ist noch kein Ende erreicht; die Entwicklung wird über das geistreiche Formenspiel, über die Verwertung zur Reklame und zu politischer Propaganda noch hinauswachsen, die geistige und formale Beweglichkeit dieses außerordentlichen Kunstmittels oder Kunstgriffs ist noch gar nicht abzusehen, Raumkunst, Film, Stadtbau, Landschaftsbildung werden davon profitieren.

Näher zur Gegenwart führt indessen die Auswirkung des konstruktivistischen Gedankens. Jene Maler, die erst nach dem Krieg bekannt wurden, griffen von Anfang an über den engen Bezirk des Staffeleibilds weit hinaus. Sie malten nicht Gegenstände sondern Abstraktionen aus konstruktivem, also eigentlich baulichem Geist heraus; ihre Bilder waren Keimzellen einer Raumanschauung, die sich von aller Tradition sowohl der darstellenden Malerei (als einer illusionären Naturausschnittwiedergabe) wie der Baukunst (als Fassadengestaltung und Raumdekoration) sehr weit entfernten. Die zwangsläufig als Tafelbilder verkleideten Schöpfungen der Doesburg, Schlemmer, Léger, Lissitzkij waren auf die Fläche projizierte neue Raumideen, Mittelpunkt einer Vision von Wandflächen, Bauten, aus denen heraus eine noch unbekannte Gemeinschaft aller Künste ihre Paläste errichten sollte.

Es geschah das Wunder, daß sie verstanden wurden, daß ihre embryonalen Ideen aufgegriffen und weitergeführt wurden. Die jungen Architekten waren es, die für sich die Konsequenzen aus der konstruktivistischen Idee zogen. Die Zeit war wieder einmal reif für eine vollkommene Umwälzung: Die Maler gaben den Anstoß, sie fühlten das neue Bedürfnis und die Notwendigkeit einer Formerneuerung auf ihre Weise, und in der Baukunst kam das revolutionäre Element fruchtbarer Materialerfindung hinzu. Ohne die noch aus dem 19. Jahrhundert stammende technische Vorarbeit, ohne die großartige Pioniertätigkeit der französischen Beton- und Eisenkonstrukteure und einzelner Pioniere wie Adolf Loos und Frank Lloyd Wright wäre die Geburt der neuen Architektur bloß aus dem Geist der konstruktivistischen Malerei wohl kaum möglich gewesen. Aber daß diese ingenieurhaften Möglichkeiten mit Beton, Eisen und Glas zu bauen im richtigen Moment sich mit den formbildenden Prinzipien des Konstruktivismus verbanden, und daß überall in Europa, vor allem in Frankreich, Holland und Deutschland, bedeutende Baukünstler sich der beiden Möglichkeiten bewußt wurden und sie anzuwenden verstanden; daraus erwuchs die moderne Baukunst des "Funktionalismus".

Seine rasende Entwicklung vor allem in Deutschland scheint zuerst jede Aussicht auf Gemeinschaftsarbeit erstickt zu haben. Es ist viel und unverantwortlich von Architekten und solchen, die ihnen nach dem Mund sahen, von der Überflüssigkeit der Malerei und aller schmückenden Künste geredet worden; es sah eine Zeitlang wirklich so aus, als ob es nur noch nackte Architektur gäbe, und das Interesse am Bau überwucherte auch beim Publikum jedes andere von künstlerischer Art. Die Folgen erleben wir in einer Abstumpfung der Öffentlichkeit gegenüber der gesamten Bildenden Kunst.

Aber so wird es nicht weitergehen. Auch die Architektur selber bedarf der Hilfe ihrer Schwesterkünste. Man hat einfach vergessen: nicht nur die uralte Notwendigkeit der lebenerhöhenden Werte echter Erlebniskunst sondern auch die enge Verbundenheit aller Künste in sich und den ideellen Ursprung

des Funktionalismus aus der Malerei der Konstruktivisten. Man hat ihn wohl nur zeitweise vergessen. Fragt man heute die führenden Architekten auf Ehr und Gewissen, sie werden die radikale Ablehnung der Schwesterkünste wieder verleugnen und gern die Hand zu einer neuen Verbindung reichen. Denn diese Verbindung ist naturgewollt und naturnotwendig. Nicht, weil die neue Bauidee aus den dreidimensionalen Raumvorstellungen der Konstruktivisten entsprang, sondern weil ihre faktisch gebauten Räume nach einer Interpretation durch Maler und Bildhauer verlangen, darum ist die Einheit aller Künste unter Führung der Architektur auf dem Marsch. Glatte Mauern, Sinn für die Fläche, Funktionsschönheit der leeren Wände: sehr schön; aber nur temporär und nur halb wahr. Die großen hellen Flächen vor allem im Innern rufen, nicht etwa nach dem Ornament, wohl aber nach farbiger und plastischer Interpretation ihres dynamischen Ausdrucks, ihrer Raumkräfte. Natürlich ist ein umbauter leerer Raum schön (versteht sich: von einem Meister, nicht jedes beliebige Gelaß), schön wie ein nacktes Felsgebirge. Das bedeutet aber nicht, daß der Raum nun ewig leer stehen muß, um in Schönheit zu sterben. Wie er Möbel für den Gebrauch des Menschen ertragen muß und erst dadurch seinen Sinn erfüllt, so verlangt auch das Auge gebieterisch nach einer Belebung der Wand. Das kann sehr wohl, wie in der guten alten Bürgerstube, mit Gemälden geschehen (und wenn ein paar ganz "Radikale" darüber in die Luft gehen sollten: es ist möglich). Die Konstruktivisten haben aber schon längst durch die Tat bewiesen, wie man auf funktionelle Weise solche gläserne Nurarchitekturschönheit lebendig und bewegt macht. Lissitzkij hat in einem Saal im Hannoverschen Museum durch Wandbehandlung und Verteilung abstrakter Bilder die Frage gelöst, Schlemmer im Weimarer Studiengebäude (von dem biedern Bilderstürmer Paul Schultze-Naumburg wieder abrasiert) und im Essener Museum sowie in Privaträumen eine großartige Deutung der immanenten Kräfte durch Figuralfresken und Metallkonstruktionen gegeben. Auch die kräftige Unterstützung, die die Materialkombinationen Bellingscher Skulpturen in verschiedenen öffentlichen Räumen für das Kollektivgefühl bedeuten (im Berliner Buchdrucker- und Knappschaftsgebäude, im Haager Konsumverein), gehört zu dieser Gemeinschaftsarbeit, die eben erst beginnt.

Daß die Anwendung des synthetischen Prinzips sich aber keineswegs auf die paar bahnbrechenden und ideenträchtigen Künstler aus dem Kreis der Konstruktiv-Abstrakten beschränkt, daß mit dem Auftrag vielmehr auch den anderen Künstlern die Kräfte wachsen, beweist jeder ernsthafte Versuch zu monumentaler Raumdekoration. Leider gibt es nur zu wenig Auftraggeber, die zu dieser Erkenntnis durchgedrungen sind. Ein ganz tristes Gegenbeispiel lieferte kürzlich die Reichskanzlei, die ihren Neubau in Berlin am Wilhelmplatz mit etwas Kunstaufputz versehen wollte, und der dabei nichts anderes einfiel als eine Kopie des Anton von Wernerschen Berliner Kongresses bei einem Kunstmaler zu bestellen. Das ist natürlich schlimmer als gar nichts.

Die Berliner Bauausstellung, die einen großartigen Überblick über die brennenden Probleme unserer Architektur auf mannigfaltigsten Wegen gab, hat auch die Mitarbeit der gesamten bildenden Künste in ihren Bereich gezogen. Den Bemühungen Bruno Pauls glückte es eine langgestreckte Halle für viele Experimente dieser Art zu erhalten, als Tummelplatz einer ganzen Anzahl berufener Künstler. Wie fast immer, standen aber zu wenig Mittel im Etat,

um etwas wirklich Durchgreifendes zu leisten. Der Platz wurde an zu viele einzelne aufgeteilt, die sich im wesentlichen damit begnügen mußten eine Wand oder eine Nische zu dekorieren. Der Sinn der Übung: geschlossene Räume sinnbildhaft auszugestalten, blieb einigen wenigen vorbehalten. Wassilij Kandinskij konnte einen Musikraum mit seinen abstrakten Visionen in dauerhaftem Material farbiger Kacheln erfüllen. Wilhelm Schmid erhielt die riesige Seitenwand des Restaurants für seine ausgezeichnete figürliche Variétédekoration, die Stil und Tempo solcher Versuche allseitig hätte bestimmen sollen. Beide zeigen, auf entgegengesetzte Weise, die Herrlichkeit einer farbigen Wand- und Raumausdeutung. Die übrigen waren in ihrem Ideenflug gehemmt: Die abgeteilte Wandfläche eines schlauchartigen Ganges ist nicht der Ort, um Zusammenstimmungen von Baukunst mit den unermesslichen Möglichkeiten des Freskos, des Mauerbilds, des Mosaiks, des Wandbehangs, des Sgraffitos und Glasbilds, der hundert Anwendungsformen unserer modernen Skulptur, zu beweisen. Was die besten Leistungen hier gleichwohl zur Evidenz zeigen, ist die starke und glückliche Einwirkung des umbauten Raums mit der festen Wand auf die Phantasie unserer Künstler. Erstaunlich war es zu erkennen, daß Maler und Bildhauer eine unerwartete Größe und Freiheit der Formensprache gewannen, daß sie sich mit echter Einfühlung, mit Begeisterung in das schwierige Gebiet der Raumteilung und Rauminterpretation fanden und ihre darstellende Symbolisierungskraft vervielfachten, sobald die Architektur ihnen Anregung und Gelegenheit zur Betätigung bot. Das mag zum mindesten für die Maler und Bildhauer Jankel Adler, Willy Baumeister, Rudolf Belling, Ernst Fritsch, Ludwig Gies, Otto Hitzberger, Karl Hofer, Ewald Mataré, Oskar Nerlinger, Robert Pudlich, Edwin Scharff, Oskar Schlemmer, Hans Wissell und für die Bildweberin Johanna Schütz-Wolff gelten. Aber es gibt noch andere, nicht geringere, die man nicht aufgefordert hatte. Was hätten sie erst leisten können, wenn man ihnen nach Wahl geschlossene Räume zur Gestaltung hätte anbieten können!

Es wird nun wohl von der Einsicht einzelner, auch kollektiver Auftraggeber abhängen die ungemeinen Anregungen dieses ersten Versuchs zu ernsthaften Schöpfungen auszuwerten. Es wäre nicht unwichtig, wenn die Architekten selber sich zu ihren Mitarbeitern bekennen möchten. Eine Organisation der Maler und Bildhauer am Bau, entstanden aus jener Gemeinschaftsarbeit in Halle VII, will in diesem Sinn die Entwicklung aktiv vorwärts treiben.

VICTOR RYDBERG . ERBE AUS DEM CHAOS . ÜBERSETZT VON HENNY BOCK-NEUMANN

DURCHFLOG vielleicht einst Mutter Chaos dunkle Seel',
Als sie in Kindesnöten lag mit dieser Welt,
Das schöne Trugbild einer Welt, die nie ersteht
Voll Himmelsreinheit so in Form und Wirklichkeit?
Hat da, im Staunen ob des Bildes Majestät,
Durchbebet sie die Sehnsucht, wie sie immer lebt
Im Menschensehnen nach des Menschen Ideal?
Hat da, in Ahnung ihrer Frucht so niedrer Art,
Ein Erbe sie gegeben in der Ahnung Schmerz,
Empfindend diese grenzenlose Niedrigkeit?

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Sozialistische Bewegung / Valtin Hartig

Frankreich: Der diesjährige, der 28. Parteitag der französischen Sozialisten, erweckte wegen seines Hauptproblems: Stellung zur nationalen Verteidigung, das man im Jahr zuvor nicht zu entscheiden wagte, besondere Erwartung. Außerdem konnte er die größte Beachtung beanspruchen, und er konzentrierte auch die Aufmerksamkeit Frankreichs auf sich, da die Partei mit ihren 109 Mandaten zur größten in der Kammer bereits durch die Nachwahlen geworden ist. Das Jahr 1932 bringt allgemeine Wahlen, Wahlen, die das Schicksal Gesamteuropas in der kommenden Entwicklung mit entscheiden können. Ein Ruck nach links wird allgemein erwartet, die Sozialisten selbst rechnen mit einem starken Anwachsen ihrer Mandate. Sie müssen sich also auf die Übernahme von Regierungsverantwortung gefaßt machen. Darüber wird in den Parteizirkeln lebhaft diskutiert, darauf sich vorbereiten zu müssen wird von den Einsichtigen empfunden. Das Buch Marcel Déats, bei weitem die bedeutendste Veröffentlichung der letzten Jahre im französischen Sozialismus (siehe unten Seite 674 den Abschnitt Literatur), ist dafür der augenscheinlichste Beweis. Der Parteitag hat leider die Chancen der Sozialisten nicht grade gesteigert. Er hinterließ einen unbefriedigenden Eindruck. Die Mehrheit berauschte sich wieder am Radikalismus der Worte. Das alte Übel des scharfen Gegensatzes der rechten und der linken Richtung, der unsachlichen Stellungnahme nach den "tendances", wurde nicht abgeschwächt sondern eher akzentuiert. Es beeinflusste sogar die Regelung eines persönlichen Konflikts, die in einer geschlossenen Nachsitzung erfolgte. Die Leidenschaft und die bittere Schärfe der Auseinandersetzung stiegen aufs höchste. Andererseits ist es aber auch vorgekommen, daß mitten in der Debatte bei den Darlegungen eines Delegierten über die Stellung zum Krieg der ganze Kongreß, auch jene, die die Folgerungen des Sprechers nicht teilten, begeistert aufsprang und hingenissen die Internationale sang. Der Parteitag fand Pfingsten, vom 24. bis zum 27. Mai, in Tours statt, wo 1920 die unheilvolle Spaltung über die 21 Punkte von Moskau erfolgte. Heute erscheint jener schwere Schlag, den der franzö-

sische Sozialismus erlitt, verwunden. Ein kleines Häuflein machte sich damals an den Wiederaufbau. Mit Stolz konnte man jetzt berichten, daß die Partei 130 000 Mitglieder zählt, und daß ihr Zentralorgan, der Populaire, seine Auflage im letzten Jahr um das 3fache steigern konnte, während die Humanité, einst das große Organ der Sozialisten, in den Händen der "Kommunisten" nur mehr vegetiert. Die Jugendorganisation, die erst seit kurzem besteht, ist bereits auf 8000 Mitglieder angewachsen.

So groß aber auch die Genugtuung des Parteitags über den äußern Aufschwung sein konnte, der Bericht über die Geschäftsführung des Populaire gab Anlaß zu lebhaften Auseinandersetzungen. Die politische Leitung liegt in den Händen des Fraktionsführers Léon Blum, die geschäftliche in denen Adéodate Compère-Morels. Man kritisierte scharf, daß der Populaire die gleichen Praktiken wie die bürgerlichen Blätter im Inseratenwesen handhabe. Pierre Renaudel besonders wandte sich dagegen, der mit seinen Artikeln über die Oustricaffäre und seinen Diatriben gegen die "Finanzkorruption" nicht wenig zum Steigen der Auflage beigetragen hatte. Der Kongreß billigte jedoch die Geschäftsführung, und Compère-Morel ließ sich wieder zur Übernahme seines Postens bewegen.

Interessant ist, daß beim Bericht über die parlamentarische Tätigkeit, ganz wie auf dem deutschen Parteitag, Disziplinbruch zu behandeln war, allerdings im entgegengesetzten Sinn. Bei der Behandlung des deutsch-österreichischen Zollunionsprojekts stimmten 7 Genossen für die Regierung. Der Parteitag sprach sein Bedauern (regret) darüber aus. Im übrigen nahm er eine Resolution an, die die Abgeordneten verpflichtet gegen die Militär- und Kolonialkredite wie gegen das Budget insgesamt zu stimmen. Die gleiche Resolution verbietet den Abgeordneten vor dem Parlament als Berichterstatter für Kredite zu fungieren, die die Fraktion abzulehnen hat. Das richtete sich gegen den Führer der Minderheit Renaudel, der der Berichterstatter der Kammer über das Flugwesen ist.

Marcel Déat und Jean Zyromski, ein Rechter und ein Linker, hatten den Auftrag ein Aktionsprogramm auszuarbeiten. Man beschloß aber dieses wichtigste Problem auf die Tagesordnung des nächsten Parteitags zu setzen und einstweilen an dem von 1928 festzuhalten.

Der Parteitag von Bordeaux hatte bereits die Frage der Organisation der Frauen diskutiert und zur Ausarbeitung eines Plans eine Kommission ernannt. Bis jetzt waren Frauen als Parteimitglieder sehr selten, zumal in Frankreich die Frauen noch nicht wählen. In Tours wurde ein Statut angenommen, das dem der deutschen Frauenorganisation gleicht. Das Hauptproblem der Tagung hieß: Landesverteidigung, Abrüstung, Frieden. Dazu lagen 3 Resolutionen vor, eine von dem Generalsekretär der Partei, Paul Faure, eine von der Bezirksorganisation des Departements Var (Pierre Renaudel) und eine von Charles Lagorgette, die eine noch radikalere Tendenz als die Fauresche erkennen ließ. Sie waren in den Sektionen diskutiert worden; die Delegierten kamen deshalb mit gebundenen Mandaten. Wie zu erwarten, gab es über dieses Thema lange lebhafte Auseinandersetzungen. In der Resolutionskommission, die nach den 3 Tendenzen zusammengesetzt war, versuchte Léon Blum, der "hors tendance" steht, also keiner besonderen Richtung angehört, vergebens eine Kompromißformel zu finden. Schließlich wurde die Resolution Faure mit 2443 Stimmen angenommen, doch kamen Verschärfungen aus der Lagorgetteschen hinein. Renaudel erhielt 824, Lagorgette 473 Stimmen. Der Parteitag erklärte also: Nur der Sozialismus kann den Frieden garantieren. Es gibt keine Zusammenarbeit mit bürgerlichen Regierungen. Alle Staaten müssen gleichmäßig und vollständig abrüsten, kein Kriegsbudget ist anzunehmen, keinen Pfennig und keinen Mann für den Kriegsgesundheitsapparat der Bourgeoisie! Die Beseitigung des kapitalistischen Systems kann allein und definitiv alle Schwierigkeiten lösen. Dazu brachte dann Léon Blum eine Erklärung oder vage Interpretation, die einstimmig akzeptiert wurde. Der Parteitag folgte in dieser wichtigen Sache nicht neuer außenpolitischer Einsicht sondern alter innenparteilicher Tradition. Bemerkenswert ist, daß die leitenden Parteiausschüsse entsprechend dem Abstimmungsverhältnis der 3 Resolutionen zusammengesetzt wurden. So bereiteten sich die französischen Sozialisten auf die entscheidenden Wahlen des nächsten Jahres vor. Die Nationalisten werden ihnen diese Resolution um die Ohren schlagen, um damit Wahlgeschäfte zu machen. Diese Gefahr erkennend erließen gleich nach dem Kongreß Renaudel und 23 andere eine Erklärung, in der sie sich von dem Kongreßbeschuß distanzieren, ihre Treue zu

Jaurès' Gedanken und die Auffassung von der Notwendigkeit eines Volksheers zur nationalen Verteidigung, solange die Gefahr der Vergewaltigung besteht, bekräftigen. Sie werben für diese Erklärung im Rahmen der Partei.

Deutschland: Die Sozialdemokratische Partei ist in Deutschland die absolut zuverlässige Partei von beträchtlicher Stärke zur Verteidigung des parlamentarisch-demokratischen Systems. Käme der Nationalsozialismus hier zur Macht, so hätte er die entscheidende Position gewonnen. Gelänge es ihm auf legalem Weg in sie einzudringen, er behauptete sie dann um so sicherer. Dieser Lage ist sich die deutsche Sozialdemokratie bewußt, und von dieser Situation her ist ihr gesamtes politisches Verhalten zu betrachten und zu verstehen. Auch die taktische Haltung bei der neuen Affäre des Panzerkreuzers, was Vandervelde vor den belgischen Genossen hervorhob, die gegen die Befestigungskredite der Regierung votierten. Allerdings, in der Partei wird das nicht überall verstanden. 9 Mitglieder der Reichstagsfraktion, die Stimmenthaltung beschlossen hatte, um die Regierung Brünning nicht zu gefährden, stimmten gegen die Bewilligung der Kredite zum Bau des Schiffes. Daraus erwuchs eine starke Erregung in den Parteikreisen, mit Spannung sah man dem Parteitag entgegen, der vom 31. Mai bis zum 5. Juni in Leipzig stattfand.

Er fiel in eine außerordentliche und turbulente politische Situation. Noch nie war die Masse der Mitgliederschaft von einer ähnlichen Arbeitslosigkeit bedrückt worden. Von einer Regierung, die auf die Partei angewiesen war, stand die Notverordnung bevor, von der man voraussah, daß sie die Arbeiterklasse aufs neue stark belasten würde. In den Zeiten des Kampfs und der Gefahr gilt es die Reihen zu schließen. Aus dieser Empfindung heraus wurde mit ganz überwiegender Mehrheit der Beschluß angenommen, der die Fraktionen ermächtigt vor Abstimmungen Fraktionszwang zu beschließen, dessen Mißachtung als parteischädigendes Verhalten zu betrachten sei. Verteidigung der Demokratie gegen den Nationalsozialismus war das beherrschende Thema, mit dem alle anderen zu erörternden Probleme, auch das der Jugend in der Partei, zusammenhingen. Eine Kritik gegenüber dem Parteitag ist freilich notwendig. Man kann sich wundern, daß man so ausschließlich in den innenpolitischen Fragen aufging, daß

man nicht entschiedener die Bedeutung der außenpolitischen Faktoren für die krisenhafte Situation Deutschlands und für die Belastung der Arbeiterklasse unterstrich. In seinem Bericht über die Parlamentstätigkeit ließ Wilhelm Sollmann das Problem anklingen, in der Diskussion streifte es Wilhelm Hoegner. Mehr geschah nicht. Das ist um so erstaunlicher, als Brüning und Curtius vor ihrem Besuch in Chequers standen. Der Parteitag begann mit einer gewaltigen Kundgebung, einer Massendemonstration, die jene des zur gleichen Zeit in Breslau aufmarschierenden Stahlhelms an Teilnehmerzahl weit übertraf. Bemerkenswert war dabei die starke Beteiligung der Jugend. Während der Debatten kam es einigemal zu leidenschaftlichen Ausbrüchen, besonders wenn die Vertreter der Opposition sprachen. Erwähnung verdient, daß auf der Tribüne eine Reihe von Ehrengästen anwesend war, die der Parteivorstand zur Belohnung für ihre erfolgreiche Werbetätigkeit eingeladen hatte. Die Internationalen war stark vertreten.

Das Referat mit dem Titel Kapitalistische Wirtschafts-anarchie und Arbeiterklasse hielt der Vorsitzende des Deutschen Holzarbeiterverbands Fritz Tarnow. Er führte dabei auch aus, daß die jetzige Wirtschaftskrise keine Endkrise des kapitalistischen Systems sei, daß es kein Generalrezept gegen die Übel und Nöte des Augenblicks gebe.

Rudolf Breitscheid behandelte das Problem der »Überwindung des Fascismus«. Die Politik der Fraktion sei in erster Linie auf die Fernhaltung der Nationalsozialisten von einer Beteiligung an der Regierung in Gemeinschaft mit bürgerlichen Vertretern gerichtet gewesen. Das wahre Gesicht des programmlosen, das Wort Sozialismus entehrenden und der sozialen Reaktion dienenden Nationalsozialismus sei immer wieder den Massen zu zeigen, und für unsere großen Ideen sei die Begeisterung zu wecken, insbesondere in der Jugend. An Breitscheids Ausführungen schloß sich unmittelbar Wilhelm Sollmanns Bericht über die Tätigkeit der Reichstagsfraktion an, der ja nur eine weitere Ausführung über die Politik der Fernhaltung der Nationalsozialisten von der Regierung sein konnte. Die Debatte ging um die Taktik der Partei. Die Opposition reklamierte das Recht für sich ebenso ehrlich das Parteiinteresse zu vertreten wie die anderen. Neue Argumente wurden aber nicht beigebracht. Nach dem Schlußwort Breitscheids wurden die Resolutionen ange-

nommen, die die Haltung der Reichstagsfraktion billigen, die sozialpolitischen Forderungen formulieren und unter Mißbilligung der 9 Dissentierenden die Fraktionsdisziplin festlegen.

Der starke Zulauf von Jugendlichen, den die links- und rechts"radikalen" Bewegungen verzeichnen können, und sicherlich auch der immer wieder zu hörende Vorwurf von der Überalterung der Partei gab den Anstoß das Problem Jugend und Partei auf die Tagesordnung des Kongresses zu setzen. Es wurde von dem Vorsitzenden der sozialistischen Arbeiterjugend Erich Ollenhauer behandelt. Er hob die Bedeutung der Jugendlichen im heutigen Erwerbsleben hervor und zeigte, wie stark sie von der Arbeitslosigkeit betroffen werden. Aufgabe der Sozialistischen Arbeiterjugend sei die politische Erziehungsarbeit im Rahmen des Parteiprogramms. Ollenhauer konstatierte das Versagen der Jungsozialisten, an dem ältere Parteimitglieder aber auch ihr gut Teil Schuld mittragen, und zeigte Gründe und Ursachen der "Radikalisierung" der Jugendlichen auf (ob alle und die entscheidenden, bleibt dahingestellt). Nach ihm berichtete Kurt Löwenstein über die erstaunlich wachsende Kinderfreundebewegung, die bereits 200 000 Kinder erfaßt; sie gehört gewiß zu den erfreulichsten und fruchtbarsten Erscheinungen des heutigen Sozialismus. Für die sozialistischen Studenten sprach Kurt Berlowitz. Der Drang zum Jugendthema das Wort zu ergreifen schien recht groß. Aber die Debatte wurde in einer überraschenden Weise abgekürzt, indem der Vorsitzende zunächst den 4 Jüngsten des Parteitags das Wort gab, und alsdann Schluß der Diskussion angenommen wurde.

Nicht unerwähnt darf aber eine Entgleisung bleiben, die sich Richard Lipinski als Vorsitzender zuschulden kommen ließ. Er sagte nämlich, nachdem er ganz richtig festgestellt hatte, daß die Sozialdemokratie »von jeher die Behauptung von Deutschlands Alleinschuld am Krieg bekämpft« hätte: »Aus dieser Unwahrheit ist Deutschlands Reparationsverpflichtung mit begründet.« Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands hat in Wahrheit stets betont, daß die sogenannte Kriegsschuldlüge mit den Reparationsverpflichtungen gar nichts zu tun hätte, daß, wie auch der Spruch der Geschichte über Deutschlands Schuld oder Unschuld am Kriegsausbruch fallen möge, die Pflicht zum Wiederaufbau der kriegsverwüsteten Gebiete bestünde. Sie hat dies in Übereinstimmung mit der

Sozialistischen Internationale getan, die die Reparationspflicht in diesem Sinn anerkennt und gleichzeitig die Verpflichtung zur Bezahlung der interalliierten Kriegsschulden an Amerika ablehnt, da sie mit Wiedergutmachung nichts zu tun haben sondern ein Geschäft Amerikas darstellen. Jener Ausspruch Lipinskis bekräftigt aber scheinbar die These, mit der die Nationalisten stets den wahren Tatbestand verdunkeln. Es ist notwendig, daß diese Entgleisung sofort als solche festgestellt wird, damit man sie nicht später draußen im Land zur Stärkung des Nationalismus gegen den Sozialismus verwenden kann.

Nach dem von Max Westphal gegebenen Bericht des Parteivorstands, dem Bericht des Kassierers, des Frauensekretariats, des Bildungsausschusses war die Tagesordnung erschöpft.

Die Vorstandswahlen hatten zum Ergebnis: Otto Wels, Artur Crispian, Johann Vogel Parteivorsitzende. Zu den alten Beisitzern kamen neu Rudolf Breitscheid und Carl Litke, in die Kontrollkommission Richard Lipinski, während Lore Agnes aus ihr ausscheidet.

Belgien

Vom 5. bis zum 8. April hielt die Belgische Arbeiterpartei im Volkshaus in Brüssel ihren 43. Parteitag ab. Aus dem vom Generalrat vorgelegten Bericht ist zu entnehmen, daß die Mitglieder 1930 um einige Tausend auf die für das kleine Land erstaunlich hohe Zahl von 601 129 gestiegen sind. $\frac{1}{4}$ davon sind Frauen. Die Hauptaufgabe des von etwa 1000 Delegierten besuchten Kongresses war die Revision des Programms, eine Aufgabe, die man seit 1923 immer wieder in Angriff genommen und auch diesmal nicht zu Ende geführt hat. Verlangt, aber abgelehnt wurde eine Beitragserhöhung zugunsten der Zentrale von jährlich 50 Centimes. Der Name der Partei sollte sogar geändert werden. Dafür wurde angeführt: Die Situation habe sich gegenüber der Zeit der Gründung vor mehr als 40 Jahren gründlich geändert. Damals sei die Partei eine Organisation ausschließlich von Handarbeitern gewesen, jetzt aber handle es sich auch darum andere Volksschichten zu gewinnen: Beamte, Angestellte, den kleinen Bauern usw. Die Namensänderung fand jedoch keine Mehrheit. In der Stellung zum Frauenwahlrecht machte die Partei einen erheblichen Fortschritt. Sie stand ihm seither ablehnend gegenüber, in der Befürchtung, es komme dem schärfsten Gegner, der Klerikalen Partei, aus-

schließlich zugute. Angenommen wurde, daß die sozialistischen Abgeordneten für das Frauenwahlrecht eintreten sollen, wenn es zur Debatte steht. Über die besonderen Modalitäten hat aber noch ein Spezialkongreß zu entscheiden.

Der wichtigste Punkt der Beratungen war die Stellung der Partei zur Landesverteidigung. Er hatte bereits eingehende Behandlung im Generalrat gefunden, der eine Resolution vorschlug, die schließlich angenommen wurde. Ihr hatte ursprünglich die Auffassung entgegengestanden: Belgien müsse vollständig und sofort abrüsten. Die angenommene Resolution verlangt international allgemeine Abrüstung unter Kontrolle, für Belgien Herabsetzung der Rüstungen auf das Deutschland auferlegte Maß (Gleichgewicht am Rhein). In Übereinstimmung mit dieser Resolution lehnten die Vertreter der Partei die von der Regierung kürzlich verlangten Kredite zur Durchführung von Festungsanlagen ab.

Holland

Auch die Sozialdemokratische Partei Hollands veranstaltete ihren ordentlichen Jahreskongreß zu Ostern, und zwar in Arnheim. Der Vorsitzende Jan Oudegeest konnte dort mit Befriedigung von der Aufwärtsentwicklung der Partei berichten. Am 31. März 1931 betrug die Zahl der Mitglieder 73 000, was ein Ansteigen von 20 000 im Lauf der 2 letzten Jahre bedeutet. Die Werbetätigkeit der Partei hat sich stark ausgedehnt, die beiden Hauptblätter weisen 110 000 Abonnenten auf, am 1. Januar 1932 sollen 5 neue Parteizeitungen ins Leben gerufen werden. Die wichtigsten Verhandlungspunkte der Tagung umfaßten die Stellung zur nationalen Verteidigung, die Tätigkeit des linken Flügels und die Arbeitslosigkeit. Zum 1. Punkt referierte Jan Willem Albarda, der mit seinen Darlegungen die Kongreßteilnehmer so begeisterte, daß sie spontan die Internationale anstimmten. Seine Ausführungen fanden in der vom Parteivorstand vorgelegten Resolution ihren Niederschlag, die mit überwältigender Mehrheit angenommen wurde. Sie besagt: Trotz den Versprechen des Jahres 1918 lasse die allgemeine Abrüstung immer noch auf sich warten. Die internationale Arbeiterbewegung müsse die stärkste Aktivität entfalten, um sie herbeizuführen. Die holländische Regierung habe auf der Abrüstungskonferenz des Jahres 1932, so gut sie nur immer könne, für die Abrüstung zu wirken. Bewaffnete Landesverteidigung sei für Holland

gleichbedeutend mit Selbstvernichtung. Eine begrenzte Mobilisierung für eine Sicherheitswehr sei jedoch denkbar. Der linke Flügel der Partei, der sich unter der Führung Paul Schmidts um die Zeitschrift *De Socialist* gruppiert, hielt Sonderkonferenzen ab und ließ sich mit der Independent Labour Party, der norwegischen Partei, dem Bund usw. in Verbindungen ein, die schließlich zu einer neuen Internationale führen könnten. Der Kongreß nahm scharf gegen solches Verhalten Stellung, erklärte es als unvereinbar mit der Mitgliedschaft in der Partei und ersuchte die erwähnten Verbindungen aufzugeben. Bei der Behandlung des Problems der Arbeitslosigkeit, die auch Holland stark heimsucht, forderte man Arbeitsbeschaffung; die Arbeitslosenversicherung wurde als völlig unzulänglich bezeichnet.

Der Vorstand wurde in seiner früheren Zusammensetzung wiedergewählt. Das neue Mitglied Willem Banning ist der Führer der Religiösen Sozialisten.

Bei den Landtagswahlen in den Provinzen, die am 22. April stattfanden, errang die holländische Sozialdemokratie einen starken Erfolg, so daß sie in einigen Provinzen zur größten Fraktion aufrückte. Ihr Mandatsgewinn beträgt 10.

Eigenpublikationen

Das Jahrbuch der *Deutschen Sozialdemokratie* 1930, herausgegeben vom Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, ist wie das vorjährige wieder ein stattlicher Band, der Rechenschaft über die gesamte Tätigkeit der Partei gibt. Aus dem Bericht des Parteivorstands ist zu entnehmen, daß trotz den ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen es die Partei im parlamentarischen Leben zu tun hatte, trotz den darauf folgenden politischen Belastungen, trotz dem Ansturm ihrer gehässigen Gegner sie keine Mitglieder verloren, daß deren Anzahl sogar gewachsen ist. Diese Zahlen konnten denn auch mit Genugtuung auf dem Parteitag in Leipzig vorgetragen werden. Am 1. Januar 1931 belief sich die Mitgliederzahl auf 1 037 384, darunter 228 278 Frauen. Seit Magdeburg ist die Zahl also um weit über 100 000 gestiegen, im letzten Jahr trotz der Arbeitslosigkeit um 16 607. Besonderes Interesse erweckt die Aufgliederung, die über Alter, Berufszugehörigkeit, Dauer der Mitgliedschaft gegeben wird (siehe darüber hier den Artikel Pahls, 1931 I Seite 417 und folgende). Die Einnahmen, in der Hauptsache aus Mitgliederbeiträgen, weisen

die beträchtliche Summe von 12,8 Millionen Mark auf. Die Partei steht also finanziell völlig unabhängig da, und in ihrem organisatorischen Gefüge ist sie nicht erschüttert worden.

Totenliste

Der Vorsitzende des Parteiausschusses der polnischen Sozialdemokratie

Hermann Diamond erlag am 26. Februar im Alter von 71 Jahren einem Schlaganfall (siehe auch die Rundschau Außenpolitik, 1931 I Seite 266). Er war eine Persönlichkeit der sozialistischen Bewegung von internationalem Rang. Er ist der Gründer der polnischen Sozialdemokratie im alten Österreich, in Galizien, entwickelt sie durch seine Tätigkeit und vertritt sie in Österreich und in der Internationale. Die ersten Wahlen auf Grund des allgemeinen Wahlrechts in Österreich 1907 bringen ihn für Lemberg in den Reichsrat, das er bis zur Errichtung des neuen Polens darin vertritt. Dann wird er Mitglied der Provisorischen Regierung und in den Sejm sofort gewählt. Ihm wird die Verwaltung des Bergbaus übertragen, eine schwierige und wichtige Aufgabe in den chaotischen Verhältnissen. In den folgenden Jahren vertritt er die polnischen wirtschaftlichen Interessen in den Handelsvertragsverhandlungen zwischen Deutschland und Polen, wobei er sich nach Kräften bemüht nachbarliche Verhältnisse zu schaffen und die nationalistischen Tendenzen einzudämmen. Nachdem Ignacy Daszynski zum Sejmarschall gewählt worden war, wurde er Vorsitzender des Obersten Parteirats. Zeit seines Lebens kämpfte er für freie Verhältnisse und bessere Lebensbedingungen des arbeitenden Volks. Nun mußte es ihn mit Schmerz erfüllen, daß im endlich selbständigen Polen ein Diktaturregiment errichtet wurde. Die deutsche Sozialdemokratie hat durch den Tod *Hermann Müllers* (siehe die Rundschau Innenpolitik, 1931 I Seite 464) einen schweren Schlag erlitten. Wie sehr das empfunden wurde, zeigte das Ehrengelächter, das die Bevölkerung Berlins dem Toten gab. Hunderttausende nahmen daran teil. Hermann Müllers Name wird untrennbar mit der politischen Geschichte des Nachkriegsdeutschlands verbunden sein. In schwerster Stunde des Volks trat der noch wenig Bekannte auf einmal ins grelle Licht, sich bewußt für immer Ziel grimmigen Hasses zu werden, aber seinem Land einen großen Dienst zu tun, einen Dienst, der ihm die schmerzlichste Stunde seines Lebens be-

reitete. Er übernahm es mit Bell nach Versailles zu fahren und den Vertrag zu unterschreiben. Als er zum zweitenmal Kanzler war, kämpfte er um die Erleichterung der Kriegslasten, der Youngplan kam zuwege, das Rheinland wurde geräumt. Die Anstrengungen und Aufregungen verschlimmerten sein Gallenleiden, er hat seine 2. Kanzlerschaft nicht lange überlebt. Nach schwerem Todeskampf starb er am 20. März, noch nicht ganz 55 Jahre alt. Hermann Müller stammt aus einer kleinen bürgerlichen Familie. Er wurde in Mannheim am 18. Mai 1876 geboren. Das Gymnasium konnte er nicht ganz absolvieren, er mußte in die kaufmännische Lehre in Frankfurt. Mit 17 Jahren schloß er sich bereits der Sozialdemokratie an. Die Redaktion der Görlitzer Volkszeitung bot man ihm in Breslau an, wo er in Parteikreisen bekannt wurde. 7 Jahre war er als Redakteur in Görlitz tätig; dort hatte er sich auch mit der Gemeindepolitik praktisch zu befassen. Auf dem Mannheimer Parteitag /1906/ wählte man ihn zum Sekretär des Parteivorstands. In den Reichstag kam er 1916. In der Novemberumwälzung wurde er Mitglied des Berliner Vollzugsrats, dann des Zentralrats der Deutschen Republik. In der Nationalversammlung war er der Vorsitzende des Haushaltsausschusses, bis er das Außenministerium in der Regierung Bauer übernahm und den Versailler Vertrag unterzeichnete. Nach dem Lüttwitzputsch versah er 3 Monate lang das Amt des Reichskanzlers, das er zum zweitenmal nach den für die Sozialdemokratie günstigen Wahlen von 1928 bis zum März 1930 verwaltete. Am 20. April starb in Wien *Matthias Eldersch*, der Präsident des österreichischen Nationalrats und der Fachmann der Sozialdemokratie in allen Fragen der Sozialversicherung. Er wurde am 24. Februar 1869 in Brünn geboren, war der Sohn eines Klaviertischlers und einer Fabrikarbeiterin. Als junger Textilarbeiter kommt er in den Arbeiterbildungsverein, in dem er die Gelegenheit zu lernen ausnutzt und mit den Genossen Theaterstücke aufführt. Nach seiner Militärzeit kehrt er in die Heimat zurück. Er wird der Verwalter der Parteizeitung und bald auch ihr Redakteur. 1896 tritt er als Buchhalter in die Brünner Bezirkskrankenkasse, und hier beginnt sich seine Berufung zu entfalten. Es dauert nicht lange, und er kommt in den Gemeinderat als deutscher Sozialdemokrat. Er gewinnt in seiner sachlich ruhigen Art auch das Vertrauen der

Tschechen. In den Landtag Mährens zieht er ebenfalls ein und schließlich auch in das Abgeordnetenhaus. Dort macht er sich durch seine Sachkenntnis bei der Behandlung der Sozialversicherungsvorlage bemerkbar. Als Sekretär der Zentralstelle der Krankenkassen siedelt er nach Wien über. Auch in der Konsumvereinsbewegung ist Eldersch tätig. So wird er im Zusammenbruch Direktor des Ernährungsamts in Österreich. Ein Wiener Bezirk entsendet ihn 1919 in die Nationalversammlung. Eine Zeitlang führt er das Staatssekretariat des Innern. Nachdem Seitz Bürgermeister von Wien geworden und deshalb aus dem Präsidium des Nationalrats ausgeschieden ist, wird Eldersch 2. Präsident. Die vorjährigen Wahlen machten die Sozialdemokratie zur stärksten Partei, der also der Präsidentensitz im Nationalrat hätte zukommen müssen. Im 3. Wahlgang erst wurde Eldersch gewählt, dessen Geschicklichkeit für das Amt durch seine ruhige und humorvolle Art außer Frage stand. Nicht nur die österreichische Arbeiterbewegung, auch das österreichische Parlament hat eine Kraft verloren. Wie hoch er auf seinem Spezialgebiet geschätzt wurde, zeigt die Tatsache, daß man ihn für 1928-1929 zum Präsidenten der Internationalen Zentralstelle von Verbänden der Krankenkassen gewählt hatte.

Nun ist der Senior der deutschen Sozialdemokratie, der alte und verehrungswürdige Genosse *Wilhelm Bock*, auch gestorben. In dem kleinen Bad Sulzbach im Schwarzwald, einem gewerkschaftlichen Erholungsheim, traf ihn am 22. Juni ein Schlaganfall, im Alter von 86 Jahren. Ein Stück Parteigeschichte ist dahingegangen. Bock eröffnete 1875 den Kongreß in Gotha, der die Vereinigung der Lassalleaner und der Eisenerbrachte und, damit bitteren jahrelangen Streit begrabend, die Voraussetzung zum Anstieg der deutschen Arbeiterbewegung schuf. Auf dem andern Einigungsparteitag in Nürnberg 1922, der die Mehrheitssozialisten und die Unabhängigen zur Sozialdemokratie zusammenführte, stand er als Symbol auf der Tribüne, reichte Pfannkuch die Hand der Versöhnung. Auf dem letzten Parteitag in Leipzig war er der Ehrenpräsident, erstaunlich frisch und lebendig. Im Reichstag saß er mit einigen Unterbrechungen von 1884 bis 1928. 2 mal war er dessen Alterspräsident. Wilhelm Bock war ebenso wie in der politischen auch in der gewerkschaftlichen Bewegung tätig. Mit 27 Jahren wurde er 1873 Präsi-

dent der Schuhmacherorganisation und Redakteur ihres Blatts. Er hat 1927 seine Lebensgeschichte in einem Büchlein *Im Dienste der Freiheit* (Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger) geschildert. Aus ihm ist zu entnehmen, aus welchen kümmerlichen Verhältnissen in Thüringen, in welcher Not der junge Wilhelm Bock aufgewachsen ist, und welchen Mut es damals erforderte sich zu den Sozialisten zu bekennen. In Gotha siedelte er sich an, dort wirkte er für die Bewegung, dort wuchs er zu beherrschendem Einfluß, bis diese Hochburg des Sozialismus eine Domäne der sogenannten Kommunisten wurde, zum bittersten Schmerz dieses unermüdlichen Mannes.

Kurze Chronik Im Zusammenhang mit dem Parteitag in Leipzig fand eine Tagung sozialdemokratischer Ärzte statt. Sie forderte Überführung des Heil- und Gesundheitswesens in Gemeindebetrieb, systematische öffentliche Gesundheitspflege und -fürsorge, Geburtenreglung nach organischen und sozialen Gesichtspunkten, planmäßige Vorbeugung, soziale Krankheitsforschung und Therapie, umfassende Volksgesundheitspflege. ♦ Die Wahlen zu den verfassunggebenden Cortes in Spanien brachten am 28. Juni den Republikanern einen überwältigenden Sieg. Den größten Erfolg unter ihnen hatten die Sozialisten, deren Mandatszahl, wenn die genauen Ergebnisse nach Abschluß der Ergänzungswahlen vorliegen, wohl auf 130 steigen wird. Somit ist die Bildung einer Linksinregierung möglich, wenn die Sozialisten keine Abstinenzpolitik treiben. Schlecht abgeschnitten haben die "Kommunisten"; in Madrid erhielten sie nur etwa 2700 Stimmen. ♦ Die schweizerische Sozialdemokratie erhielt am 15. März in Zürich die Mehrheit bei den Kommunalwahlen zum Großen Stadtrat; sie hat 63 Sitze von 125 inne. Die Kommunistische Partei gewann 1 Sitz und stieg auf 6. Im 9köpfigen Kleinen Stadtrat haben die Sozialdemokraten jetzt 5 Mandate inne. ♦ Die schwedische Sozialdemokratie gewann am 20. März in Stockholm die absolute Mehrheit; sie besitzt jetzt 52 von 100 Mandaten.

Literatur

Das Jahr 1932 bringt allgemeine Wahlen in Frankreich. Man rechnet mit einem starken Anwachsen der Mandate der Sozialisten. Diese müssen also ins Auge fassen, wie sie dann an sie herantretende Aufgaben zu meistern haben.

Unter diesem Gesichtspunkt zweifelsohne scheint das Buch *Marcel Déats* *Perspektives socialistes* (Paris, Librairie Valois) geschrieben worden zu sein. So ist es zu werten, und es verdient die größte Beachtung innerhalb der französischen Partei, die sich noch auf ihrem Parteitag in Tours ziemlich entfernt von der nüchternen Erfassung der praktischen Wirklichkeit gezeigt hat. Déat gehört zu den aktivsten Genossen der Richtung Renaudel. Er ist Sekretär der Kammerfraktion. Ihm und Zyromski hatte die Partei den Auftrag erteilt ein aktives Programm zu entwerfen. Sein Buch findet glücklicherweise große Beachtung in den Kreisen der Genossen, und es hat ihm den Namen *néosocialiste* eingetragen. Frankreich ist weit weniger als Deutschland ein Industriestaat, es ist viel mehr ein Agrarstaat. Zur Macht gelangt der Sozialismus also nur, wenn er den mittlern und kleinen Bauern, den Angestellten, den Handwerker, den Mittelstand gewinnt. Déat untersucht, ob das möglich ist. Der Sozialismus braucht Bundesgenossen im Kampf mit dem Kapital, mit dem großen Besitz, der Industrie und den Banken. Und Déat findet: Alle jene Mittelschichten haben mit der Arbeiterklasse das eine gemein, wenn sie auch nicht sozialistisch wie die Arbeiter sind: daß ihr Interesse nicht mit dem der Großindustrie und dem Finanzkapital gleichläuft, daß sie, im Gegenteil, von ihm ausgebeutet werden. Also liegt in ihnen eine antikapitalistische Tendenz. Sie sind die natürlichen Bundesgenossen, mit denen heute bereits Maßnahmen von einer Regierung getroffen werden können, die sich zum Wohl der großen Massen auswirken, die sich in der Richtung einer Wirtschaftsgestaltung bewegen, auf die wir für Deutschland hier hinarbeiten. Viele Gedanken Déats klingen an jene an, die in den Sozialistischen Monatsheften dargelegt sind. Déat untersucht die Veränderung in der modernen kapitalistischen Unternehmung, und er konstatiert, daß heute Leitung, Profit, Besitz des gleichen Großunternehmens an durchaus verschiedenen Personengruppen haften, und daß daraus 3 verschiedene Sozialisierungsprobleme erwachsen. In seinen weiteren Perspektiven für die Zukunft erscheint Déat vielleicht reichlich optimistisch. Die Bedeutung seiner Arbeit aber bleibt bestehen, und sie liegt darin, daß der Autor Möglichkeiten zeigt, wie sich praktischer Gestaltungswille einer Partei des Sozialismus heute oder in naher Zukunft betätigen kann.

Genossenschaftsbewegung / Erwin Hasselmann

Wolff † Am 7. März erlag in London der Nestor der internationalen Genossenschaftsbewegung Henry Wolff einem Anfall von Bronchitis, im Alter von 91 Jahren. Wolff, der 1840 geboren wurde und in Deutschland (Bonn und Heidelberg) studiert hat, war von 1893 bis 1907 Präsident des Internationalen Genossenschaftsbunds. Dieser hat es vor allem seinem damaligen Führer zu danken, daß er schnell Macht und Bedeutung gewann. Wolff war sehr vielseitig und dazu außerordentlich sprachgewandt. Die Genossenschaftsbewegung vieler Länder war ihm vertraut; so wollte er noch im Alter von 90 Jahren einen Feldzug für die Genossenschaftsbewegung in Indien, die ihm intensive Förderung verdankt, unternehmen. Ganz besonders setzte er sich für das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in England und Irland ein; mit Sir Horace Plunkett, dem geistigen Führer des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens in Großbritannien, hat er eng zusammengearbeitet. Ein Zeugnis seiner Lebenskraft und seines Schaffensdrangs bildet seine Artikelserie über die ersten Tage des Internationalen Genossenschaftsbunds, die noch im vorigen Jahr in der Internationalen Genossenschaftlichen Rundschau veröffentlicht werden konnte.

Baugenossenschaften Der vom Hauptverband Deutscher Baugenossenschaften herausgegebene Deutsche Bauvereinskalender 1931 / Berlin, Carl Heymann / bringt wie seine Vorgänger neben gründlichen theoretischen Untersuchungen über das Wohnungs- und Baugenossenschaftswesen wieder eine Fülle statistischen Materials über die Baugenossenschaftsbewegung, das Baugewerbe, die Bautätigkeit usw. Von den Anfang 1930 vorhandenen 4390 Baugenossenschaften waren 2731 in den 17 baugenossenschaftlichen Revisionsverbänden organisiert. 16 dieser Revisionsverbände mit 2638 Baugenossenschaften und 294 sonstigen gemeinnützigen Baugesellschaften gehörten dem Hauptverband Deutscher Baugenossenschaften an. Den Baugenossenschaften der 17 Revisionsverbände gehörten Anfang 1930 769 000 Mitglieder an gegen 685 000 Anfang 1929. Bis Anfang 1929 hatten diese Genossenschaften und die 295 sonstigen den Revisionsverbänden angeschlossenen gemeinnützigen Baugesellschaften 434 568 Wohnungen erstellt, im Jahr 1929 kamen

80 463 Wohnungen hinzu. 39 426 Wohnungen waren Anfang 1930 noch im Bau. Die gemeinnützigen Bauvereinigungen verfügten Anfang 1930 über ein Betriebskapital von 3 540 279 000 Mark, gegen 2 274 015 000 Mark Anfang 1929; allerdings ist das beträchtliche Wachstum des Betriebskapitals zur Hauptsache auf ein starkes Ansteigen des Fremdkapitals zurückzuführen. Das Fremdkapital bildet mit mehr als 3 100 000 000 Mark die finanzielle Grundlage des deutschen Baugenossenschaftswesens. Die Baugenossenschaften sind heute in großem Ausmaß Verwalter öffentlicher Mittel, sie erfüllen öffentliche gemeinnützige und gemeinnützige Aufgaben. Welche Bedeutung ihnen heute in der Wohnungswirtschaft zukommt, zeigt die Tatsache, daß von den im Jahr 1929 in den deutschen Großstädten (über 100 000 Einwohner) erbauten 119 906 Wohnungen nicht weniger als 62 747 von gemeinnützigen Bauvereinigungen erstellt worden sind. Nicht ganz so groß ist deren Bedeutung in den Mittel- und Kleinstädten, während sie auf dem flachen Land nur eine untergeordnete Rolle spielen. Ihr Anteil am deutschen Wohnungsbau im Jahr 1929 überstieg insgesamt $\frac{1}{2}$.

Am 14. Mai fand in Jena der 35. Verbandstag des Reichsverbands Deutscher Baugenossenschaften, des größten baugenossenschaftlichen Revisionsverbands, statt. Dem Reichsverband gehören mehr als 500 Bauvereinigungen an, die über ein Betriebskapital von etwa $\frac{1}{2}$ Milliarde Mark (54 Millionen Mark Eigenkapital) verfügen und bisher, bei heute etwa 150 000 Mitgliedern, rund 88 000 Wohnungen erstellt haben. Als Ergebnis eingehender Beratungen wurde diese Resolution angenommen: »Der 35. Verbandstag des Reichsverbandes Deutscher Baugenossenschaften ersucht den Verbandsvorstand durch den Hauptverband Deutscher Baugenossenschaften nachdrücklich bei den Regierungen und den gesetzgebenden Körperschaften dafür einzutreten, daß für die in den Jahren 1924 bis Ende März 1931 erstellten Bauten a) die Hauszinssteuerhypothenken (Mietzinssteuerhypothenken) nicht mehr verzinst sondern lediglich mit 1% getilgt werden; b) die Grundvermögenssteuer in den Steuernachlaß nach der Notverordnung vom 1. Dezember 1930 mit eingeschlossen wird.«

Zum 1. Vorsitzenden des Reichsverbands Deutscher Baugenossenschaften wurde an Stelle Hans Georg Klinkes, der im vorigen Jahr starb (siehe diese Rundschau, 1930 III Seite 1023), Otto Glas gewählt.

Soziale Baubetriebe

Zwischen dem Verband Sozialer Baubetriebe und den baugewerblichen Gewerkschaften ist, den Forderungen der Freien Gewerkschaften entsprechend und mit Rücksicht auf die Lage des Arbeitsmarkts, am 16. April eine Vereinbarung zustande gekommen, wonach die 40-Stunden-Woche in den Sozialen Baubetrieben allgemein eingeführt werden soll. Die Vereinbarung besteht aus 3 Punkten: 1. Von allen Sozialen Baubetrieben wird die Einführung der 40-Stunden-Woche erwartet. 2. Die Art, in der die 40-Stunden-Woche durchgeführt werden soll, ob durch Verkürzung der täglichen Arbeitszeit oder durch Gewährung eines freien Tags in der Woche, bleibt den einzelnen Betrieben überlassen. 3. Von den zuständigen Organen der Betriebe soll geprüft werden, ob ein Lohnausgleich für die Arbeitszeitverkürzung gewährt werden kann; soweit ein solcher Lohnausgleich für den Betrieb zu tragen ist, soll er gewährt werden. Von den 130 Betrieben des Verbandes Sozialer Baubetriebe hatten schon vor dieser Vereinbarung 33 die 40-Stunden-Woche (oder eine noch geringere Arbeitsstundenzahl pro Woche) eingeführt, in 36 weiteren Betrieben bewegte sich die wöchentliche Arbeitszeit Anfang April 1931 zwischen 40 und 48 Stunden.

Schweiz

Der sehr ausführliche Rechenschaftsbericht des Verbandes Schweizerischer Konsumvereine für das Jahr 1930 gibt Aufschluß über die Entwicklung der schweizerischen Konsumgenossenschaftszentrale. Trotz den Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise auf die Schweizer Volkswirtschaft, die zu einer Vermehrung der Arbeitslosen Zahl führten, und trotz dem starken Rückgang der Großhandelspreise konnte der Verband Schweizerischer Konsumvereine seinen Umsatz von 157 581 000 Franken im Jahr 1929 auf 163 575 000 Franken im Jahr 1930 erhöhen. Das Verbandsvermögen stieg durch Zuweisung von 500 000 Franken auf 6 500 000 Franken, die Reserven wuchsen um 200 000 auf 800 000 Franken an, der Wert des Liegenschaftsbesitzes erhöhte sich von 2 970 000 auf 3 300 000 Franken; im ganzen eine beträchtliche finanzielle Stärkung des Verbands. Die Anzahl der angeschlossenen Verbandsvereine hat sich im Jahr 1930 um 5 auf 523 vermehrt, dem Verband Schweizerischer Konsumvereine sind also mehr als halb so viel Konsumgenossenschaften angeschlossen wie dem Zentralverband Deutscher Kon-

sumvereine. 33% aller schweizerischen Gemeinden, in denen ungefähr 75 % sämtlicher Schweizer wohnen, hat heute schon konsumgenossenschaftliche Verteilungsstellen. Neugründungen sind, so stellt der Rechenschaftsbericht fest, in den noch nicht erschlossenen Gebieten kaum noch möglich, diese Gebiete müßten vielmehr durch Filialgründungen schon bestehender Vereine erfaßt werden. Da es sich bei den noch nicht erfaßten Gemeinden um sehr kleine Dörfer handelt, die Absatzbasis also sehr gering ist, wird ein Vorstoß der Konsumgenossenschaftsbewegung in diese Gebiete nur bei äußerster Herabsetzung der Unkosten möglich sein. Daß die schweizerische Konsumgenossenschaftsbewegung dieses Problem schon diskutiert, zeugt von ihrer hohen Entwicklungsstufe.

Totenliste

Anfang 1931 starb in Spanien *Juan Salas Anton*, im Alter von 76 Jahren. Er wurde in Sabadell bei Barcelona geboren, studierte in Barcelona und Paris Rechtswissenschaft und wandte sich bald der politischen und sozialen Bewegung zu. Seit 1890 trat er energisch für das Genossenschaftswesen ein. Im Jahr 1899 gründete er die *Revista Cooperativa Catalana*, und an der bald darauf vollzogenen Gründung der *Camera Regional de Sociedades Cooperativas* hat er an erster Stelle mitgewirkt. Im Jahr 1902 wurde er in den Leitenden Ausschuß des Internationalen Genossenschaftsbunds gewählt. Die spanische Genossenschaftsbewegung verlor durch seinen Tod einen ihrer ersten Vorkämpfer. Am 4. Februar starb in Berlin der frühere Direktor und stellvertretende Präsident der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse *Wilhelm Gläser*, in seinem 62. Lebensjahr. Er trat nach längerer Tätigkeit im A. Schaafhausenschen Bankverein in die Preußenkasse ein, der er 3 Jahrzehnte diente. Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen hat dem hervorragenden Sachkenner auf dem Gebiet des Geld- und Bankwesens, der in einer ganzen Reihe von Bankinstituten Funktionen ausübte, viel zu danken. Am 7. März starb der frühere Leiter der Konsumgenossenschaft *Hoffnung* in Köln *Wilhelm Banse*, in seinem 73. Lebensjahr. Seit 1893 war er in der Konsumgenossenschaftsbewegung tätig, zuerst als Aufsichtsratsvorsitzender, dann als Geschäftsführer des Allgemeinen Konsumvereins Halle-Trotha, 1903 bis 1921 als Leiter der Konsumgenossenschaft *Hoffnung* in Köln. 1912 bis 1921 gehörte er

dem Aufsichtsrat der Großeinkaufsgesellschaft Deutscher Konsumvereine an. Er hat sich um die Konsumgenossenschaftsbewegung in den Rheinlanden große Verdienste erworben.

Am 12. März starb in Breslau *Louis Spitz*, im Alter von 76 Jahren. Er hatte in Cosel eine Kreditgenossenschaft gegründet und lange Jahre hindurch geleitet; sie hat ihm ihre Entwicklung und ihre Erfolge zu danken. Die Stadt Cosel ernannte ihn dann später zum Ehrenbürger. Als Kenner des Genossenschaftswesens saß er auch im Genossenschaftsbeirat der Dresdner Bank.

Am 2. April starb der frühere Geschäftsführer des Konsumvereins Vorwärts zu Brandenburg *Albert Buch*, in seinem 70. Lebensjahr. Der Verstorbene hat den genannten Konsumverein im Jahr 1889 mitbegründet und gehörte seit 1891 der Verwaltung an. Er war Vorstandsmitglied des Verbandes Ostdeutscher Konsumvereine und des Generalrats des Zentralverbands Deutscher Konsumvereine.

Kurze Chronik In Genf wurde unter dem Vorsitz *Albert Thomas'* ein Ausschuß zur Intensivierung

der Beziehungen zwischen *Erzeuger- und Verbrauchergenossenschaften* eingesetzt, dem 7 vom Internationalen Genossenschaftsbund gestellte Verbrauchervertreter und 7 von der Internationalen Agrarkommission gestellte Vertreter der landwirtschaftlichen Erzeuger angehören. $\diamond$ Die *dänische* Großeinkaufsgesellschaft hat eine der größten Mühlen Dänemarks, die Dampfmühle in Veile, für 400 000 Kronen erworben. $\diamond$ Der Britische Genossenschaftsverband hat den ersten Laden der Redlichen Pioniere in der Kröten-gasse in Rochdale käuflich erworben und ihn zu einem *Genossenschaftsmuseum* herrichten lassen; es wurde am 11. April in Anwesenheit zahlreicher Genossenschaftler aus der ganzen Welt eröffnet.

Literatur

Als 7. Heft der Sammlung *Die Genossenschaft*, herausgegeben von Georg Fuchs, Franz Helpenstein und Wilhelm Vleugels /Halberstadt, H. Meyer/, erschien ein Vortrag des Professors an der Landwirtschaftlichen Hochschule Bonn-Poppelsdorf *Friedrich Beckmann* über Standardisierung als genossenschaftliche Erzeugungs- und Absatzmethode. Im Ausland habe sich der Landwirt, Farmer und Siedler, auf die veränderte Marktlage durch die Erzeugung qualitativ einheitlicher Massenware eingestellt und seinen Absatzorganisationen so eine feste

Grundlage gegeben, während in Deutschland noch große Schwierigkeiten und Hemmungen überwunden werden müßten, die vor allem in der Verschiedenheit der Naturbedingungen der deutschen Landwirtschaft und in der individualistischen Denkweise und Sprödigkeit des deutschen Bauern begründet seien. Trotz diesen Schwierigkeiten, und obgleich man bei uns in der Regel mit der Lösung des Problems am Ende, beim Absatz, anstatt bei der Produktion, beginne, seien schon einige Erfolge im Nordwesten Deutschlands erzielt worden. Es müsse aber alles darangesetzt werden, eventuell auch nachhelfender staatlicher Zwang, um das Entwicklungslempo zu beschleunigen. Beckmann hat den Kern des Problems deutlich herausgearbeitet; man muß der Schrift wünschen, daß sie in der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaftsbewegung die ihr gebührende Beachtung findet. $\diamond$ Als 11. Heft der Veröffentlichungen des Genossenschaftlichen Giroverbands der Dresdner Bank erschien eine Denkschrift unter dem Titel *Die kreditgenossenschaftliche Unternehmung*, die der Rechtsanwalt *Emil Heinrich Meyer*, Dozent für Genossenschaftswesen an der Handelshochschule Berlin, verfaßt hat. Die von den Genossenschaftsabteilungen der Dresdner Bank zu den Tagungen des Genossenschaftlichen Giroverbands der Dresdner Bank herausgebrachten Denkschriften zeichnen sich durch Aktualität und Gründlichkeit ihrer Untersuchungen aus. Die genannte Denkschrift behandelt die Frage der kreditgenossenschaftlichen Spareinlagen. Weitere Kapitel beschäftigen sich mit der Gesetzgebung und Rechtsprechung in Genossenschaftsdingen. Den Abschluß bildet eine eingehende Untersuchung des Zusammenbruchs der Bank für Deutsche Beamte, über den auch in dieser Rundschau (1929 II Seite 1138 und folgende) berichtet wurde. $\diamond$ Das im Deutschen Genossenschaftsverlag in Berlin veröffentlichte, von dem Direktor des Deutschen Genossenschaftsverbands *Karl Korthaus* zusammengestellte Werk *Zeitbilder aus der Geschichte des deutschen Genossenschaftswesens* will keine Geschichte der deutschen Genossenschaftsbewegung sein. Es gehört aber durch seine chronistische Genauigkeit und seine objektive Darstellung zu den besten geschichtlichen Werken über die deutsche Genossenschaftsbewegung. Es bietet, anregend geschrieben, eine Fülle von Material, besonders auch über einzelne Führer der deutschen Genossenschaftsbewegung.

Frauenbewegung / Meta Corssen

Wirtschafts-
krise und
Frauenarbeit

Am Anfang des Winters
1930-1931 wurden, wie in
dieser Rundschau (1930 III

Seite 920 und folgende) berichtet, von der Regierung Maßnahmen gegen die Berufstätigkeit der verheirateten Frau, das heißt gegen die verheiratete Beamtin, ins Auge gefaßt. Sie sind bis jetzt nicht verwirklicht worden. Aber unter dem ungeheuren Druck der Arbeitslosigkeit wird immer wieder die Frage aufgeworfen, ob man nicht in der Ausschaltung der verheirateten Frau aus dem Erwerbsleben ein wirksames Hilfsmittel finden könne. Und Vorschläge mit der verheirateten Beamtin zu beginnen tauchen an verschiedenen Stellen wieder auf. Vom Zentrum und von der Deutschen Volkspartei gingen Anregungen aus, man solle verheiratete Beamtinnen und Angestellte zum Ausscheiden aus dem Dienst bewegen und verheiratete Frauen nur im Fall besonderer Bedürftigkeit anstellen. Die Wirtschaftspartei beantragte, man solle den Ehefrauen der Beamten und Angestellten die Ausübung eines Berufs, der die Erwerbsstände schädige, verbieten. Die Braunkommision bringt unter ihren Vorschlägen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit einen Mehrheits- und einen Minderheitsbeschluß über das Ausscheiden verheirateter Beamtinnen; nach dem Mehrheitsbeschluß soll man ihnen durch Bereitstellung von Abfindungssummen einen Anreiz zu freiwilligem Ausscheiden aus dem Dienst geben, nach dem Minderheitsbeschluß soll ihnen unter Gewährung einer Abfindung gekündigt werden, wenn ihre wirtschaftliche Versorgung gesichert ist. Die Unsicherheit, mit der hier die Frage angefaßt wird, zeigt, wie schwierig sie ist. Marie Elisabeth Lüders wandte sich in der Frau gegen alle Maßnahmen dieser Art; sie führte aus, auf welche großen Schwierigkeiten ihre gerechte Durchführung stoße, und wie gering der praktische Erfolg sein würde, um dessentwillen man die Frau unter ein Ausnahmerecht stellen wolle. Aber die Erwerbsarbeit der verheirateten Frau wird nicht nur von Parteien und Behörden erörtert. Überall in Zeitungen und Zeitschriften werden Stimmen laut, die sich mit der Frage der "Doppelverdiener" beschäftigen. Und mit dieser Frage wird anscheinend das ganze Problem der Frauenarbeit überhaupt wieder aufgerollt. In der Kölnischen Zeitung erschienen Aufsätze von Frauen, die zu einem »Frauenberufsoffer« auffordern,

das heißt den Frauen raten die Berufe zu opfern, die nicht speziell »frauliche« Berufe sind, wie Säuglingspflege und Haushaltung, und möglichst überhaupt zu Hause zu bleiben. Der nationalsozialistische Angriff empfiehlt kurzerhand die Frauenarbeit in Fabriken und Bureaus zu verbieten. Um die Haltlosigkeit dieser Vorschläge deutlich zu machen, braucht man nur zu fragen, ob die Männer bereit wären alle Frauen, die dann ohne Verdienst wären, alle berufslosen Töchter, Schwestern und Tanten zu erhalten. Aber auch die Ausschaltung der verheirateten Frau aus dem Arbeitsmarkt ist nicht so einfach zu bewerkstelligen und würde für die Behebung der Arbeitslosigkeit keineswegs ausschlaggebend ins Gewicht fallen. In verschiedenen Untersuchungen in der Gewerkschaftlichen Frauenzeitung, in der Frau und in der Christlichen Frau wird nachgewiesen, wie verhältnismäßig gering die Zahl der Frauen ist, die durch Männer ersetzt werden könnten. Von den 3,7 Millionen verheirateter Frauen, die beruflich tätig sind, arbeiten fast 3 Millionen als mithelfende Familienangehörige. Es bleiben einige Hunderttausend Arbeiterinnen und Angestellte, von denen wiederum ein großer Prozentsatz in Berufen arbeitet, die für Männer nicht in Frage kommen, und unter denen, die schließlich durch Männer zu ersetzen wären, sind viele, vor allem unter den Arbeiterinnen, die mit ihrer Arbeit ihre Familie erhalten. In einem Artikel der Gewerkschaftlichen Frauenzeitung vom 15. April 1931 wird auf Grund statistischer Vergleiche festgestellt, daß die Verringerung der männlichen Arbeitskräfte keineswegs durch eine Zunahme der Frauenarbeit hervorgerufen ist, und daß die Arbeitslosigkeit, wenn man das Baugewerbe, in dem wenig Frauen beschäftigt sind, ausschaltet, die Frauen ebenso trifft wie die Männer. Die Arbeiterinnen wenden sich ebenso entschieden wie die bürgerlichen Frauen gegen die Verdrängung der Frau aus dem Arbeitsleben, und die gewerkschaftlichen und politischen Organisationen der Arbeiterklasse treten für die Frauen ein. Die Gewerkschaftliche Frauenzeitung verweist auf den Beschluß des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds vom 27. März 1929, in dem erklärt wurde, daß das grundsätzliche Recht der Frauen auf Arbeit nicht angetastet werden, und das Bestreben die Arbeitsplätze gerecht zu verteilen sich nicht in erster Linie oder gar ausschließlich gegen verheiratete Frauen richten dürfe. Eine Konferenz

des Brandenburger Bezirkskartells des Allgemeinen Freien Angestelltenbunds sprach sich ebenfalls gegen die Beschränkung der Frauenarbeit aus und erklärte, daß mit den Doppelverdienern nicht die verheirateten erwerbstätigen Frauen gemeint seien. Der sozialdemokratische Parteitag faßte einen Beschluß, in dem die Hetze gegen die arbeitende Frau, sei sie verheiratet oder nicht, verurteilt, und ausdrücklich das gleiche Recht der Frau auf Erwerbsarbeit anerkannt wird. Aufsätze in der Frau und in der Schaffenden Frau betonen vor allem das moralische Recht der Frau auf Arbeit und weisen darauf hin, daß durch Sondermaßnahmen gegen die berufstätige Ehefrau die von den Frauen so mühsam errungene Freiheit ihre Kräfte in der Arbeit zu entfallen in Gefahr gerate; sie heben hervor, daß bei einer mechanischen Zurückdrängung der Frau etwa in den Erziehungs- und Fürsorgeberufen große geistige und seelische Werte verloren gehen würden. Auch können, wie verschiedentlich bemerkt wird, Maßnahmen gegen die Beschäftigung von Ehefrauen durch eine heimliche Ehe umgangen werden. Der Deutsche Zweig der Open-Door-Internationale protestierte, wie die Frau im Staat meldet, beim Reichsinnenminister und Reichsarbeitsminister schärfstens gegen den geplanten Abbau verheirateter Beamtinnen, weil er die Gleichberechtigung der Frauen antaste, die Ehescheidungen fördere und die Eheschließungen hintanhalt. Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein wandte sich in einer Eingabe gegen den Abbau der verheirateten Lehrerin, da er die verfassungsmäßigen Rechte der Frauen verletzen würde. Der Bund Deutscher Frauenvereine gab als Vertretung der Hausfrauenvereine und der Frauenberufsorganisationen in der Frau vom April 1931 eine Erklärung zur Frauenarbeit und Wirtschaftskrisis ab, mit der sowohl die Interessen der Familie wie die der berufstätigen Frauen gewahrt werden sollen. Der Bund verlangt, daß die Berufs- und Bildungsfreiheit für die Frauen grundsätzlich nicht eingeschränkt werden dürfe, und verwahrt sich dagegen, daß die Berufstätigkeit der Frau ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des Erwerbs und nicht unter dem der Leistung betrachtet und bewertet werde. Aber er will arbeitsmarktpolitische Versuche eines Ausgleichs zugunsten von Familien, in denen niemand einen Verdienst hat, auf Kosten solcher, in denen mehrere verdienen, durchaus nicht ablehnen. Nur

dürfen vorübergehende Notmaßnahmen die schwer errungene, in der Verfassung festgelegte Rechtsstellung der Frauen grundsätzlich nicht erschüttern.

In verschiedenen anderen europäischen Ländern bestehen keine Bestimmungen, die die Berufsfreiheit der Ehefrau einschränken, so in Frankreich, in Dänemark und Schweden und in der Tschechoslowakei, während in England und in Österreich Beamtinnen, insbesondere Lehrerinnen, bei der Verheiratung aus dem Dienst ausscheiden müssen. In Holland wurden im Jahr 1924 die meisten im Staatsdienst beschäftigten Ehefrauen entlassen, doch später zum Teil wieder angestellt. In Rumänien wurde kürzlich durch ein Gesetz die Berufstätigkeit der Ehefrauen verboten; es wird berichtet, daß daraufhin viele Frauen sich der Form nach scheiden ließen. In Italien, wo verheiratete Frauen bei Anstellung sogar bevorzugt werden, besonders wenn sie mehrere Kinder haben, machen sich neuerdings unter dem Druck der Arbeitslosigkeit ebenfalls Bestrebungen geltend die Erwerbstätigkeit verheirateter Frauen einzuschränken. Von Interesse ist hier besonders der Bericht eines fascistischen Gewerkschaftssekretärs, nach dem die Verbände der im Handel beschäftigten Arbeitnehmer beschlossen haben, daß bei Abschluß oder Erneuerung von Tarifverträgen der Abzug, der normalerweise bei der Bezahlung der Frauenarbeit vorgesehen ist, weggelassen soll, um dadurch die Einstellung von Frauen zu beschränken. Gelegentlich scheint es, als wolle man bei dieser Gelegenheit überhaupt gegen die weibliche Berufsarbeit zu Felde ziehen und die Frau möglichst auf das Haus beschränken, wie einige Zeitungsartikel im Dezember 1930 erkennen ließen, doch brachte das Blatt der fascistischen Gewerkschaften, der Lavoro Fascista, am 23. April einen Aufsatz, in dem eine Frau die historische und sittliche Notwendigkeit der Frauenarbeit mit Wärme verteidigt; die Redaktion stimmte dem grundsätzlich zu, »weil der Fascismus niemals geglaubt hat die Frauen von der produktiven Tätigkeit ausschließen zu müssen«, und betonte nur, daß in der Zeit der Arbeitslosigkeit Frauen, die nicht absolut auf Erwerbsarbeit angewiesen seien, zeitweilig unbeschäftigten Männern Platz machen sollten.

Sozialschutz Die 15. Internationale Arbeitskonferenz, die Ende Mai begann, beschäftigte sich unter anderm auch mit einer Re-

vision des internationalen Abkommens über die gewerbliche Nachtarbeit der Frauen. Die Regierungen Belgiens, Englands und Schwedens hatten im Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamts diese Revision beantragt, und der Rat beschloß im Januar 1931 der nächsten Konferenz die Änderung des Abkommens in 2 Punkten, entsprechend dem englischen und belgischen Vorschlag, zu empfehlen: von dem Verbot der Nachtarbeit sollen die Frauen, die Aufsichtsposten oder leitende Stellungen einnehmen, ausgeschlossen sein, und die einzelnen Länder sollen ermächtigt werden die Zeit, die in die 11 Stunden Nachtruhe eingeschlossen sein muß, und die bisher auf die Stunden von 10 bis 5 Uhr festgelegt wurde, auf die Stunden von 11 bis 6 Uhr zu verlegen. Der Vorschlag der schwedischen Regierung die Zeit des absoluten Verbots der Arbeit auf die Zeit von 11 bis 4 Uhr zu begrenzen und in besonderen Fällen Ausnahmen zuzulassen wurde von dem Verwaltungsrat abgelehnt. Die Arbeitervertreter im Verwaltungsrat sprachen sich gegen jede Änderung des Abkommens aus; ebenso wandte sich die Sozialistische Fraueninternationale in ihrer Vorstandssitzung in Prag am 11. und 12. Januar gegen die Änderungen des Nachtarbeitsverbots, weil sie den Anfang zu weiteren Verschlechterungen des Arbeiterinnenschutzes bilden könnten. Die Open-Door-Internationale überreichte dem Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamts ein Memorandum, in dem sie ihn ersuchte statt der Revisionsvorschläge eine radikale Änderung des Nachtarbeitsverbots zur Diskussion zu stellen. Der Deutsche Zweig der Open-Door-Internationale richtete an die Regierung das Ersuchen die deutschen Delegierten dahin zu instruieren, daß sie weder dem englischen noch dem belgischen Vorschlag zustimmen sondern für die absolute Aufhebung des Nachtarbeitsverbots eintreten sollen. Das dem Verwaltungsrat überreichte Memorandum weist darauf hin, daß in Schweden und Dänemark selbst die Gewerkschafterinnen gegen das Nachtarbeitsverbot kämpfen, weil es die Frauen besonders im Druckereigewerbe stark benachteilige. Doch sind die Verhältnisse in den nordischen Ländern, allein infolge der kurzen Nächte im Sommer, besonders gearartet und lassen sich nicht mit denen anderer Länder vergleichen. Alle anderen Organisationen der Arbeiterinnen lehnen die Bestrebungen der Open-Door-Bewegung ab. Erst kürzlich gaben in

Frankreich verschiedene Arbeiterinnenverbände Erklärungen ab, die sich entschieden gegen die Agitation der Open-Door-Bewegung und insbesondere gegen die Aufhebung des Nachtarbeitsverbots aussprachen; sie führen unter anderem an, daß das Verbot der Nachtarbeit für Frauen auch schon eine Milderung der Nachtarbeit für Männer zur Folge gehabt habe. Die Open-Door-Internationale selbst steht der Ablehnung ihrer Ideen bei der Arbeiterschaft und der bürgerlichen Frauenbewegung besonders in Deutschland ziemlich hilflos gegenüber. In der Frau im Staat vom Januar 1931 sucht Herta Schmidt die soziologischen Gründe für die Ablehnung der Open-Door-Internationale festzustellen, da sie die sachlichen offenbar nicht einseht. Im Anschluß an die Vaertingsche Theorie von dem Hin- und Herpendeln der Macht zwischen den Geschlechtern und den Klassen glaubt sie den Widerstand der Arbeiterinnen gegen die Aufhebung der Schutzgesetze daraus erklären zu können, daß sie noch zu sehr unterdrückt sind und zu sehr der Inferioritätssuggestion unterliegen, um einsehen zu können, daß sie den Arbeitsschutz nicht brauchen. Bei den bürgerlichen Frauen wirke ebenfalls die Inferioritätssuggestion, außerdem aber gönnen sie als Angehörige der obern Schicht den Arbeiterinnen nicht den wirtschaftlichen Aufstieg, den diese, wenn sie ganz frei wären, sich erkämpfen würden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich diese scheinwissenschaftlichen und künstlichen Argumente gegen die sehr einfache und klare Tatsache durchsetzen werden, daß die Arbeiterinnen an dem Arbeitsschutz festhalten, weil sie sich ihn gemeinsam mit den Männern im Kampf gegen die Unterdrückung durch das kapitalistische System errungen haben. Ein Bericht über die Frauenarbeit in Japan in der Gewerkschaftlichen Frauenzeitung vom 15. August 1929 ist ein Beispiel dafür, wie überall der Aufstieg und die Befreiung der arbeitenden Frauen mit dem Schutz ihrer Arbeitskraft beginnt. Der Prozentsatz der in Landwirtschaft und Industrie tätigen Frauen in Japan ist sehr hoch, in der Landwirtschaft sind mehr Frauen als Männer beschäftigt, und in der Industrie sind $\frac{1}{3}$ der Arbeitnehmer Frauen. In der Textilindustrie sind mehr als 80% Frauen, im Bergbau 33%. Die Arbeiterschutzgesetzgebung entwickelte sich erst in neuerer Zeit und wurde von den Beschlüssen der Washingtoner Konferenz stark beeinflusst. Seit 1926 wurde die

Arbeitszeit für Frauen und Jugendliche auf 10 Stunden täglich, das heißt auf 11 Stunden einschließlich einer 1stündigen Pause begrenzt. 1928 wurde eine Verordnung erlassen, nach der Männer und Frauen in Bergwerken nicht länger als 10 Stunden einschließlich einer 1stündigen Pause beschäftigt werden dürfen. Im übrigen ist die Arbeitszeit für Männer nicht beschränkt. Nach der Open-Door-Theorie dürfte man Arbeitszeitbegrenzung und andere Schutzmaßnahmen für die Frauen nicht eher erstreben und durchführen, ehe sie nicht auch für die Männer erreicht werden können, angeblich auch, weil dadurch die Durchführung des Arbeitsschutzes für die Männer verzögert wird. Man sieht aber, daß im Gegenteil hier wie auch sonst die Arbeitszeitbegrenzung für die Frauen den Anfang einer allgemeinen Verkürzung der Arbeitszeit bildet.

Indien

Es ist heute kaum möglich in den Ländern Asiens die Stellung der Frau mit einem einheitlichen Begriff zu erfassen, so verschieden ist sie in den verschiedenen sozialen Schichten. Es sind vor allem die Familien- und eherechtlichen Bindungen, die stark auf den Frauen lasten; wo sich mit ihnen, wie bei der großen Mehrzahl, der soziale und wirtschaftliche Druck vereint, gestaltet sich das Leben der Frauen oft gradezu trostlos. Auf der andern Seite gibt es Frauen, die sich größerer Freiheit erfreuen als in manchen Ländern Europas, denen alle Wege ins Leben offen stehen. So ist es vor allem in Indien. Über die Lage der Frauen in Indien ist kürzlich eine von indischen und englischen Sachverständigen bearbeitete Untersuchung veröffentlicht worden: *The Key of Progress*, herausgegeben von A. R. Caton /London, Humphrey Milford/. Es ist vor allem die Frühehe, die Millionen von indischen Frauen die Möglichkeit eines freien und menschenwürdigen Daseins versperrt. Nach einer Statistik des Jahres 1921 kamen auf je 1000 Inderinnen im Alter unter 5 Jahren 11 verheiratete, im Alter zwischen 5 und 10 Jahren 88, im Alter von 10 bis 15 Jahren 382. Man rechnet, daß etwa 50% aller Frauen vor Vollendung des 15. Lebensjahres verheiratet werden. Wenn der Ehegatte stirbt, auch bevor die Ehe faktisch vollzogen ist, ist das Mädchen oder die Frau eine Witwe, die nicht wieder heiraten darf und in der Großfamilie ein nur geduldetes und gedrücktes Dasein führt. Es gab 1921 26 Millionen Witwen, unter ihnen 15 000

Kinder unter 5 Jahren, 396 000 unter 15 Jahren. Auf den Frauen der ärmeren Schichten lastet auch noch eine andere Sitte, das sogenannte *Purdah*, das ein von der Außenwelt abgeschlossenes Leben bedeutet. Die Frauen, die im *Purdah* leben (etwa 40 Millionen) verlassen oft ihr Haus oder ihre Hütte überhaupt nicht oder nur bei Dunkelheit und tief verschleiert. Die Sitte der Frühehe hemmt die Entwicklung der Bildung und der gesundheitlichen Aufklärung der Frauen. Man hat kein Interesse an der Mädchenbildung, nur 2% der weiblichen Bevölkerung sind keine Analphabeten. Das Schulwesen ist ganz unentwickelt, und auch die Ausbildung von Lehrerinnen stößt auf große Schwierigkeiten; es gibt nur wenig Lehrerinnenseminare, sie sind größtenteils in der Hand christlicher Missionen. Die hygienischen Zustände sind vielfach erschreckend; und die Frauen sind besonders stark gefährdet, ihre Sterblichkeit ist viel höher als die der Männer, und vor allem die Entbindungen kosten infolge primitiver geburtshilflicher Methoden vielen Frauen Leben und Gesundheit. Die Frauen aber, denen eine Ausbildung als Ärztin oder Lehrerin zuteil geworden ist, stoßen auf keinerlei Schwierigkeit in der Ausübung ihres Berufs; es gibt 400 Ärztinnen in Indien. Die Männer sind in Indien um 9 Millionen in der Überzahl, eine Konkurrenz zwischen den Geschlechtern findet nicht statt. Die Frauen haben auch in beschränktem Umfang politisches Stimmrecht. Die Anzahl der weiblichen Wähler beträgt 286 000; der Prozentsatz ist so klein, weil das Wahlrecht an den Besitz gebunden ist, und die Gesetze der Hindus vielen Frauen das Recht auf Eigentum versagen.

In den Kreisen der besser gestellten und freier lebenden Frauen ist in den letzten Jahrzehnten eine lebendige Frauenbewegung entstanden. Sie ist nach dem Krieg durch die nationale Freiheitsbewegung, an der sich die Frauen lebhaft beteiligen, noch stärker aktiviert worden. In der Frau im Staat berichtete Felicie Breyer über die Frauen im indischen Freiheitskampf; Gandhi teilte ihnen in der Durchführung des passiven Widerstands eine bedeutende Rolle zu, und die Dichterin Sarodschini Naidu stand eine Zeitlang an der Spitze der gesamten Freiheitsbewegung. Die Frauenbewegung selbst richtet ihre ganze Energie auf soziale Reformen. Am 1. April 1930 trat ein Gesetz in Kraft, das die Ehe für Männer unter 18 und für Frauen unter 14 Jahren verbietet; doch sind

bisher Eheschließungen nicht anmeldepflichtig, und die Durchführung des Gesetzes ist vorläufig noch nicht gesichert. Die bedeutendste Frauenorganisation ist die Allindische Frauenkonferenz für Bildungsreform und Soziale Reform, die jährlich eine Tagung veranstaltet und lebhaft Propaganda treibt. Sie arbeitet auf Beseitigung der Kinderehe und des Purdah hin und bemüht sich um die Verbesserung der Mädchenbildung, die durch das Gesetz über das Heiratsalter eine andere Grundlage bekommen hat; sie erstrebt für die Hinduwitwen das Recht der Wiederverheiratung und das Erbrecht. Es sind auch Institute gegründet worden, die Witwen für einen gehobenen Beruf ausbilden, allerdings dabei stark durch orthodoxe Vorurteile gehemmt werden. Die Anzahl der Industriearbeiterinnen ist nicht groß, doch sind ihre Arbeitsbedingungen, besonders in den Bergwerken, sehr schlecht. Die Frauenarbeit in den Bergwerken wird aber jetzt abgebaut und soll bis 1939 verschwunden sein. Die größte und schwierigste Aufgabe der Frauenbewegung aber ist es die Frauen auf dem Land, in den kleinen Dörfern, in denen 87% der indischen Bevölkerung leben, zu erfassen und frei zu machen. Die Stellung der Frau in der Familie ist trotz allem geachtet und einflußreich, und so kann die indische Frau, wenn sie selbst innerlich frei geworden ist, zum Aufstieg Indiens viel beitragen.

China

Auch in China ist die Frau durch das Familienrecht stark gebunden, auch hier steckt die Mädchenbildung noch sehr in den Anfängen, und die eigentliche Frauenbewegung hat im wesentlichen erst eine kleine Oberschicht erfaßt. Es gab 1928 67 Seminare, die 6724 Lehrerinnen ausbildeten. Auf den Höheren Schulen waren unter 6½ Millionen Schülern ½ Million Mädchen. Die Arbeiterinnen und die Bäuerinnen, die auch hier bei weitem den größten Teil der Bevölkerung bilden, führen ein von harter Arbeit gezeichnetes Leben, und alle Fortschritte dringen schwer und langsam durch; so ist die Sitte der Fußverkrüppelung im Innern des Landes noch sehr verbreitet. Aber die Umgestaltung des Frauenlebens wird in Angriff genommen. Man hat jetzt die Koedukation eingeführt, um den Frauen den Zugang zu den Höheren Schulen zu erleichtern. Das neue Gesetzbuch sieht wichtige Änderungen im Familienrecht vor: Die Frau soll dem Mann gleichgestellt sein; sie soll unbe-

schränkt über ihr Vermögen verfügen können, die Scheidungsmöglichkeiten sollen für Mann und Frau gleich sein, unverheiratete Töchter sollen den gleichen Erbsanspruch haben wie die Söhne, und die Verpflichtung der Frau zum Gehorsam gegenüber dem Mann soll wegefallen. Für eine Eheschließung müssen bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein: ein gesetzliches Heiratsalter, gewisse besonders festgesetzte Formen der Übereinstimmung zwischen den Ehepartnern und der Nachweis, daß keiner von beiden an einer unheilbaren Krankheit leidet. Das Konkubinentum soll abgeschafft werden. Das chinesische Familiensystem soll beibehalten werden. Dieses System gründete sich bisher auf die unbedingte Herrschaft des Familienoberhaupts, des Vaters der Großfamilie, und es ist eine interessante Frage, wie weit eine Beibehaltung des Systems gleichzeitig mit einer Umbildung auf der Grundlage der Gleichberechtigung der Geschlechter möglich ist. Allerdings ist auch in dem alten chinesischen Familienrecht die Stellung der Frau durchaus nicht untergeordnet; sie hat großen Einfluß auf die Erziehung der Kinder, und wenn der Familienälteste gestorben ist, tritt seine Frau an seine Stelle. Eine organische Umbildung des chinesischen Familienrechts und Familienlebens erscheint also nicht unmöglich.

Berufsarbeit

In Deutschland studierten im Sommersemester 1930 18453 Frauen, 14,8% der Gesamtzahl der Studierenden; von ihnen studierten Theologie 1,3%, Medizin 23,4%, Rechts-, Staats- und Wirtschaftswissenschaft 12,4%, Pädagogik 9,9%, philosophische Geisteswissenschaften 34,9%, Naturwissenschaften 18,1%. Die Anzahl der weiblichen Ärzte stieg in Deutschland von 82 im Jahr 1909 auf 2562 im Jahr 1929; im Wintersemester 1929-1930 studierten 3428 Frauen Medizin. Die Vorsitzende der katholischen Reichsfrauenvereinigung Emily Brugger wurde in Berlin auf 3 Jahre zum Arbeitsrichter berufen. In Preußen stehen 70 Volksschulen unter weiblicher Leitung. In Frankreich wurde in der Gemeinde Le Touquet die erste Polizistin angestellt. In England wurden in 6 Städten und in 3 Bezirken Londons weibliche Bürgermeister gewählt. In den letzten Jahren wurden in den Londoner Krankenhäusern vielfach Medizinstudentinnen nicht als Hospitantinnen zugelassen, weil sie angeblich die Studenten von der Arbeit ablenken, die Professoren sich durch ihre

Anwesenheit gehemmt fühlen, und die Studenten von Instituten, die Frauen aufnehmen, gegenüber den rein männlichen Anstalten bei athletischen Wettkämpfen benachteiligt werden. Schließlich sollen die weiblichen Ärzte sich wenig bewährt haben. Da gegen diesen Grund Statistiken angeführt werden konnten, die beweisen, daß die Nachfrage nach Ärztinnen steigt, entschlossen sich einige Krankenhäuser wieder Frauen zuzulassen.

In *Spanien* wurde eine Frau, Victoria Kent, von der republikanischen Regierung mit der Leitung des gesamten Gefängniswesens betraut.

In *Jugoslawien* wurde Angela Jowanowitsch Leiterin eines Gefängnisses.

In *Litauen* wurde Helene Jackevicaite Bezirksrichter von Marijampol.

In *Polen* wurden im Jahr 1925 15, im Jahr 1929 36 weibliche Polizisten angestellt.

In *Finnland* wurde an die Universität Helsingfors die erste Frau, Laima Leidenius, als Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe berufen.

In der *Türkei*, in Istanbul, wurde eine Frau, Server Ali, Postdirektor.

An der Universität Kairo ist Seinab Kamel als die erste Frau in *Ägypten* zum Professor der Naturwissenschaften ernannt worden. Auch will man in Ägypten jetzt Frauen zum Staatsdienst, allerdings nur in unteren Stellen, zulassen.

In Lages, einer Stadt *Brasiliens*, wirkt, zum erstenmal in Südamerika, seit einem Jahr ein weiblicher Bürgermeister, Alzira Teizeira Sorioano.

Totenliste Am 21. November 1930 starb in London *Mary Scharlieb*, im Alter von

85 Jahren. Sie war eine der Pionierinnen des ärztlichen Berufs und wirkte mehrere Jahre in Indien und später in England als Ärztin und Dozentin.

Am 1. Dezember starb in einem Bauernhaus bei Silver Springs im Staat Maryland *Mary Jones*, im Alter von 100 Jahren. Sie kam als Kind aus Irland nach Amerika, verlor an einer Seuche ihren Mann und 4 Kinder und widmete sich dann dem gewerkschaftlichen Kampf gegen die Ausbeutung des oft landfremden und hilflosen Proletariats durch die großen Gesellschaften. An vielen großen Arbeitskämpfen wirkte sie mit, in den verschiedensten Teilen des Landes, leidenschaftlich und unermüdlich und immer in vorderster Reihe. Man nannte sie die Jeanne d'Arc der Bergleute, von den Arbeitern wurde sie als hilfreiche Führerin und Kämpferin, als "Mutter Jones", allgemein verehrt und geliebt.

Kurze Chronik: Der Völkerbundsrat beschloß im Januar die Frage der Staatsangehörigkeit der verheirateten Frau auf die Tagung der nächsten Versammlung des Völkerbunds zu setzen; der Generalsekretär soll zu diesem Zweck in Verbindung mit einer Reihe internationaler Frauenverbände einen Bericht einreichen. $\diamond$ Eine Delegation des Internationalen Frauenbunds sprach Aristide Briand für seine *Friedenspolitik* das Vertrauen der Frauenvereine aus. $\diamond$ Die 1929 von französischen Frauen gegründete *Internationale Liga der Mütter und Erzieherinnen für den Frieden*, in der jetzt auch eine Deutsche Sektion gegründet worden ist, hat einen Aufruf zu gemeinsamer Arbeit an die deutschen Frauen erlassen. $\diamond$ Im englischen Unterhaus wurde ein Gesetz angenommen, nach dem die Frau bei der Heirat ihre *Staatsangehörigkeit* nur auf eignen Antrag wechselt. $\diamond$ Am 22. März veranstaltete der Ausschuß Großberliner Ärztinnen eine Kundgebung gegen das *Abtreibungsverbot*, in der Hermine Heusler-Edenhuizen warmherzig und überzeugend zum Schutz der Mütter die Aufhebung eines Gesetzes forderte, das unzähligen Frauen Gesundheit und Leben nimmt. Mit über 1000 Stimmen wurde eine Resolution angenommen, die die Beseitigung des § 218 verlangt, der mit der Würde, dem Menschenrecht und der Stellung der Frau im Staat unvereinbar sei. $\diamond$ Die Abteilung Frauenarbeit des Französischen Frauenbunds hat einige tausend Fragebogen über die *Halbtagsarbeit* herausgegeben. In Frankreich hat 1929 eine Firma Halbtagschicht für arbeitende Mütter eingerichtet und beabsichtigt den Versuch weiter durchzuführen. $\diamond$ In Holland wurde ein Gesetz angenommen, das der Ehefrau das Recht auf einen Teil der Einnahme des Mannes für die *Haushaltsführung* zugesteht. $\diamond$ Am 8. Januar, am 20. Todestag *Emma Ihrer*, wurde das Andenken dieser Vorkämpferin der deutschen Arbeiterinnenbewegung, deren Wirken die gewerkschaftliche Organisation der Frauen entscheidende Anregung und stete lebendige Förderung zu danken hat, durch eine Erinnerungsfeier geehrt. $\diamond$ Am 9. Mai wurde *Anna Pappritz* 70 Jahre alt. Diese Führerin der deutschen Frauenbewegung im Kampf gegen die doppelte Moral und die Prostitution gründete 1899 den Deutschen Zweigverein der Internationalen Abolitionistischen Föderation und wirkte anregend und führend in der praktischen Fürsorge für Gefährdete.

Literatur

Das von Anna Bloss herausgegebene Buch *Die Frauenfrage im Lichte des Sozialismus* / Dresden, Kaden & Co./ behandelt in verschiedenen Abschnitten die Geschichte und die Ziele der sozialistischen Frauenbewegung. Zuerst schildert die Herausgeberin die Entwicklung der Arbeiterinnenbewegung in Deutschland von ihren Anfängen bis zum Weltkrieg. Sie macht ihren langsamen und unendlich mühevollen Aufstieg anschaulich und umreißt die führenden Persönlichkeiten, die teils von revolutionärem Gefühl getrieben aus dem Bürgertum kamen, wie Clara Zetkin und Emma Ihrer oder Lily Braun, teils aus der Not und Enge des proletarischen Daseins selbst heraus den Kampf um die Befreiung ihrer Schicksalsgenossinnen aufnahmen, wie Ottilie Baader und Luise Zietz. Die beiden wesentlichen Ziele des Kampfs waren die politische Gleichberechtigung der Frauen und der Schutz der Frauenarbeit. Im 2. Abschnitt behandelt Adele Schreiber die staatsbürgerliche Tätigkeit der sozialistischen Frauen nach dem Krieg, ihre Arbeit im Parlament und in den Gemeinden, in deren Mittelpunkt die Wohlfahrtspflege steht. Louise Schroeder schildert die Lage der proletarischen Frau als Hausfrau und Mutter, Anna Geyer beleuchtet auf Grund statistischen Materials die Frauenberufsarbeit. Es zeigt sich, daß die Doppelbelastung der proletarischen Frau durch hauswirtschaftliche Arbeit und Erwerbstätigkeit nicht durch Herauslösung der Frau aus dem Produktionsprozeß aufgehoben werden kann, und daß von seiten der Gesamtheit noch viel geschehen muß, um der Frau die Vereinigung von Beruf und Mutterschaft zu ermöglichen. Die proletarische Frauenbewegung ging und geht ihren Weg getrennt von der bürgerlichen Frauenbewegung, mit der sie in den Zielen vielfach übereinstimmt. Die Darstellung geht auf die Gründe dieser Trennung nicht näher ein und streift nur gelegentlich die bürgerliche Frauenbewegung. Sie zeigt, wie die sozialistische Frauenbewegung innerhalb der Arbeiterbewegung entstand und in ihrem Rahmen sich weiter entwickelte, läßt aber zugleich erkennen, daß die Frau sich auch hier ihren Platz erkämpfen und behaupten mußte. Wenn das Buch auch nicht als umfassende und systematische Darstellung der Frauenfrage vom Standpunkt des Sozialismus gelten kann, so ist es doch als erster neuerer Vorstoß in dieser Richtung zu begrüßen.

WISSENSCHAFT

Exakte Naturwissenschaften / Wladimir Lasarew

Molekular-
kräfte

Theoretische Ansätze, die die intermolekularen Kräfte der Oberflächenspannung, Kohäsion, Adsorption und dergleichen auf elektrostatische Wirkungen starrer oder polarisierbarer Ladungen zurückzuführen versuchten, scheiterten an einer grundsätzlichen Schwierigkeit: Elektrostatische Modelle sind infolge der Dualität positiver und negativer Elektrizität nicht imstande eine allgemeine Anziehung, etwa nach dem Vorbild der Gravitationskraft, darzustellen. Wenn nämlich starre Ladungen vorliegen, und 2 Körper von einem 3. angezogen werden, dann herrschen zwischen ihnen ganz andere, meist Abstoßungskräfte; Kräfte zwischen beweglichen Ladungen dagegen beeinflussen einander, so daß die Kraft zwischen 2 Körpern von deren Entfernungen zu einem 3. abhängt und mit ihnen variiert. Nun ist von Fritz London in einer Reihe von Arbeiten die Existenz einer andern Art Kräfte nachgewiesen worden, die davon herrühren, daß das Molekül eine schnelle innere Elektronenbewegung enthält. Die wechselseitigen kurzperiodischen Störungen liefern, nach dem Korrespondenzprinzip umgedeutet, eine Anziehung, die als van der Waalssche Kohäsionskraft interpretiert werden kann. Ihre Berechnung wurde für 2 verschiedenartige Moleküle durchgeführt und brachte das zu erwartende Ergebnis. Aus der Elektronenbewegung folgt eine temperaturunabhängige Anziehung, proportional der -6 . Potenz des Abstands und einem Faktor, der aus den Dispersionskurven der beiden Moleküle berechnet werden kann. London zeigt in einer neuerdings veröffentlichten Arbeit über einige Eigenschaften und Anwendungen der Molekularkräfte, in der Zeitschrift für Physikalische Chemie 1931, daß die anfangs angeführten Kräfte ebenfalls von dieser Wechselwirkung herrühren, und prüft diesen Schluß an weiteren Phänomenen. Die Gitterenergie und die Sublimationswärme von Molekülgittern ergeben sich in hinreichender Übereinstimmung mit der Erfahrung (der Hauptfehler der Berechnungen kommt von der Unkenntnis der Abstoßungskräfte). Dagegen würden die elektrostatischen Kräfte in der Reihe der Halogenwasserstoffe einen falschen Gang der Sublimationswärme liefern. Die Adsorptionserscheinungen kennzeichnet der Verfasser durch 1. Tempe-

raturunabhängigkeit der Adsorptionskräfte, 2. Unabhängigkeit der Kraft auf ein adsorbiertes Molekül von der Anwesenheit anderer adsorbierter Moleküle, 3. Gültigkeit der gewöhnlichen Zustandsgleichung des Adsorbats in der adsorbierten Phase. Diesen Bedingungen genügen die vom Verfasser hergeleiteten Kräfte. Abschätzung der Adsorptionswärmen an Kohle liefert die richtige Größenordnung. Auch für die Bindungskräfte bei bandenspektroskopisch bekannten Verbindungen mit nicht-agesättigten Valenzen wird nachgewiesen, daß sie mit den hier beschriebenen Molekularkräften identisch sind.

Hyperfeinstruktur

Die einfachen Linienspektren, die der neutralen Alkaliatome, entstehen durch die Quantensprünge des Leuchtelektrons (die übrigen Elektronen bilden eine abgeschlossene edelgasartige Schale). Das Leuchtelektron besitzt einen Eigendrehimpuls (Spin) s , und seine Bewegung kann durch 3 Quantenzahlen beschrieben werden: die Hauptquantenzahl n , die die einzelnen Terme einer Linienserie kennzeichnet, die Azimutalquantenzahl l , die den Bahndrehimpuls des Elektrons bedeutet, schließlich die innere Quantenzahl j , die als Vektorsumme von l und s den Gesamtdrehimpuls des Elektrons darstellt und für jedes l im allgemeinen 2 verschiedene Werte annehmen kann. Entsprechend diesen 2 Werten von j sind die Terme im allgemeinen in Komponenten aufgespalten, die man als Feinstruktur bezeichnet. Die Spektralanalyse zeigte nun, daß bei mehreren Alkalien die wirklich beobachtete Termmannigfaltigkeit nicht nur Dublettstruktur sondern darüber hinaus eine sogenannte Hyperfeinstruktur aufweist. Zur Erklärung dieser Tatsache wurde die Hinzunahme eines neuen Begriffs nötig, bei dessen Erläuterung wir auf eine modellmäßige Vorstellung zurückgreifen müssen. Bekanntlich ging die ursprüngliche Bohrsche Atomtheorie von der Annahme aus, daß die Atomkerne als geladene Massenpunkte betrachtet werden dürfen, und daß sich nur bei den Prozessen des radioaktiven Zerfalls ihre innere Struktur bemerkbar macht. Diese Annahme hatte sich bei der theoretischen Beschreibung nichtradioaktiver Vorgänge so lange gut bewährt, bis die Experimentiertechnik, fortschreitend, eine Reihe von Erscheinungen ebenfalls nichtradioaktiver Art aufgedeckt hat, bei deren Deutung man mit den 2 Grundeigen-

schaften des Atomkerns (Masse und Ladung) nicht auskommt sondern noch andere Charakteristika des Atomkerns heranziehen muß. In letzter Zeit ist eine befriedigende theoretische Erfassung dieser Eigenschaften des Atomkerns, also auch eine Deutung des neuen experimentellen Materials gelungen. Setzt man nämlich die Protonen und Elektronen, aus denen man sich den Kern aufgebaut denkt, zunächst als ruhende Punktladungen voraus, so ersieht man schon aus einer geeigneten Reihenentwicklung des klassisch vorgegebenen elektrischen Potentials, daß der Kern sich so verhält, als ob in ihm nicht nur die Gesamtladung, sondern auch noch ein elektrischer Dipol angebracht wäre. Berücksichtigt man die Bewegung der Kernbestandteile, so kommen in der Reihenentwicklung zu diesem zeitlich konstanten Dipol noch Schwingungsglieder hinzu. Wegen dieser Bewegung und wegen des Spins der Elektronen und Protonen ist ferner zu erwarten, daß im allgemeinen dem Kern ein resultierender Drehimpuls (Kernspin) zukommt, der auch magnetische Kräfte zur Folge hat; diese können analog den elektrischen Kräften beschrieben werden, indem man sich im Kern einen zeitlich konstanten magnetischen Dipol angebracht denkt. Diese Erweiterung des Coulombschen Kernfelds wurde im Zusammenhang mit der beobachteten Hyperfeinstruktur der Atomspektren zuerst von Wolfgang Pauli eingeführt. Zur Deutung des heute bekannten experimentellen Materials, das außer Alkalispektren auch noch andere umfaßt, genügt es im allgemeinen, daß man den Kern außer durch seine Masse und Ladung noch durch den Wert des Drehimpulses und des damit parallelen zeitlich konstanten Teils des magnetischen Moments kennzeichnet. Die Hyperfeinstruktur läßt sich durch eine Wechselwirkung zwischen dem Gesamtdrehimpuls der Leuchtelektronen und dem Kernspin erklären. Es ist auch möglich aus der Hyperfeinstruktur den Wert des Kernspins und des magnetischen Kernmoments zu ermitteln. Außer der Hyperfeinstruktur in Linienspektren gelingt es durch Einführung eines Kernspins auch den Zeemaneffekt der Hyperfeinstrukturen, den Intensitätswechsel in den Spektren 2-atomiger Moleküle, den Verlauf der spezifischen Wärme des Wasserstoffs bei tiefen Temperaturen zu deuten. In allerletzter Zeit gelang es Hans Kopfermann die 3 Bleiisotope auf Hyperfeinstruktur zu untersuchen und die entsprechenden Kerndrehimpulse zu bestimmen.

Ozongehalt der Luft

Der Einfluß des Ozons auf den menschlichen Organismus ist zwar noch nicht genügend erforscht, er besteht aber zweifellos. Spektralphotometrische Untersuchungen der Durchlässigkeit der Atmosphäre für Sonnenlicht im kurzwelligen Gebiet der Ozonabsorptionsbande haben ergeben, daß das Ozon seinen Schwerpunkt erst in 40 bis 50 Kilometer Höhe hat. Die Messungen zeigten ferner, allerdings nicht ganz eindeutig, daß die unteren bodennahen Atmosphärenschichten überhaupt keine meßbaren Mengen von Ozon enthalten; danach wurden die landläufigen Vorstellungen von ozonreicher Wald- und Höhenluft sowie ältere chemische Messungen unter Zweifel gestellt. Die Pariser Internationale Ozonkonferenz 1929 betraute nun Paul Götz und Rudolf Ladenburg mit dem Auftrag die bodennahen Atmosphärenschichten auf Ozongehalt zu untersuchen. Im Frühjahr (Jahreszeit maximalen Ozongehalts) 1930 erfolgte oberhalb Arosas die optische Bestimmung der Lichtdurchlässigkeit unterer Luftschichten im Wellenlängenbereich der Ozonabsorptionsbande. Das Plattenmaterial ist nunmehr ausgewertet worden, und vor einigen Wochen berichtete Ladenburg im Kolloquium im Berliner Physikalischen Universitätsinstitut über die Meßergebnisse. Das Licht einer auf 1900 Meter über Meeresspiegel aufgestellten Quecksilberlampe wurde photometrisch mit 2 Quarzspektrographen untersucht, von denen einer abwechselnd auf 2520 Meter Höhe und 2020 Meter Höhe, der andere zur Überwachung der Lampe dauernd in dem Ort auf 2020 Meter Höhe aufgestellt wurde. Die Messungen ergaben eine mit abnehmender Wellenlänge stark zunehmende Absorption, so daß ein merklicher Ozongehalt der bodennahen Luftschichten nachgewiesen werden konnte. Unterhalb 254 μ setzt deutlich außerdem noch eine anderweitige Absorption ein, offenbar verursacht durch jenen Luftbestandteil, der es verhindert, daß am kurzwelligen Ende der Ozonabsorptionsbande Sonnenlicht von noch kleinerer Wellenlänge durch die Atmosphäre zur Erde vordringt.

Veranstaltungen Die *Faraday Society* veranstaltete im April in Liverpool eine internationale Tagung mit Vorträgen über photochemische Prozesse. Das Programm bestand aus folgenden Gruppen von Fragen: Molekularspektren, Photochemische Kinetik, Photosynthese. Unter den Vorträgen der letztgenannten Gruppe sei der Otto War-

burgs über die Anwendung des Einsteinschen Gesetzes auf photochemische Prozesse in lebender Zelle hervorgehoben. Die 29. Jahresversammlung der *Electrochemical Society* fand in Birmingham /Alabama/ vom 23. bis zum 25. April statt. Die Diskussionsthemen waren: Keramik, Elektronenröhren, Hydrierung und Härten von Fetten, Galvanische Niederschläge auf Metallen und Legierungen. Insbesondere berichtete man auf dieser Tagung über glanzbeständiges Silber, chromplattiertes Aluminiumgeschirr, säurefeste Wolframplatten.

Totenliste

Anfang Februar starb in Palermo der Astronom *Filippo Angelotti*, im Alter von 74 Jahren. Er wurde auch in den Kreisen der Literatur durch seine Beiträge zur Astronomie Dantes bekannt. Anfang März starb in Göttingen der frühere Ordinarius der Chemie *Otto Wallach*, 84 Jahre alt. Er hat sich durch seine grundlegenden Arbeiten über die Klasse hydroaromatischer Verbindungen, Terpene genannt, besonders ausgezeichnet, wofür ihm auch 1910 der Nobelpreis zuteil wurde. Seine Tabellen zur chemischen Analyse sind in der ganzen Welt ein Hilfsmittel der Chemiker. Am 10. Mai starb in Pasadena /California/ *Albert Abraham Michelson*, im Alter von 79 Jahren. Sein Name ist unlöslich mit der Entstehung der Relativitätstheorie verbunden: Es war der berühmte Michelsonsche Versuch, der die Physik zu dieser Konzeption zwang. Die hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen Michelsons, der seit langem als Professor in Chicago wirkte, wurden im Jahr 1907 durch die Verleihung des Nobelpreises an ihn anerkannt. In Heidelberg starb am 3. Juni der frühere langjährige Leiter des Astronomischen Instituts der Heidelberger Sternwarte *Wilhelm Valentiner*, im Alter von 86 Jahren. Er verfaßte unter anderm ein Handwörterbuch der Astronomie. Der Professor für Meteorologie und Geophysik an der Universität Graz *Alfred Wegener* ist, wie erst viel später bekannt wurde, bei einer Grönlandexpedition verunglückt (siehe die Rundschau Anthropogeographie, in diesem Band Seite 693). Er veröffentlichte unter anderm die folgenden Arbeiten: Thermodynamik der Atmosphäre /1911/, Die Entstehung der Kontinente und Ozeane /1915/, Die Entstehung der Mondkrater /1921/ und, zusammen mit Wladimir Köppen, Die Klimate der geologischen Vorzeit /1924/.

Kurze Chronik In der Sitzung der Preussischen Akademie der Wissenschaften am 16. April überreichte Albert Einstein eine Abhandlung Zum kosmologischen Problem der allgemeinen Relativitätstheorie. Es wird darin gezeigt, daß die *allgemeine Relativitätstheorie* den neuen Beobachtungen an außergalaktischen Nebeln ungewungen gerecht zu werden vermag. $\diamond$ In der Sitzung der Berliner Physikalischen Gesellschaft am 12. Juni berichtete über die nunmehr ausgewerteten Ergebnisse der Beobachtung der Sonnenfinsternis am 9. Mai 1929 auf Sumatra der Leiter der Expedition Erwin Finlay Freundlich. Die Beobachtungen beweisen eindeutig eine von der Relativitätstheorie postulierte *Lichtablenkung im Gravitationsfeld der Sonne*. Es ergibt sich allerdings eine Abweichung des theoretischen Werts ($1,7''$) von dem beobachteten ($2,21''$). Albert Einstein, der anwesend war, erklärte dazu, daß er die Meßergebnisse, insbesondere auch die quantitative Abweichung, für unbedingt zuverlässig halte; eine völlige zahlenmäßige Übereinstimmung von Theorie und Beobachtung sei aber von vornherein erst nach Ausbau der einheitlichen Feldtheorie zu erwarten. $\diamond$ Russische Astronomen haben den 8. *Trabanten des Jupiter* wiederentdeckt; man konnte ihn seit längerer Zeit nicht mehr beobachten. $\diamond$ Der Tübinger Professor für Physik *Hans Geiger* wurde nach Heidelberg berufen, auf den Lehrstuhl für Physik, der durch die Emeritierung Philipp Lenards freigeworden war. $\diamond$ Der Jenaer Professor *Georg Joos*, der durch die Wiederholung des Michelsonschen Versuchs die Relativitätstheorie bestätigt hat, erhielt dort das Ordinariat für Theoretische Physik. $\diamond$ An der Universität Berlin *habilitierten* sich Werner Steiner für Physik, Paul Harteck für Physikalische Chemie; an der Universität München Eugen Bamann für Chemie, Hans Fromherz für Physikalische Chemie; an der Universität Leipzig Ernst Kordes für Mineralogie, Petrographie und Geochemie; an der Universität Göttingen Adolf Butenandt für Organische und Biologische Chemie; an der Universität Bonn Friedrich Becker für Astronomie; an der Technischen Hochschule Graz Georg Gorbach für Biochemie. $\diamond$ In einer Festsitzung der Physikalischen Gesellschaft in Berlin am 12. Juni wurde dem Münchener Ordinarius der Theoretischen Physik *Arnold Sommerfeld* die Planckmedaille verliehen. Vor ihm erhielten sie nur Albert Einstein und Niels Bohr.

Literatur

Eine sehr gut gelungene zusammenfassende Darstellung: *Atoms, Molecules and Quanta* geben *Arthur Ruark* und *Harold Urey* /New York, MacGraw-Hill Book Company/. Auf insgesamt 763 Seiten sind unter anderm folgende Kapitel eingeordnet: Elementare Bestandteile des Atoms, Grundlagen der Quantentheorie und ihre experimentelle Prüfung, Prinzipien der Dynamik, Das Korrespondenzprinzip, Optische Spektren, Röntgenspektren, Das periodische System der Elemente, Theorie der Atomspektren, Molekularspektren, Kritische Potentiale, Stoßprozesse 2. Art, Wellenmechanik, Matrizenmechanik, Quantendynamik, Spektralintensitäten, Elektronenbeugung an Atomen und Kristallen. Die Verfasser strebten Vollständigkeit an; es muß hinzugefügt werden, daß hier zum erstenmal seit 1924 (Sommerfelds Atombau und Spektrallinien) eine gründliche Einführung in die moderne Physik vorliegt. $\diamond$ Die Astrophysik auf atomtheoretischer Grundlage von *Svein Rosseland* (aus der Reihe Struktur der Materie in Einzeldarstellungen /Berlin, Julius Springer/) wird wohl in gleicher Weise von Physikern wie von Astronomen begrüßt werden. Aber auch einem Außenstehenden bietet sich viel Anregendes, was schon die Überschriften der einzelnen Kapitel besagen: Astrophysikalische Beobachtungstatsachen, Physikalische Grundlagen zum Problem des Sterninnern, Hydrodynamik der Sterne, Energetik und Entwicklungsgeschichte, Physik der Sternatmosphäre, Problem der Gasnebel. Der gesamte Stoff wird auf 242 Seiten in durchweg klarer Sprache dargestellt. $\diamond$ Eine Spezialmonographie von allgemeiner Bedeutung: *Noxious Gases* von *George Henderson* und *William Haggard*, erschien jetzt in deutscher Sprache, bearbeitet und ergänzt von Ferdinand Flury und Franz Zernik, unter dem Titel *Schädliche Gase: Dämpfe, Nebel, Rauch- und Staubarten* /Berlin, Julius Springer/. Die deutschen Bearbeiter haben alle mit der Atmung aufgenommenen schädlichen Stoffe miteinbezogen. »Das vorliegende Buch ist nicht für einen bestimmten Berufskreis geschrieben. Berührt doch sein Inhalt fast alle Zweige des öffentlichen und privaten Lebens.« Auf eine physikalisch-chemische Einleitung folgt ein sehr übersichtlicher physiologischer Teil. Die Seiten 69 bis 624 enthalten dann spezielle Toxikologie, Verwendung von Gasen in der Medizin, Behandlung und Verhütung von Gasvergiftungen und anderes.

Anthropogeographie / Paul Thorwirth

Eingeborenenrecht Das 2bändige Werk **Eingeborenenrecht**, herausgegeben von Erich Schultz-Ewerth und Leonhard Adam, 1. Band Ostafrika, geordnet und bearbeitet von Bernhard Ankermann; 2. Band Togo, Kamerun, Südwestafrika, die Südseekolonien, geordnet und bearbeitet von A. Schlettwein, Julius Lips, B. von Zastrow, Max Schmidt, Heinrich Vedder, Hermann Trimborn, Richard Thurnwald, Erich Schultz-Ewerth / Stuttgart, Strecker & Schröder/, dessen außenpolitische und rechtspflegerische Bedeutung hier bereits in einem Artikel des Bearbeiters dieser Rundschau (1930 III Seite 1217 und folgende) dargelegt wurde, soll nunmehr vom ethnologischen wie juristischen Gesichtspunkt kritisch gewürdigt werden. Generell ist folgendes festzustellen: Alle Abhandlungen über die in den einzelnen Territorien vorgefundenen Stammesrechte sind juristisch gegliedert, mit Ausnahme der über Südwestafrika, wo eine ethnographische Gliederung mit juristischer Untergliederung Platz gegriffen hat. Soweit die Autoren der einzelnen Abschnitte juristisch vorgebildete Verwaltungsbeamte waren (von Zastrow, Schultz-Ewerth, Schlettwein), überwiegt in der Darstellung das formalrechtliche Element, was der künftigen Rechtsprechung von Nutzen sein wird; soweit sie Ethnologen waren (Ankermann), überwiegt in ihrer Arbeit natürlich das Ethnologische, also der methodische Vergleich der Rechtsanschauungen als besonderer Kulturgüter, was wiederum der Wissenschaft vom primitiven Menschen zugute kommen wird. Für die Arbeiten derjenigen Autoren, die sowohl juristisch wie ethnologisch vorgebildet waren (Trimborn, Thurnwald, Schmidt, Lips), gilt überwiegend das über die aus rein ethnologischen Federn Gesagte. Speziell betrachtet bietet sich das Werk wie folgt dar: Der 1. Band umfaßt die Stammesrechte im Tanganyika Territory. Hier wurde etwa die Hälfte der im fraglichen Gebiet ansässigen Stämme in ungleichmäßiger Verteilung erfaßt. Der Verfasser, Bernhard Ankermann, einer der Begründer und Verfechter der sogenannten kulturhistorischen Schule der Ethnologie, hat sich jedoch bei dieser Arbeit in der Anwendung der kulturhistorischen Methode große Zurückhaltung auferlegt und sich auf die Darstellung dessen, was war und ist, beschränkt. Die Arbeit ist in jeder Beziehung ausgezeichnet; allenfalls wäre eine strengere Scheidung des Gewesenen

und des Gegenwärtigen zu wünschen. Die Studie August Schlettweins über das Eingeborenenrecht Togos scheint das Gebiet ethnographisch vollständig erfaßt zu haben; sie wird von einer umfassenden Territorialgeographie eingeleitet. Von den zahlreichen Stämmen Kameruns sind bei den Erhebungen im ganzen nur 5 erfaßt worden, deren Recht Julius Lips unter Anwendung der kulturhistorischen Methode sehr schön dargestellt hat. Bei dem Abschnitt Sprachen ist jedoch zu rügen, daß hier der Drexelschen Gliederung der afrikanischen Sprachen blindlings gefolgt, und die Westermansche Sudansprachenhypothese, ohne den Begründer überhaupt zu erwähnen, als wenn er für die afrikanische Sprachforschung so rein gar nichts getan hätte, einfach zum alten Eisen geworfen wurde. Der Abschnitt Südwest bringt das Recht der Herero und der Buschmänner aus der Feder von Zastrows, das letztgenannte unter Benützung reichlichen, von H. Vedder gelieferten, Materials. Im Recht der Herero, aus dem sich wie aus den Brauerschen »Zügen aus der Religion der Herero« sehr schön eine hamitische (vaterrechtliche) Überlagerung über eine (ältere) negerische (mutterrechtliche) Kulturschicht eruieren läßt, fußt Berengar von Zastrow auf Eduard Dannerts bahnbrechender Arbeit Zum Rechte der Herero, kommt jedoch über diesen erkenntnismäßig noch um ein wenig hinaus. Ähnliches gilt von von Zastrows Buschmannstudie, in der neben dem rein Rechtlichen noch manches auch ethnographisch Neue und Wissenswerte mitgeteilt wird. In ihrer schlichten, klaren und flüssigen Diktion ist diese Abhandlung die literarische Perle des Gesamtwerks. Max Schmidts umfangreicher Traktat über das Recht der Nama, Bergdama und Namibbuschleute ist insofern wertvoll, als er das Urmaterial, die Fragebogen, in großem Umfang selbst sprechen läßt. Es geschieht dies jedoch in gar zu sehr kompilatorischer, gar zu wenig synthetischer Art. Leider fehlen im Abschnitt Südwest grade Mitteilungen über das Recht der Ovambo, über das auch sonst nichts bekannt ist. Auch findet sich in dem Abschnitt von Schmidt ein drucktechnischer Lapsus, der einem Verlag wie Strecker & Schröder nicht hätte unterlaufen dürfen. Das Manko ethnographischer Unvollständigkeit weist auch die Abhandlung Hermann Trimborns über das Recht der Mikronesier auf, gegen die sonst kaum etwas einzuwenden ist. Ethnographisch vollständig ist hingegen allem Anschein nach wieder Thurnwalds Recht der

Papua und Melanesier südlich des Äquators einschließlich Neuguineas, in der die vom Verfasser geäußerte Meinung über den Eigentumsbegriff, über die Eigentums"grade" bei Primitiven wie Hochkultivierten vom Standpunkt der vergleichenden Rechtswissenschaft und von dem der Rechtsgeschichte für Experten besonders beachtlich sein dürfte. Ethnographisch vollständig ist endlich auch Schultz-Ewerths Recht der Samoaner, der als einziger der am Werk arbeitenden Autoren den Vorzug hatte sein Material selbst sammeln zu können. Alles in allem dürfte aber die Erhebung und Darstellung der Rechtsanschauungen der Primitiven eine wertvolle kolonisationsrechtliche Leistung bedeuten.

Stadtmonographien Der Vorrang gebührt unzweifelhaft der nunmehr auch von Eva Mellinger ins Deutsche übersetzten Studie Paul Morands über *New York* (Wien, Phaidonverlag, mit 16 Lichtbildern; weniger aus Gründen der Form (man ist bei Franzosen im allgemeinen und bei Morand im besondern daran gewöhnt, daß sie schön und exakt ist), als vielmehr, weil es diesem Autor wirklich einmal gelungen ist die Seele einer Stadt in ein Buch einzufangen. Unverständlich, wenn gesagt wird, der Franzose habe namentlich den weiter nördlich Wohnenden gegenüber kein Einfühlungsvermögen. Morand fühlt sich so gut ein, deutet alle Teilphänomene so einleuchtend von innen heraus, daß die offensichtlichen schweren Nachteile und Mängel dieser Mammutballung von Gebäuden und Menschen ihm ebensowenig wie dem geborenen New Yorker zum Bewußtsein kommen. Er berichtet zum Beispiel von der Wirksamkeit des Nachtgerichtshofs, einer anscheinend dem Polizeirichter in England und dem Schnellrichter Berlins vergleichbaren Institution, bestimmt zur Aburteilung von Massenvergehen, zum Beispiel Verstößen gegen die Verkehrsordnung usw.; er gibt zu, daß diese Arbeit kaum noch etwas mit Rechtsprechung zu tun hat, daß massenhaft Fehlurteile unterlaufen; jedoch das Leben stark, das die Stadt diktiert, liegt ihm so stark im Blut und in der Sprache, daß er kaum ein Wort über das Bedenkliche der Institution verliert. Er führt uns lieber von der ehemaligen holländischen Kolonie mit ihren Kämpfen gegen Ureinwohner und Neuankömmlinge empor zu dem Stadtkoloß von heute; wir besichtigen mit ihm die Reste der Historie, zum Beispiel die Battery, ferner die Unterstadt, den Ha-

fen, die Wallstreet, das Ghetto, die Fifth Avenue, die Theater und Cabarets, Zeitungsbetriebe, Schulen und Hochschulen, Bibliotheken, Museen, aber auch Schönheitssalons, Sporthallen und ähnliches. Eine Schlußbetrachtung (Panorama) rafft mit grandioser Virtuosität die Einzeldrucke zu einer gigantischen künstlerischen Gesamtschau des Stadtbilds zusammen. Gewiß kann man die amerikanische Weltstadt so sehen. Aber dem unvoreingenommenen Europäer von Kultur drängt sich auch bald die Kehrseite der Medaille auf.

Eine dankenswerte Sammlung knapper künstlerischer Stadtmonographien ist Hermann von Wedderkops Buch von *Oberitalien* (in der Reihe Was nicht im Baedeker steht (München, R. Piper & Co.)). Wedderkop geht von der richtigen Voraussetzung aus, daß Italien heute für den Reisenden nochmals entdeckt werden muß, und daß dies auf den bekannten, ausgetretenen Pfaden am wenigsten möglich ist. »Geht in die kleinen Städte, nach Ravenna, Rimini, Viterbo, Montefiascone, Orvieto, Todi, Siena, Volterra, Brescia, Modena etc., geht nicht immer nur nach Mailand, Genua, Venedig, Florenz, Rom, Neapel; und wenn schon nach Florenz, dann nicht nur in die Uffizien sondern auch hinüber auf das südliche Ufer des Arno.« Dies ist die Devise des Verfassers, und nach ihr ist sein Buch angelegt, in dem eine Menge rein praktischer Reisewinke nicht fehlt. Aber auch diese sollen nur dazu beitragen in das eigentliche italienische Leben einzuführen; sie lehren zum Beispiel die zweckmäßigste Benutzung des vom fascistischen Regime vorzüglich ausgestatteten Automobildienstes; sie lehren weiter, welche Weine, Speisen usw. in diesem und jenem Ort zu den lokalen Besonderheiten gehören, und anderes mehr. Man erfährt, daß ein schiefer Turm nicht nur in Pisa zu finden ist, sondern daß Bologna deren sogar 2 aufweist. Der Verfasser darf sich rühmen viel zum Verständnis des alten wie des neuen Italiens Wesentliches herausgestellt zu haben. Statt der zugestandenermaßen zum Teil sehr schönen Zeichnungen von baukünstlerischen Phänomenen möge er in sein Buch jedoch lieber Stadtpläne unter Markierung der wichtigsten im Text genannten Punkte aufnehmen. Sie würden den sachlichen Wert der Arbeit erheblich und den Preis des Buchs kaum erhöhen, während die Zeichnungen dem Reisenden nur wenig nützen können. Ebenfalls ein Buch für Reisende, und zwar für Engländer, die *Berlin* studieren

wollen, ist John Chancellors *How to be happy in Berlin* /London, Arrowsmith/. Auch dieser Autor, der vor kurzem bereits eine ähnliche Arbeit über Paris publizierte, bemüht sich ehrlich um das Begreifen der Seele der Stadt und ihrer Einwohner; aber es kommt doch kaum mehr als eine Art Common-sense-Psychologie dabei heraus, in keiner Weise vergleichbar dem, was Morand über New York und Wedderkop etwa über Turin zu sagen hat. Man findet auch leicht heraus, worin das Manko begründet ist: Der Verfasser kann nur ganz notdürftig Deutsch, und der Weg zur Seele führt nun einmal über die Sprache. Chancellor hält es auch nicht für erforderlich Deutsch zu lernen, und das wenige Deutsch, das er seinen Landsleuten zur Aneignung anbietet, ist höchst fehlerhaft in grammatischer, orthographischer und phonetischer Beziehung. Das wird nicht dadurch besser, daß diese Lücke naiv zugestanden wird. Zwischendurch zieht der Verfasser Parallelen zwischen Berlin und Paris: ein Unternehmen, das nur wenigen gelingt, da hier meist Vorurteil und Konvention mitsprechen. Er gefällt sich auch in der Rolle des Tacitus, indem er eine ausnehmend hohe Meinung von den Deutschen hat und diese seinen Landsleuten als Vorbild und Warnung vorhält. Aber Tacitus-Chancellor bleibt epigonenhaft. Immerhin sei festgestellt: Er bemüht sich objektiv zu sein. Kommt der Osten Berlins bei Chancellor etwas stiefmütterlich weg, so beschäftigt sich mit ihm um so mehr, nämlich ausschließlich, mit großer Liebe und Sachkunde das von Willy Gensch, Hans Liesigk und Hans Michaelis auf Anregung des Bezirksbürgermeisters Paul Mielitz geschaffene Sammelwerk *Der Berliner Osten* /Berlin, Berliner Handelsdruckerei/. Es gibt in zahlreichen historischen (auch Bild-) Dokumenten einen guten Überblick über den Werdegang des heutigen Berliner Verwaltungsbezirks Friedrichshain unter Ausschöpfung der ältesten Quellen, die erreichbar waren, sowie unter Heranziehung der Daten und Statistiken der jüngsten Gegenwart, und zwar nicht nur in allgemein kommunalpolitischer, wirtschaftlicher und kultureller sondern auch in soziologischer Beziehung. Man erkennt die inneren Gründe jener erstaunlichen, ungesunden Menschenakkumulation, die in diesem Bezirk Platz griff, und deren wirtschaftliche Versorgung und kulturelle Hebung das ständige Riesenproblem für die Verwaltung bildet, die andererseits aber auch ungeachtet ihrer ungesunden Lebensbe-

dingungen ein nie versiegendes Reservoir an starker, urwüchsiger Volkskraft darstellt. Es ist müßig zu untersuchen, ob in diesem Werk das Historische vielleicht zu breit auf Kosten des Aktuellen ausgesponnen ist. Wichtig ist, daß mit ihm ein kühner Schritt zu einer neuen Art Stadtgeschichte zu sehen und zu schreiben getan wurde, dem man nur baldige Nachahmung wünschen kann. Die Altberliner Bezirke, von anderen deutschen Gemeinden mit überwiegend proletarischer Bevölkerung ganz zu schweigen, haben ihm sicherlich nichts gleich oder ähnlich Geartetes an die Seite zu stellen, und auch die älteren Chroniken, wie sie aus einzelnen Außenbezirken, zum Beispiel Zehlendorf, vorliegen, kennen naturgemäß den soziologischen Gesichtspunkt noch nicht.

Von Zeitschriften, die die Stadtkunde zu fördern bestrebt sind, sei noch *La Semaine à Paris* (*Paris Weekly*) genannt, die allwöchentlich den Zureisenden über das Neueste in der Weltstadt *Paris*, der größten Stadt Kontinentaleuropas, gründlich und zweckmäßig informiert.

Nansen

Es war zu erwarten, daß dem Ableben des großen Norwegers eine Springflut an Nansenliteratur folgen würde. 2 Arbeiten verdienen Hervorhebung: Fritz Wartenweilers Biographie *Fridtjof Nansen* /Zürich, Rotapfelverlag/ und Nansens letztes Werk *Durch den Kaukasus zur Wolga* /Leipzig, F. A. Brockhaus/. Wartenweilers Arbeit ist augenscheinlich für breitere Kreise bestimmt, wird aber nichtsdestoweniger nicht nur den philanthropisch-politischen sondern auch den rein wissenschaftlichen Leistungen Nansens, der bekanntlich von der Zoologie zur Ozeanographie und Polarforschung hinüberwechselte, recht gut gerecht. Vor allem aber: Sie gibt ein wirkliches Bild des Menschen Nansen. An manchen Stellen des Buchs, nicht nur Zitaten, die auch reichlich, aber nicht überreichlich, gebracht werden, möchte man meinen, Nansen spräche selbst. (Dies namentlich, wenn man Wartenweilers Buch mit Nansens letztem Werk vergleicht.) Die Eigenart dieses Großen wissenschaftliche Probleme nicht nur mit den Kräften des Geistes sondern auch mit denen des Körpers zu lösen wird gut herausgearbeitet. Vom psychologischen Standpunkt besonders beachtlich ist der 2. Teil der Arbeit *Vom Traum zur Tat*. Es wird hier mit Recht betont und ausführlich dargelegt, wie der in Nansen schlummernde Erkenntnisdrang sich in allen seinen Lebens-

altern, jedoch auf die verschiedenste Weise, äußerte, im träumerischen Wesen des Knaben (Träume als deutlicher Ausdruck der noch im Unbewußten ruhenden Sehnsucht nach Neuem), im körperlich tatenfrohen Jüngling, im reifen Mannesalter des ersten wissenschaftlichen Forschers und Politikers. Das Buch ist mit gut gelungenen Lichtbildern Nansens aus verschiedenen Lebensaltern sowie mit einer Zeittafel, einem Verzeichnis der Schriften und Reden Nansens und dem Faksimile eines seiner Briefe an die Gattin des Verfassers ausgestattet. Man möchte wünschen, daß der Darstellung der wissenschaftlichen Expeditionen Nansens Kartogramme beigegeben wären, so daß auch der Nichtgeograph ohne besondere Mühe ein geographisch genaues Bild von den zahlreichen Fahrten des Forschers erhielte. Nicht jeder kennt die genaue Lage der Örtlichkeiten, die ein Reisender oft nur zufällig berührt. Alles in allem eine würdige, dankenswerte und dabei wohlfeile Biographie.

Nansens letztes Werk läßt erkennen, daß das Alter ihm nichts anzuhaben vermochte. Die Darstellung bleibt an Ausdruckskraft so stark wie nur irgendeines seiner früheren Werke. Dem Inhalt nach ist es eine Beschreibung der Reise durch den Kaukasus, namentlich die autonome Republik Dagestan und das südöstliche Rußland, die Nansen ohne andern Zweck als den des Kennenlernens der wirtschaftlichen Möglichkeiten nach Erledigung seines internationalen Hilfswerks für die flüchtenden Armenier unternahm. Man erlebt die Landschaft, dies in manchem den Alpen sehr ähnliche, doch länger und höher als diese sich ausdehnende und infolge Fehlens stehender Gewässer düster wirkende Restmassiv eines Hochgebirgsstocks, kaum weniger stark als der Autor selbst. Das gleiche gilt von den Menschen, die einige 70 Sprachen sprechen, und deren vielfältiges Rassen- und Kulturgemisch erkennen läßt (siehe hierzu auch Ladyzenski Entstehung und Entwicklung des Staates bei den kaukasischen Bergvölkern, in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie 1930), daß dies Territorium ein Kreuzungspunkt der verschiedensten eurasischen Menschenströme war. Alles dies spiegelt sich in Nansens Buch wirklichkeitsgetreu wider. Die Freiheitskämpfe der Bergvölker gegen die Russen, wo Nansen eindeutig die Partei dieser Völker nimmt, die Figur des kaukasischen Heros Schamyl, aber auch die auf dem Reichtum an Mineralien, Humus und Fischen basierenden, nicht geringen

wirtschaftlichen Zukunftsmöglichkeiten des Landes werden durch die kraftvolle Diktion des Autors in ausgezeichnete Weise veranschaulicht. Ein wenig schwach ist Nansen nur dort, wo er sich auf das Gebiet der vergleichenden Linguistik be gibt. Die sehr aufschlußreichen Arbeiten des kürzlich verstorbenen Kenners der Kaukasussprachen Adolf Dirr /München/ scheinen ihm nicht bekannt geworden zu sein, obwohl er dem Vorwort zufolge die Literatur über den Kaukasus gründlich durchgearbeitet hat. So können die indogermanischen Osseten, die dem südrussischen Don = Wasser den Namen gaben, nicht auch der Donau, wie Nansen vermutet, den Namen gegeben haben; denn die Osseten gelangten erst während der Völkerwanderung, wie Nansen richtig angibt, an diesen Fluß; der Name Danubius aber, von dem Donau zweifellos die jüngere Form ist, ist bereits in früh-römischer Zeit belegt. Möglich ist freilich, daß Don und Danubius auf eine gemeinsame indogermanische Wurzel zurückgehen. Auch dieses Werk ist mit zahlreichen sehr guten Photogrammen, einer physikalischen Karte, in der die politischen Grenzen markiert sind, sowie mit der neuesten Byhanschen Völker- und Sprachenkarte des Kaukasus und einer Spezialkarte des Wolgagebiets ausgestattet. Die Karten in Schwarz-Weiß-Druck sind genügend deutlich.

Forschungsreisen

Die im Jahr 1928 ausgesandte deutsche limnologische Expedition nach den *Sundainseln* ist zurückgekehrt. Im Har nackhaus in Berlin erstatteten die Führer Thienemann, Ruttner und Feuerborn einen vorläufigen Bericht über die Ergebnisse. Bisher waren nur die stehenden Gewässer der nördlichen Halbkugel limnologisch untersucht worden; die Expedition hatte den Zweck auch die Seen der südlichen limnologisch zu erkunden, die in ihrem Lebensrhythmus noch ursprünglicher sind als die der nördlichen Halbkugel. Es wurden 10 000 Photogramme hergestellt, an deren Verwertung zurzeit 100 Spezialisten arbeiten.

Dem Engländer Bertram Thomas gelang es die *südarabische Wüste* (Rub al Khali), deren Inneres noch ganz unerforscht ist, in einem Umfang von 500 000 englischen Meilen zu durchqueren.

Die Internationale *Himalaja*expedition, die Anfang 1930 unter Führung Günter Dyrenfurths /Breslau/ zur Erforschung des östlichen Gebirgsteils ausreiste, ist zurückgekehrt. Sie hat zahlreiches photographisches und filmisches Material mit-

gebracht. Das Ziel: den 8603 Meter hohen Kantschindsschinga zu besteigen, wurde nicht erreicht, doch wurde der 7459 Meter hohe Jongsongpik bezwungen. Außerdem wurde festgestellt, daß die höchste Gipfelkette, die das übrige Himalajagebirge regelmäßig um zirka 1500 Meter überragt und doch nicht Wasserscheide ist, an ihrer Oberfläche nicht aus Urgestein sondern aus erheblich jüngerm Ebengestein, zum Beispiel Kalkschiefer, besteht, so daß man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß diese höchste Kette erst innerhalb der letzten beiden Jahrtausende entstanden ist und noch immer höher hinaufgetrieben wird. Hierdurch würde auch die Wüstenbildung Mittelasien erklärt werden, dadurch nämlich, daß die emporgetriebene Kette den befruchtenden Monsunregen von diesen Gebieten abgehalten hat.

Von seiner letzten Expedition durch Mittel- und Südasiens, Australien, Neuguinea und Neuseeland brachte Colin Roß einen Film mit, der besonders die sozialen Probleme *Indiens und Chinas* außerordentlich gut veranschaulicht.

Von Paris ist eine vom Ethnologischen Institut der Universität ausgerüstete Expedition unter der Führung Marcel Griaules aufgebrochen, um *Afrika* von Dakar /Französisch Senegambien/ bis Dschibuti /Französisch Somaliland/ zu durchqueren. Es sollen ethnographische, botanische, mineralogische und zoologische Sammlungen angelegt, außerdem von den Sprachen der Eingeborenen zahlreiche Phonogramme aufgenommen werden.

Der Wiener Wirtschaftsgeograph C. Hoffner-Reichenau traf von einer 1jährigen Studienreise zu den *Shilluk* im obern Nilgebiet in Berlin ein. Er hat festgestellt, daß Frauen und Rinder den Angelpunkt der privaten Wirtschaft bei den Shilluk darstellen. Der Shillukmann erarbeitet in vielen Jahren eine Frau. Ist diese fruchtbar, so kann er mit den geborenen Kindern weiblichen Geschlechts zahlreiche Rinder kaufen, für diese wieder erwachsene Frauen, für deren Kinder wieder Rinder und so fort. Ist die erste Frau unfruchtbar, oder gebiert sie keine Mädchen, so bleibt er zeitlebens arm.

Die Expedition, die 1929 zur Erforschung des *Nördlichsten Eismers* von Archangelsk ausreiste, geleitet von Otto Schmidt, Josef Wieses und Rudolf Samojlowitsch, kehrte Anfang 1931 zurück. Sie hat zahlreiche ozeanographische und meteorologische Feststellungen (Tiefenlotungen, Salzgehalts- und Temperaturbestimmungen) vorgenommen. Die Erforschung dieses Gebiets wird fortgesetzt.

Veranstaltungen Der *Deutsche Sprachverein* hielt Ende April in Halle seine 25. Tagung ab. Den Hauptvortrag hielt Walther Linden /Halle/ über Sprache vom geisteswissenschaftlichen Standpunkt. Er verwarf die naturwissenschaftliche, rein kausale Methode innerhalb der Linguistik zugunsten einer solchen, der es auf das Erfassen der Sprache als des wesentlichsten Ausdrucksmittels des gesamten Geistesguts der Nationen ankommt.

Mitte Mai tagte in Hamburg der *Verband der Deutschen Philologen*. Auf dieser Tagung kam die Meinung der Philologenschaft zum Ausdruck, daß die Höhere Schule überwiegend wissenschaftlichen Zielen zu dienen hätte. Diese Auffassung läßt anscheinend die erzieherischen Aufgaben der Höheren Schule außer acht, ist jedoch als Abwehr der Sporthypertrophie an den Höheren Lehranstalten verständlich.

Am 26. Mai wurde in Danzig der 24. *Deutsche Geographentag* eröffnet. Der Tagungsort legte es nahe, daß der Kongreß sich mit den Problemen des Freistaats Danzig eingehend beschäftigte. So sprach Gustav Braun /Greifswald/ über die Entwicklungsgeschichte der Ostsee. Eine Ozeanographie der Ostsee gab Schultz /Hamburg/. Den Höhepunkt dieser Studien bildeten die Ausführungen Creutzbergs /Danzig/ über Danzig und sein Hinterland. Über Forschungen im Orinokogebiet referierte Siegfried Passarge /Hamburg/, über die von ihm festgestellte Landschaftsgliederung der tropischen Andenländer Südamerikas, in denen Wüste und Urwald, Steppe und Alpenmatte mit einander abwechseln, sprach Walter Troll /Berlin/.

In Budapest wurde der 1. *Internationale Kongreß für Literaturwissenschaft* Anfang Juni abgehalten. Es sprachen Herbert Cysarz /Prag/ und Emil Ermatinger /Zürich/ über die Idee in der Literaturwissenschaft. Cysarz nannte sie die Wissenschaft von der individuellsten wie der kollektivsten menschlichen Angelegenheit. Josef Nadler /Königsberg/ stellte die sehr weit gehende Forderung, die Literaturwissenschaft müsse alles erfassen, was auf vernünftige Weise durch die menschliche Zunge zum Ausdruck kommt. Spezialthematika behandelten Levin Schücking /Leipzig/ (Soziologie und Literatur), Oskar Walzel /Bonn/ (Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters), Charles van Thieghem /Paris/ (Universelle Literaturgeschichte), endlich George Ascoli /Paris/ (Die praktischen Methoden in der Literaturgeschichte).

Totenliste

Auf Grönland wurde unweit der Eismitte die Leiche des Grazer Geophysikers *Alfred Wegener* gefunden. Er starb vermutlich bereits im Dezember 1930 infolge Herzschlags. Wegener wurde 1880 in Berlin geboren, war ursprünglich Astronom und Physiker und ging alsdann zur Geologie über. Aus der Zeit seiner ersten wissenschaftlichen Tätigkeit stammt ein kleines geistvolles Werk über die Mondoberfläche, 1916 berechnete er aus schwachen Schall- und Lichtspuren die Einschlagstelle eines fallenden Meteors so genau, daß dieser nach seinen Angaben bald darauf tatsächlich gefunden wurde. Seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung ist jedoch die von ihm begründete Theorie über die Verschiebung der Kontinente, die er 1912 zum erstenmal auf der Versammlung der Geologischen Vereinigung in Frankfurt vorbrachte. Sie besagt etwa: Die heutigen Kontinente sind nicht statisch, sondern verschieben sich ständig seitwärts durch die Weltmeere, in deren Böden anderes, schwereres Gestein liegt, das die Kontinente trägt. Diese ursprünglich von der Fachwelt heftig abgelehnte Theorie wird heute nahezu allseitig akzeptiert. Auch die Expedition, die Wegener am 28. März 1930 nach Grönland antrat, und von der er nicht wiederkehrte, hatte den Zweck sein Lebenswerk, die Kontinentaltheorie, noch weiter im einzelnen zu erhärten. Dem Vorhaben nach beabsichtigt sein Bruder Kurt Wegener die Expedition in diesem Sinn zu Ende zu führen. Die Ägyptologie erlitt Ende 1930 einen erheblichen Verlust durch den Tod des Münchener Ordinarius *Wilhelm Spiegelberg*, der in seinem 61. Lebensjahr stand. Er begann seine Laufbahn in Straßburg; 1918 siedelte er nach Heidelberg, später nach München über. Seine Hauptwerke sind das im Auftrag der Berliner Akademie herausgegebene Wörterbuch der ägyptischen Sprache und die Demotische Grammatik /1925/. Er hat Ägypten mehrmals bereist und auf Grund örtlicher Feststellungen zahlreiche wertvolle Beiträge zur Rechtswissenschaft, Kunst und Religion Ägyptens geliefert. Auf dem Weg zur Vorlesung starb Anfang Februar 1931 der Frankfurter Orientalist *Josef Horowitz*, im Alter von 57 Jahren. Die Literatur- und Kulturgeschichte des Islam bildete sein Hauptforschungsgebiet. Genannt seien seine Koranischen Untersuchungen. Mitte Februar starb in Leipzig der Semitist *Heinrich Zimmern*, in seinem 69. Lebensjahr. Er schrieb Beiträge zur

Kenntnis der babylonischen Religion /1896 bis 1901/ und Die Keilinschriften und das Alte Testament /1903/ sowie zahlreiche kleinere Arbeiten. Er gab bis zu seinem Tod die Zeitschrift für Assyriologie heraus. Seine philologisch-religionsgeschichtliche Schule war innerhalb der Fachwissenschaft berühmt.

Kurze Chronik Die Reihenfolge der *Weltstädte* ist nach den neuesten Feststellungen der (hier abgerundeten) Einwohnerzahlen folgende: London (7 000 000), New York (6 000 000), Paris 5 800 000, Berlin (4 200 000), Schanghai (3 000 000). $\diamond$ Im Folkwangmuseum /Essen/ hat Herman Soergel den Plan einer *Senkung des Mittelmeers* zur Gewinnung neuen Siedlungslands, Bewässerung der Sahara und zur bessern Verbindung Europas und Afrikas (Panropa) vorgelegt. $\diamond$ In der Berliner Anthropologischen Gesellschaft sprach Erich von Heine-Geldern /Wien/ über die Steinzeit in Südostasien und die Urheimat der *Austronesier*. Er erhärtete erneut mit paläontologischem Material, daß alle Völker Polynesiens aus Hinterindien stammen. $\diamond$ In Wien wurde innerhalb der Psychiatrischen Universitätsklinik ein *Gehirnmuseum* eröffnet, das einen Anfangsbestand von 80 bis 90 menschlichen Gehirnen aufweist. $\diamond$ Im Berliner Völkerkundemuseum wurde eine äußerst reichhaltige Privatsammlung *afrikanischer Perlen* aus dem Besitz des Afrikanisten Paul Staudinger ausgestellt. $\diamond$ Der Berliner Südamerikaethnologe *Max Schmidt* siedelte sich auf einem Landgut im Mato-Grosso-Gebiet /Brasilien/ an, um den Rest seines Lebens mit Forschungen unter den Indianern zuzubringen. $\diamond$ Ordinarius für Wirtschaftsgeographie in Berlin wurde *Alfred Rühl*, der durch sehr beachtliche Arbeiten über den Wirtschaftsgeist im Orient, in Amerika und in Spanien hervorgetreten ist. $\diamond$ Der einzige deutsche Südseesprachenforscher *Otto Heinrich Dempwolff* wurde am 25. Mai 60 Jahre alt. $\diamond$ An der Universität Berlin *habilitierten* sich Karl Deichgräber für Klassische Philologie, Richard Alewyn für Germanische Philologie, Walther Björkmann, bisher in Hamburg, für Islamkunde, Alexander Scharf für Ägyptologie; an der Universität Kiel Erich Wasmund für Geologie und Limnologie; an der Universität Frankfurt Martin Pleßner für Semitistik und Islamkunde; an der Universität Marburg Georg Rhode für Klassische Philologie; an der Universität Heidelberg Reinhard Herbig für Archäologie.

Literatur

Mit feinen Zügen zeichnet **Arnold Zweig** in seinem Buch *Herkunft und Zukunft* /Wien, Phaidonverlag/ das »ostjüdische Antlitz« und das »neue Kanaan«, mit dem das zionistische Palästina gemeint ist. Es freut zu erfahren, daß Zweig zu den Bejahern des Zionismus gehört. Zwar ließe sich gegen manche These des Autors vom anthropogeographischen, ethnographischen und wohl auch ethnopsychologischen Standpunkt verschiedenes einwenden, zumal die Arbeiten 1924 fertiggestellt, die Forschungen seitdem aber fortgeschritten sind; doch man darf an dieses eigenwillige, höchst persönliche literarische Kunstwerk nicht den abstrakt wissenschaftlichen Maßstab legen. Es hieße dies Erdteile mit Zentimetern messen wollen. Andererseits analysiert Zweig anthropogeographische Grundwahrheiten, zum Beispiel die Umformung des Menschen durch die Umwelt, in einer Weise, die ihm auch der Wissenschaftler danken wird. $\diamond$ Eine sehr beachtliche Arbeit ist die von Jan Skala übersetzte und bearbeitete Broschüre des Prager Slawisten **Josef Pata** *Aus dem kulturellen Leben der Lausitzer Serben nach dem Weltkrieg, mit 20 Abbildungen* /Bautzen, Kolo Serbskich Spisowacelow/. Sie füllt eine Lücke in der deutschsprachigen Literatur über diesen westslawischen Splitter im Herzen Deutschlands, den man fälschlich Wenden nennt. Pata gibt einen Abriss über die Geschichte der Minderheit, berichtet umfassend über ihr kulturelles Leben (Zeitungen, Zeitschriften, Bildende Kunst, Dichtkunst, diese mit Einfügung sehr schöner ausgewählter Proben, Prosa und wissenschaftliche Literatur). Die Arbeit ist vom Geist der Völkerverständigung getragen; sie hätte, um wirklich vollständig zu sein, jedoch von einer Karte des Verbreitungsgebiets der Minorität begleitet sein müssen. $\diamond$ In diesem Zusammenhang sei auf die neue, von Kamil Krofta herausgegebene *Prager Rundschau* verwiesen, die im Verlag Orbis in Prag und im Verlag Walther Rothschild in Berlin erscheint. Sie will in Deutschland um Verständnis für Volk und Land der Tschechoslowakei werben und muß als Versuch einer Brücke zwischen Deutschland und Slawentum wärmstens begrüßt werden. Das 1. Heft enthält eine Würdigung Kramarsch' von dem Herausgeber, eine sehr beachtliche Abhandlung Stefáneks über die Deutschen in der Slowakei sowie eine Studie A. Matejtscheks 100 Jahre Tschechische Kunst mit ausgezeichneten Bildbeigaben.

Geschichte / Michael Freund

Indien

In einem Augenblick, da der Orient durch die nationalen Bewegungen in Aufruhr gekommen ist, greift man mit besonderem Interesse zu historischen Werken, die den Völkern des Orients gelten. Leider ist uns die Geschichtsschreibung dieser Völker selbst noch sehr unzugänglich; sei es, daß die historische Denkart überhaupt fehlt, sei es, daß das Selbstbewußtsein der erwachenden Völker noch nicht tief genug geht, um sich, wie es in der Regel zu geschehen pflegt (so typisch im Fall der irischen Unabhängigkeitsbewegung) in einer geschichtlichen Umdeutung zu äußern, sei es, daß die Europäisierung, die auffallender-, aber durchaus natürlicherweise Hand in Hand mit der nationalen Unabhängigkeitsbewegung östlicher Völker geht, zunächst wenigstens die Vertiefung in die alte nationale Kultur und Geschichte hemmt, sei es auch nur, daß sprachliche und geistige Ausdrucksmittel östlicher Kultur uns schwer verständlich sind; jedenfalls läßt sich heute über den möglichen Einfluß der nationalen Bewegungen des Orients auf die Geschichtswissenschaft, soweit er den selbständigen Beitrag östlicher Völker betrifft, noch nicht viel Positives sagen. Immerhin hat die nationale Bewegung des Nahen und Fernen Ostens schon sehr belebend auf die geschichtliche Forschung Westeuropas selbst eingewirkt. Die Cambridge University Press ist daran gegangen in der Form ihrer Sammelwerke (Cambridge Modern History, Cambridge History of the British Empire usw.) eine *Cambridge History of India* herauszugeben. Vorteile und Nachteile dieser Sammelwerke treten in dieser Arbeit besonders deutlich hervor. Die gelehrte-wissenschaftliche Leistung ist kaum übertroffen, es ist zweifellos ein Standardwerk geschaffen. Andererseits bleibt das Werk allzusehr auf den Kreis der Fachgenossen beschränkt. Nicht, daß es der Allgemeinheit nichts zu sagen hätte. Aber es hätte doch wohl ein Versuch gemacht werden müssen in jedem Band die gewaltige Fachleistung der einzelnen Mitarbeiter in einem Gesamtüberblick zusammenzufassen. Dann hätte das Werk das Orientierungswerk schlechthin über eine Kultur werden können, die sicherlich bestimmt ist noch eine bedeutende Rolle in der Geschichte der Menschheit zu spielen. Dem großen Informationsbedürfnis auch der "Laienwelt" gegenüber der Geschichte

einer Nation oder vielmehr eines Imperiums, das im Augenblick versucht eine politische Neubildung von enormen Ausmaßen durchzuführen, hätte eine stärkere Führung durch ein Gebiet notgetan, über das den meisten auch die primitivsten Kenntnisse fehlen.

Besonders stark tritt das im 1. Band hervor, der die Geschichte Indiens vom 2. Jahrtausend vor Christus bis zum 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung behandelt und Ancient India betitelt ist. Der Band birgt eine Fülle auch allgemein wissenswerter Aufschlüsse. Aber für einen Band von 750 engbedruckten Seiten muß dem Leser ein System des "Überspringens" in die Hand gegeben werden, soll nicht auch die der allgemeinen Leserschaft bestimmte Belehrung verloren gehen. Zu dieser allgemeinen Belehrung müssen gerechnet werden: ein vorzügliches Kapitel Sir Halford J. Mackinders über die geographischen und geopolitischen Faktoren der indischen Geschichte (The Subcontinent of India), zahlreiche Abschnitte über die religiöse Geschichte Indiens, die sozialen Bedingungen zu alten Zeiten, über Religionssoziologie, den Einfluß der Reichsbildung Alexanders des Großen und des Hellenismus auf die indische Geschichte, über die ersten Reichsbildungen auf indischem Boden, die Rassenschichtung und die Überlagerung der Kulturen schon zu den ältesten Zeiten.

Der 3. Band, der gleich nach dem 1. erschien, führt uns an die Schicksalsfrage des heutigen Indiens heran, den Zwiespalt zwischen Hindus und Mohammedanern; behandelt er doch die islamitische Invasion Indiens: Turks and Afghans. Die Invasion begann im 8. Jahrhundert und setzte sich durch die folgenden Jahrhunderte hindurch mit aufeinanderfolgenden Stößen fort. Leider wiegt in diesem 3. Band gegenüber dem 1. die politische Historie unbedingt vor. Fall, Steigen und wiederum Fall der Dynastien, Bildung und Zersetzung von Reichen werden in mitunter sehr ermüdender Folge erzählt; es ist die beständige und stets typisch wiederholte Geschichte orientalischer Despotieen. Die Einwirkung der mohammedanischen Eroberung auf die sozialen Verhältnisse des Landes, die kulturelle Schichtung, die Wirtschaftsgeschichte treten in den Hintergrund. Das sind die Fragen, auf die angesichts der Gegenwartsprobleme Indiens am ehesten eine Antwort verlangt wird. Auch die religiösen Verhältnisse der neuen Eroberer sind nur flüchtig behandelt; jedenfalls ist alles

darüber über die einzelnen Kapitel, die die oft reichlich monotone Geschichte der einzelnen Staaten erzählen, verstreut. Der einzige Abschnitt, der sich ausdrücklich mit kulturellen Verhältnissen befaßt, ist ein sehr instruktiver Aufsatz Sir John Marshalls, der die Einwirkung der mohammedanischen Eroberung auf die indische Kunst erörtert. Dem Band beigegebene, zum Teil wunderbare photographische Aufnahmen illustrieren in glücklicher Weise das von Marshall Ausgeführte.

Mit dem 5. Band wird das Bild wieder lebendiger. Dieser, der vorletzte Band der ganzen Veröffentlichung, behandelt die Geschichte Indiens von den Anfängen englischer Eroberung in Indien bis zur Übernahme der Verwaltung Indiens von der Ostindiengesellschaft auf die Krone im Jahr 1858. Er trägt den Titel British India 1497 to 1858 und bildet gleichzeitig den 4. Band der Cambridge History of the British Empire. Auch an seiner Herausgabe hat die School of Oriental Studies in London den Hauptanteil. Die Kolonisationsversuche anderer Nationen in Indien werden gebührend und zum Teil durch holländische und französische Gelehrte dargestellt. Alfred Martineau, der grade jetzt zusammen mit Gabriel Hanotaux in der Herausgabe einer monumentalen Geschichte der französischen Kolonisation begriffen ist, beschreibt den grandiosen Versuch einer französischen Reichsbildung in Indien durch Duplex und Bussy; er gab erst vor kurzem eine größere Darstellung des Experiments von Duplex (Duplex et l'Inde française / Paris, Champion & Cie.). Dieser Versuch hat um so größere Bedeutung, als erst von dem französischen Gegenversuch an die englische Herrschaft in Indien, die, wie die englische koloniale Herrschaft zumeist, im Einklang auch mit dem Charakter des englischen Staats sehr extensiv und wenig tiefgreifend war, sich bemühte etwas stärker in die indische Welt hineinzuwachsen. Der vorliegende Band der Cambridge History of India schildert im wesentlichen auch die Auseinandersetzungen und das Ringen um die Gestaltung der britischen Herrschaft in Indien, den Kampf zwischen der East India Company, die ursprünglich Trägerin britischer Macht und Kolonisation in Indien war, und den Ansprüchen des Staats. Ein aufmerksames Verfolgen dieser sehr verschlungenen Auseinandersetzungen vermittelt ein eindringliches Bild von der Struktur englischer Kolonialherrschaft. Der 5. Band der Cam-

bridge History of India ist eine Fundgrube von Aufschlüssen über den Aufbau des Britischen Imperiums und die britische Kolonialpolitik.

Ein Bild dieser Auseinandersetzungen vermittelt auch eine gedruckte Dissertation *Fritz Bachmanns*, die aus der Schule Felix Salomons hervorgegangen ist: Die Übernahme der Regierung und Verwaltung der ersten angloindischen Reichsprovinzen durch den Staat im Spiegel der Anschauungen führender Politiker der Zeit /Großhain, Georg Weigel/. Es dreht sich hierbei vor allem um die Indienbills zwischen 1766 und 1784. Eine Leistung hohen Ranges steuert zu dieser Frage *Sophia Weitzmann* bei: Warren Hastings and Philip Francis /Manchester, University Press/. Immer steht dabei das Problem im Vordergrund, das noch heute eine Schicksalsfrage Indiens ist, und das auf der letzten indischen Konferenz in London erst einer Lösung nahegeführt wurde: die Frage der Beziehungen des eingeborenen Indiens, des Indiens der "Staaten", und "Britisch Indiens". Die Strömungen überkreuzten sich in der damaligen Zeit in der verworrensten Art. Einsichtige Diener der Ostindiengesellschaft hatten angefangen in Indien eine territoriale Herrschaft aufzurichten. Versuche der Gesellschaft diese Herrschaft zugunsten des Staats zu entreißen bedeuteten in einem Fall das Bemühen noch stärker den Charakter einer reinen Handelsunternehmung in der indischen Kolonisation auszulöschen und echte Herrschaft in Indien zu begründen. Der Versuch schloß aber ebenso häufig (Francis vertritt diese Richtung, in der Akte von 1784 gewann sie weitgehend die Oberhand) die Tendenz eines "Abbruchs des Reichs", eine Richtungsnahme auf das Little England ein, wie sie die Geschichte des Britischen Reichs mehrmals kennt, ein Aufbäumen gegen die Übernahme wahrhafter Verantwortung. Man wollte die Souveränität über Indien in der Form übernehmen, daß die englische Krone an Stelle der (schon völlig ausgehöhlt) Souveränität des Großmoguls treten sollte; Damit wären, bei gleichzeitigem Abbau der Macht der East India Company in Britisch Indien, die Beziehungen Englands zu ganz Indien auf die Basis der Beziehungen Englands zu den Staaten gestellt worden; Die Souveränität Englands über Indien hätte dann der des Großmoguls über Indien und des deutschen Kaisers am Ende des alten Römischen Reichs über die Einzelstaaten geglichen; die

schicksalsschwere Spaltung Indiens in das "britische" und das "eingeborene" Indien wäre aber so vermieden worden. Es ist äußerst bezeichnend, daß, wie schon erwähnt, der Versuch einer echten Reichsbildung durch Frankreich mit den Anstoß zu einer Entwicklung mehr in der Richtung einer tiefern Herrschaft Englands in Indien gab.

Ägypten

Ähnliche Probleme stellen sich bei der Geschichte der ägyptisch-englischen Beziehungen dar. Hier liegt nunmehr eine deutsche Übersetzung eines lebendig geschriebenen, anregenden Buchs eines englischen Offiziers vor: *E. W. Polson Newman* Großbritanniens Kampf um Ägypten /Zürich, Orell Füssli/. Polson Newman kann aus unbekannten Akten und Tagebüchern sehr viel Neues mitteilen; die Darstellung gewinnt auch durch die persönliche Bekanntschaft des Verfassers mit den Hauptpersonen des Geschehens. Erschütternd ist ein Augenzeugenbericht der Einnahme Alexandrias nach der Beschießung durch die englische Flotte. Die Besetzung Ägyptens durch England im Jahr 1882 nimmt in dem Buch, das die Geschichte der englisch-ägyptischen Beziehungen von Ismael bis zu dem Vertragsentwurf Mahmud-Henderson 1929 gibt, mit Recht einen hervorragenden Platz ein. Das Jahr 1882 stellt in der Tat einen geschichtlichen Wendepunkt dar, dessen Tragweite und Bedeutung man sich sehr selten vergegenwärtigt. Wäre damals die von Gambetta vorbereitete Besitzergreifung Ägyptens durch Frankreich (wozu Frankreich nach der kulturellen Durchdringung Ägyptens alle Chancen hatte) gelungen, so wäre die afrikanische Politik Frankreichs mit ganz anderm Antrieb weitergelaufen und hätte wohl alle Kräfte Frankreichs absorbiert. Frankreich hätte wohl auch tiefere Wurzeln in dem Land lassen können. Gambetta wollte die Intervention in Ägypten als Stück eines Gesamtprogramms der Emanzipation der Völker des alten Osmanischen Reichs. Die französische Besetzung Ägyptens sollte in den Vorstellungen Gambettas ein Protektorat sein, das der Entwicklung einer jungen Nationalität helfend an der Seite stand. Wenn Newman gegen die englische Politik schwere Bedenken hat, so möchte er im wesentlichen das englische Eingreifen nach der Art Gambettas gestaltet sehen: Intervention zur Förderung der Nationalbewegung, nicht unter der Flagge der Legitimität des Sultans. So

fragwürdig die Achtung der Suzeränität des Sultans über Ägypten durch England war, eine kühnere Politik im Stil Gambettas und ein Tieferwachsen Englands hat sie doch verhindert. Der Bearbeiter dieser Rundschau hat die Problematik dieser Dinge in einem Aufsatz über England in Ägypten im 19. Band der Zeitschrift für Politik /Berlin, Carl Heymann/ ausführlicher dargelegt. England hat sich schließlich im ägyptischen Lebensraum außerhalb des eigentlichen Ägyptens verschanzt: im Sudan und am Suezkanal. Die Paradoxie dieser Situation, die die Geschichte der englisch-ägyptischen Beziehungen kennzeichnet: Herrschaft und Einfluß ohne eigentliche Verantwortung, Macht ohne Legitimität, ist in dem Buch *Charlotte Gaulis' Le nationalisme égyptien* /Paris, Berger-Levrault/, das die französische Enttäuschung vom Jahr 1882 widerspiegelt, deutlich herausgearbeitet: *campant au coeur même de l'Égypte sans s'y implanter profondément, organisme autonome mu par deux objets essentiels: le canal, le Soudan.*

Weiter holt P. G. Elgood für sein Buch *The Transit of Egypt* /London, Edward Arnold/ aus, dessen Hauptteil gleichfalls eine Darstellung der englisch-ägyptischen Beziehungen von Ismael bis zur Gegenwart enthält. Er beschreibt in instruktiven Darlegungen das Werden des ägyptischen Staats und der ägyptischen Gesellschaft. Der Standpunkt gleicht im ganzen dem Newmans; er kann wohl am besten mit aufgeklärtem Imperialismus umschrieben werden.

Reiche geschichtliche Aufklärung über die englische Politik zur Zeit, da der Kampf um Ägypten in sein letztes entscheidendes Stadium trat, über die Vorgänge, die zur Okkupation Ägyptens führten, und dann weiter über Atmosphäre und Politik Englands unter der Königin Victoria überhaupt, geben Königin Victorias Briefwechsel und Tagebuchblätter während der Jahre 1879 bis 1885, deren deutsche Ausgabe Richmond Lennox, der ehemalige, so früh verstorbene Bearbeiter der Rundschau Außenpolitik der Sozialistischen Monatshette, mustergültig besorgt hat /Berlin, Karl Siegmund/ und Sir Frederick Ponsonbys (der auch den Nachlaß der Kaiserin Friedrich herausgab) Buch *Sidelights on Queen Victoria* /London, Macmillan & Co./, die das Material der Briefe und Tagebuchblätter zuweilen in überaus wertvoller Weise ergänzen.

Das mit der ägyptischen Bewegung wachsende historische Interesse an Ägypt-

ten hat in der letzten Zeit zu einer ganz intensiven Durchforschung der ägyptischen Geschichte im 19. Jahrhundert überhaupt geführt. Napoléon war der erste, der die gewaltige Bedeutung Ägyptens klar erkannte: »Ägypten ist das wichtigste Land der Erde.« Mit Napoléon beginnt denn auch die Ägyptische Frage. Die Expedition Napoléons nach Ägypten und ihre weltpolitischen Hintergründe ist durch *Charles Roux*, einen der besten Kenner der ägyptischen Geschichte zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, eingehend und erschöpfend dargestellt worden: *L'Angleterre et l'expédition française en Égypte* /Kairo, Société Royale de Géographie d'Égypte/. Die Napoléonische Expedition intensivierte auch für England die Ägyptische Frage: Wie es sich nach der Besetzung Ägyptens im Jahr 1801, der ersten Okkupation Ägyptens durch England, mit dem ägyptischen Problem abringt, erhellt in eindringlichster Weise aus dem von G. Douin unter Beihilfe E. G. Fawtier-Jones verfaßten Buch *L'Angleterre et l'Égypte* /Kairo, Société Royale de Géographie d'Égypte/. Für England entsteht dabei frühzeitig schon das Problem: Sicherung des Suezkanals als einer unentbehrlichen Reichsstraße von Konstantinopel aus oder von Kairo aus?

Die Politik der Erhaltung des Osmanischen Reichs gab ja noch 1882 der Intervention in Ägypten, als sie doch erfolgte (Bismarck hat sie als der Gesamtlinie der englischen Politik entgegen empfunden), das Gesicht. Das Buch Douins ist im wesentlichen eine Aktensammlung, mit einer nur kurzen Einleitung. Als Quelle leistet es hervorragende Dienste. Die Jahre 1811 bis 1848 sahen den Versuch einer selbständigen ägyptischen Weltpolitik unter Mohammed Ali. In ihm hat Ägypten wohl seine machtvollste politische Figur gefunden. Er versuchte von Ägypten aus eine Großmacht des Nahen Orients zu begründen. Ägypten, Arabien, der Sudan, Kreta, Syrien, Palästina waren in das Spiel seiner Weltmachtpolitik einbezogen. Alle die Probleme, die heute der Vordere Orient aufwirft (die das vorzügliche Buch Hans Kohns Nationalismus und Imperialismus im Vorderen Orient /Frankfurt, Sozietätsverlag/ uns nahebringt), sind in der Politik Mohammed Alis andeutungsweise schon gestellt. Wie nur mehr heutzutage war zu seinen Tagen der Vordere Orient in Bewegung gebracht. 2 Bücher darüber liegen vor: *M. Sabry L'Empire Égyptien sous Mohamed Ali et la Question d'Orient* /Paris, Librairie Orienta-

liste Paul Geuthner/ und *Shafik Ghorbal* The beginnings of the Egyptian Question and the Rise of Mehemet Ali /London, George Routledge & Kegan Paul/. Die Tatsache, daß das eine Buch aus einer französischen Schule, das andere aus einer englischen entstammt, färbt natürlich auf Arbeitsweise und Darstellung ab. Shafik Ghorbal hält sich stärker an die inneren Probleme Ägyptens selbst und behandelt auch stärker die Anfänge Mohammed Alis. In dem Buch Sabrys ist eine gewaltige Arbeitsleistung verborgen: Die weltgeschichtlichen Zusammenhänge werden unter Benutzung der Akten von Kairo, London, Paris, Wien deutlich gemacht.

Gemeinverständliche Schriften

Peter Richard Rohden und Georg Ostrogorsky geben ein Sammelwerk heraus, in dem *historische Persönlichkeiten* gekennzeichnet werden: Menschen, die Geschichte machten /Wien, L. W. Seidel & Sohn/. Die 3 Bände unternehmen K. A. von Müllers und Erich Marcks Serie Meister der Politik neu. Doch ist gegenüber dem frühern Werk eine Erweiterung eingetreten: Auch Denker, religiöse Führer, die auf den Gang der Weltgeschichte Einfluß hatten, sind vertreten; man findet unter anderen Locke, Burke, Rousseau, Bentham, Marx, Luther, Jesaja, Plato, Hegel. Daß aus der Frühgeschichte des Christentums jegliche Persönlichkeit fehlt, fällt auf. Buddha hätte wohl auch nicht so ohne weiteres wegleiben dürfen. Sonst darf die Auswahl als äußerst gelungen betrachtet werden. Die Herausgeber haben es auch verstanden ausländische Mitarbeiter in großer Zahl heranzuziehen. Es fehlt der Raum auf die Beiträge im einzelnen einzugehen; die Darstellung ist überall knapp, gedrungen und in gutem Sinn gemeinverständlich. Die beigegebene Bibliographie ist zu kurz, um überall vor Willkür in der Auswahl zu schützen. Im ganzen kann man wohl sagen, daß ein historisches Lesebuch für weite Kreise geschaffen wurde. Einen weniger günstigen Eindruck macht eine Sammlung von Biographien, die der Autor, William Bolitho, Zwölf gegen das Schicksal: Die Geschichte des Abenteurers nennt /Potsdam, Müller & Kiepenheuer/. Mit angequälter Überlegenheit wird psychologische Deutung versucht, die Menschen werden danach abgeurteilt, ob sie dem Bohemebegriff des Abenteurers entsprechen. Napoléon I und Napoléon III stehen für Bolitho auf gleicher Ebene mit Lola Montez und Casanova.

Totenliste

Mitte Juni 1930 starb, in seinem 74. Lebensjahr, der Professor für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Breslau *Adolf Gottlob*, aus dessen Arbeiten Forschungen über Kreuzzugsteuern und Ablauf als Beiträge zur europäischen Kulturgeschichte eine Erwähnung verdienen.

In der 2. Hälfte des Juni starb in Kopenhagen *Kristian Erslev*, im Alter von 77 Jahren. Er war ein Schüler Rankes und hat von diesem die Methodik kritischer Geschichtsschreibung, die er vorwiegend an dänischer Geschichte anwandte. Mit dem Historischen Seminar übertrug er den Mechanismus des wissenschaftlichen "Betriebs" Deutschlands auf Dänemark.

Im August starb in Petersburg der bedeutende Orientforscher *Wassilij Barthold*. Sein Arbeitsgebiet, auf dem er ein unerschöpfliches Wissen besaß, war die Geschichte Zentralasiens und insbesondere des islamischen Rußlands. Er hat die geschichtliche Entwicklung Turkestans unter vollständiger Benutzung der persischen, türkischen, tatarischen Quellen bis ins einzelne erforscht. 1928 erschien sein Hauptwerk, die Geschichte Turkestans bis zur mongolischen Eroberung. Barthold hat die Geschichte aller islamischen Völker auf russischem Boden bis zur Gegenwart geschrieben. 1901 erschien sein Werk *Zur Geschichte des Christentums in Zentralasien* in deutscher Übersetzung /Tübingen, J. C. B. Mohr/. Die tatarische Geschichte unter den Nachfolgern Dschingis Chans fand in ihm den einzigen Bearbeiter. Durch ihn wurde auch die Frage der Übertragung des Kalifentitels auf die ottomanischen Herrscher beantwortet.

Der Leiter der Ägyptischen und Assyrischen Abteilung des Britischen Museums in London, *Harry Reginald Holland Hall*, der im Oktober in London im Alter von 57 Jahren starb (siehe die Rundschau Anthropogeographie, 1931 I Seite 88), ist im ganzen mehr Historiker als Archäologe gewesen. Als sein Hauptwerk ist hier seine *Ancient History of the Near East* zu nennen.

Im Oktober starb in London der Vorsitzende der Jewish Historical Society *Lucien Wolf*, im Alter von 73 Jahren. Er hat sich auf dem Gebiet der Geschichte Verdienste um die Erforschung des Judentums in England, besonders während der Englischen Revolution, erworben. Neben Arbeiten über Kryptojuden während der Revolution, die Niederlassung der Juden in den englischen Kolonien, Cromwells jüdische

Nachrichtenübermittler hat er die Mission Menasses ben Israel zur Wiedergewinnung der Juden in England eingehend erforscht und Menasses Flugschriften neu herausgegeben.

In München starb im Oktober *Bernhard Duhr*, der als Historiker durch seine Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge und Deutsche Auslandssehnsucht im 18. Jahrhundert hervortrat (siehe auch die Rundschau Religionswissenschaft, 1931 I Seite 183).

Durch den Tod des Dekans von Winchester *William Holden Hutton*, der im Oktober, 60 Jahre alt, starb, verlor England einen seiner bedeutenden Historiker. Natürlich stand bei ihm die Religions- und Kirchengeschichte im Vordergrund; sie verlor aber, dem Charakter des Anglikanismus gemäß, nie den Zusammenhang mit der politischen und sozialen Geschichte. Er schrieb die *History of the English Church from the Accession of Charles I to the Death of Queen Anne* und die Biographien führender Persönlichkeiten in der religiösen Geschichte Englands, darunter Thomas Becket, William Laud, John Wesley, John Bunyan. In der Profangeschichte gewann Hutton durch eine Geschichte Konstantinopels Ruf.

In Lemberg starb im November der polnische Historiker *Ludwig Finkel*, im Alter von 72 Jahren. Er hat eine Reihe von historischen Werken zur Geschichte Polens und Litauens veröffentlicht. Seine Polnische historische Bibliographie ist ein Standardwerk.

Im selben Monat starb der Privatdozent an der Universität Bonn *Max Braubach*, im Alter von 38 Jahren. Seine bedeutendsten Arbeiten betreffen kurkölnische Geschichte. Ferner schrieb er über die Bedeutung der Subsidien im Spanischen Erbfolgekrieg und die Großen Vier auf der Pariser Friedenskonferenz.

Ebenfalls im November starb in Paris der Leiter der Ecole des Chartes *Marcel Prou*, im Alter von 69 Jahren. Prou hatte tiefen Einfluß auf die Forschung über das mittelalterliche Frankreich.

In Nancy starb im Dezember der französische Historiker *Robert Parisot*, im Alter von 70 Jahren. Sein Lebenswerk war eine monumentale Geschichte Lothringens, wobei unter Lothringen das alte Herzogtum Lothringen verstanden war, so daß eine Geschichte ganz Ostfrankreichs daraus wurde. Der letzte Band dieser *Histoire de Lorraine* (Paris, Aug. Picard) erschien 1924. Teile des Werks sind in Nancy geschrieben, als dieses im Feuer des Weltkriegs lag.

Im Alter von 76 Jahren starb im Dezember der Schweizer Historiker *Adolf Baumgartner*, der an der Universität Basel den Lehrstuhl Jakob Burckhardts innehatte. Sein Forschungsgebiet war ältere Römische Geschichte und Antike Geschichte im allgemeinen.

In Berlin starb Ende Dezember *Eduard von Wertheimer*, 83 Jahre alt. Er war ein Schüler Rankes und hat insbesondere Österreichisch-Ungarische Geschichte gepflegt. Sein Buch über Julius Andrássy und seine Zeit ist wohl seine wesentlichste Leistung, wenn auch die historische Verlässlichkeit dieses Werks nicht ganz unangefochten ist; in jedem Fall ist es jedoch eine hervorragende Quelle für die Bismarckzeit. Das weitere Thema des Werks hat Wertheimer in einem jüngst veröffentlichten Buch Bismarck im politischen Kampf (Berlin, Reimar Hobbing) fortgesponnen. Wertheimers Erstlingswerk Geschichte Österreichs und Ungarns im 1. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ist eine außerordentlich solide Arbeitsleistung. Es folgten dann noch Werke über den Herzog von Reichstadt, Friedensschlüsse und Friedenskongresse im 19. und 20. Jahrhundert. Eine Biographie Kossuths ist noch nicht veröffentlicht worden.

Kurze Chronik Friedrich Meinecke ist Vorsitzender, Hermann Oncken 1., Erich Brandenburg 2.

Stellvertretender Vorsitzender der Historischen Reichskommission für die Dauer von 3 Jahren geworden. $\diamond$ Die **Sächsische Kommission für Geschichte** an der Sächsischen Akademie beabsichtigt die Akten und Briefe des Herzogs Georg von Sachsen, die Briefe Thomas Münzers, Akten zur Geschichte des Bauernkriegs in Mitteldeutschland, die politische Korrespondenz von Moritz von Sachsen herauszugeben. Den Auftrag an Paul Haake die Aufzeichnungen Augusts des Starken herauszugeben hat sie zurückgenommen; sie wollte auf die von Haake gewünschte Ausweitung der Publikation nicht eingehen. $\diamond$ Das **Collège de France** veranstaltet anlässlich seines 400jährigen Bestehens (siehe auch die Rundschau Philosophie, 1931 I Seite 581) eine Historische Ausstellung, die besonders an Erinnerungen an den Gründer Franz I und den Humanistenkreis, den er förderte, reich ist. $\diamond$ Die russischen Historiker Sergej Platonow und M. K. Ljubawskij sind aus der **Russischen Akademie der Wissenschaften** ("gegenrevolutionärer" Betätigung wegen, nach der Begründung der bolschewistischen

Autoritäten) ausgestoßen, und ein Strafverfahren ist gegen sie eröffnet worden. An der Zeitschrift für Osteuropäische Geschichte, die in dieser Rundschau (1931 I Seite 389) angezeigt wurde, hatten beide Historiker hervorragenden Anteil. ◇ In München wurde nach größeren Umbauten das *Historische Museum* neu eröffnet. Das Museum enthält eine Bilderchronik der Stadt München, die 20 000 graphische Blätter umfaßt. ◇ In den Räumen der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin wurde im Juni die schöne *Bibliothek Napoléons* gezeigt, die für Marie Louise zusammengestellt worden war. (Sie war natürlich nicht für Marie Louise persönlich bestimmt, die ihrer ganzen Art nach Napoléon fern stehen mußte, sondern nach seinen eignen Intentionen zu staatlich-repräsentativen Zwecken angelegt worden.) ◇ Der außerordentliche Professor an der Universität Leipzig *Friedrich Braun* erhielt dort das Ordinariat für Osteuropäische Geschichte. Braun war früher Professor in Petersburg. Sein wichtigstes Werk behandelt die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen /1922/. ◇ Das Ordinariat für Alte Geschichte an der Universität Jena erhielt *Fritz Schachermeyer*, der bisher Professor in Innsbruck war. Sein Hauptarbeitsgebiet ist Römische, insbesondere Etruskische Frühgeschichte. ◇ Das Ordinariat für Geschichte an der Technischen Hochschule in Stuttgart wurde dem Privatdozenten an der Universität Kiel *Helmut Göring* übertragen, der zugleich die Leitung der Weltkriegsbücherei auf Schloß Rosenstein bei Stuttgart übernimmt. ◇ Der Privatdozent für Geschichte an der Universität Heidelberg *Kurt von Raumer* wurde als Ordinarius für Neuere Geschichte an die Deutsche Universität in Prag berufen. Raumer hat vorzüglich über die Geschichte der Pfalz gearbeitet (siehe diese Rundschau, 1930 III Seite 1171). ◇ Der Leiter des Staatsarchivs in Bologna *Hermann Loevinson* wurde jetzt Mitglied des Istituto per la Storia dell'Università di Bologna, Vizepräsident der Heroldskommission für die Provinzen der Romagna sowie Komtur des Ordens der Krone Italiens. Er stammt aus Berlin, war ein Schüler Theodor Mommsens und Harry Breßlaus.

Literatur

Eine sehr schöne Würdigung *James Bryces* als Historiker enthält die Sammlung der Abhandlungen *Ernest Barkers Church, State and Study*, die bei Methuen & Co. in London herauskommt.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Kriegsbücher Der Roman des Amerikaners *Ernest Hemingway* *In einem andern Land* /Berlin, Ernst Rowohlt/ ist auch ein Kriegsbuch, aber er basiert nicht auf einer ins Allgemeine zielenden Weltanschauung, er ist vielmehr ganz und gar an das Individuelle geheftet. Hemingway erzählt von sentimentalen Zärtlichkeitsdingen, von dem Eingreifen der Kriegereignisse in das Privatleben eines jungen Offiziers und einer jungen Krankenpflegerin. Sie sind beide angelsächsischen Geblüts, und man erstaunt beinahe darüber. Es ist aber so, daß Engländer und Amerikaner durch den Krieg moralisch beträchtlich aufgelockert wurden. Sie entdeckten, wie die Ironiker feststellten, ihren Sexus, und sie erfanden sogar jene schlampige Erotik, die man sex appeal liebenswürdig und spitzig Vampirismus tauft. Im Englischen heißt dieses Buch, das Annemarie Horschitz verdeutschte, *A Farewell to Arms*. Man merkt aus dem viel packenderen englischen Titel, daß Hemingway zum Skeptiker wurde. Er will eben ganz banal die Folgen dieser krampfhaften Kriegsleidenschaften zeigen. Selbst dann, wenn die jungen Paare im Etappenlazarett oder gar in der krampfhaft fröhlichen Freiheit zusammenkrochen, überwandern sie nicht die Seelenstörung, die in ihr ganzes Wesen einfiel. So gibt der amerikanische Tommy, der lustig und sportmäßig in den Krieg zog, plötzlich all den Patriotismus auf, um als Anhängsel einer jungen Frauenseele weiterzuleben. Und tragisch endet es. Die junge Frau stirbt bei der Geburt ihres Kindes. Das Buch endet mit dem kleinen Satz: »Es war, als wenn man einer Statue Lebewohl sagt.« Diese Statue, ein Sinnbild und auch ein Götzenbild der Kriegssklaverei, soll entlarvt werden. Die Männer, denen das Schicksal oder auch die innere Loslösung vom Kriegsheldentum wieder ein Privatleben gestattete, wurden nicht von mancher Traurigkeit verschont, aber am Ende geht es ihnen, da sie nicht zu sterben brauchten, ganz leidlich. Viel schlimmer werden die jungen Mädchen zerrieben, die sich in das Soldatenleben einmischten. Sie erleben gar nicht mehr, daß die Zustände wieder geordnet werden, und daß die Hoffnung auf eine gesicherte Außen- und Innenexistenz wiederkehrt. Hemingway hält zu diesen schwächeren und darum unschuldigeren Opfern.

Aus sehr viel heißerm Herzen schrieb *Adrienne Thomas* ihren lothringischen Kriegsroman *Die Katrin wird Soldat* /Berlin, Propyläenverlag/. Die Schwester der Verfasserin oder die Verfasserin selbst erzählt von dem kleinen, schließlich mörderisch zerstörenden Dasein einer freiwilligen Kriegsdiakonissin. *Adrienne Thomas* schreibt, sicher von vielen eignen Erlebnissen inspiriert, das Tagebuch dieser jungen Diakonissin, die dafür büßen muß, daß sie sich mit allen Fasern den Kranken aufopferte. Das Tagebuch ist anspruchslos geschrieben. Ein bürgerliches Mädchen berichtet, was sie Gutes tat, bis sie zusammenbrach. Ein wenig ist die Rede von der Frage Elsaß-Lothringen, aber alles, was ins Politische geht, wird eben nur angerührt. Um so stärker ist das Einfach-Menschliche, das auch in dieser Angelegenheit der nationalen Selbstbestimmung zutage tritt. Es ist im ganzen ein Buch, das jeden berührt, und es ist kein Zufall (und erst recht nicht unverdient), daß es bei fühlenden Menschen so großen und tiefen Widerhall fand.

Ein wichtiges Dokument der Anklage schrieb *Peter Riß*; er nannte es *Die große Zeit: Stahlbad Anno 17* /Hamburg, Fackelreiterverlag/. Dieser Kriegsroman, der offenbar nach aller Realität der Erfahrung und des innern Erlebens entstand, beginnt schon in der Berliner Heimat auf dem Exerzierplatz, wo der Feldwebel die jungen Rekruten drillt, damit sie sich gefügig in das Blutvergießen an der Front eingliedern lassen. Der Feldwebel ist einer von den alten Soldatenschindern, der nicht begreifen kann, daß er junge, vom Gefühl der Familie durchpulste Menschen unter der Fuchtel hält. Noch ehe der Jahrgang, der 1917 zur Aufopferung bestimmt wurde, die Schrecken des Sperrfeuers kennen lernte, wird er zermürbt. Denn die Strapazen und Quälereien auf dem heimatlichen Exerzierplatz geben den Vorgeschmack einer Hölle. Kein Wunder, daß die Soldaten, trotz ihrem innern Heldenwillen, unwillig und verbittert die Eisenbahn besteigen, um sich zur Front rädern zu lassen. Und dann die große Marter, die nicht aufhört, das Fallen von Kameraden, das Begraben, die Todesfurcht, die durchaus natürlich und nicht etwa eine Feigheit ist. Aber auch draußen hört das Drillen noch nicht auf. Der Soldat soll eine Maschine sein und kein Mensch. Die Tendenz ist deutlich, sie wird mit außerordentlicher Leidenschaft betont. Es ist die Tendenz, die der Fackelreiter-

verlag auch in seinen anderen, gefühlsmäßig starken und dokumentarisch wichtigen Publikationen dem Gewissen der Öffentlichkeit nahe zu bringen sucht. Man muß daher auf seine Wirksamkeit aufmerksam machen.

Nachkriegs-
bücher

In dem Roman *Gabriel Chevalliers La peur* /Paris, Librairie Stock/ kommt der

Moment, in dem die Frontsoldaten aus ihren höllischen Unterständen heraussteigen. Und wie sie dann wieder die erste Siedlung der Zivilisation erreichen, wie sie von Menschen umgeben sind, die vom Tod nur das Gerücht erfuhren und nicht die grauenhafte Wirklichkeit, da fragt ein Kamerad den andern: »Glaubst du nicht, daß es Hallunken waren, die uns das Gehirn mit dem Haß gegen die anderen Völker vollstopften?« Franzosen sprechen so, die 4 Jahre lang nichts anderes taten als ihrem deutschen Gegenüber nach dem Leben zu trachten und es zu vernichten mit Kanonaden, Maschinengewehren, Giftgas und allen wundervollen Maschinen des Mordens. Auch in diesem französischen Kriegsbuch herrscht die tragische Monotonie. Aber es hat seinen besondern und ganz mutigen Ton. Und aus diesem Ton soll immer herausgelesen werden: Im Krieg sind selbst die Helden von der Angst geplagt, von den wilden Krämpfen des Entsetzens. Es ist nicht einmal die Angst, daß einem selber ein Unheil zustoßen könnte, es ist noch mehr die Scheu ein Mörderhandwerk zu üben, das ihnen wider jede Neigung und Moral geht. Grade heute, da die wirklichen Schrecken des Krieges literarisch schon verwischt werden sollen, ist diese sittliche Haltung des französischen Kriegsschriftstellers von außerordentlicher Bedeutung. Erinnert sei daran, daß die Kriegsromantik zuerst in Frankreich begraben wurde. Einer der hervorragendsten französischen Seelenärzte, Maurice de Fleury, während des Krieges Leiter der Psychiatrischen Abteilung im Spital Val de Grâce, widmete dieser »angoisse humaine« eine Monographie, die in Paris in den Editions Françaises erschien, und sein Hauptinteresse galt eben der Kriegsangst, die im Urteil des französischen Arztes und Seelenkundigen die Hauptangst ist. Keinen Moment wird daran gezweifelt, daß die Tugenden der Vaterlandsliebe bei jedem Franzosen vorhanden sind. Doch keine Tugend ist so stark, daß sie nicht eines Tages in Schwäche und Erschlaffung versinkt. Und dann kommen die schwie-

rigen Fälle, die nur der Arzt entscheiden kann. Ein Mann, ein Offizier, leistet monatelang Übermenschliches, und plötzlich wird er ein Feigling oder desertiert. Das Kriegsgericht will nach ihm schnappen. Der Arzt opponiert und sagt: Ihr wollt doch, ihr Herren vom Generalstab, die körperlich Verwundeten mit eurer Humanität auskurieren; warum nicht auch die seelisch Verletzten? Es ist nicht wahr, daß ihr das Recht habt diese Kranken als Schutte an die Wand zu stellen. Im Gegenteil, ihr seid verpflichtet sie zu heilen, damit sie wiederum in ruhigerer Zeit der menschlichen Gesellschaft dienen können. Und Jean Norton Cru, der gewissenhafte Kritiker aller belletristischen Kriegsgeschichte, von dessen sehr wichtigem Werk *Témoins* in dieser Rundschau (1930 I Seite 401 und folgende) bereits gesprochen wurde, bemühte sich nachzuweisen, daß kaum ein Schriftsteller, und mochte er auch der anständigste Charakter und der zuverlässigste Beobachter sein, jemals imstande war die horrende Wirklichkeit, die ganz kühle Echtheit, die niederträchtige Brutalität des Kriegs und seiner Chefs zu beschreiben. Von solchen gründlichen und psychologisch nicht zu täuschenden Aufklärern ist auch Chevallier inspiriert. Er weiß, daß in seinem eignen Land noch nicht so viel Hellsichtigkeit regiert, daß alle Welt die Kriegsepoche, die niemals wiederkehren soll, unter solchen Gesichtspunkten beurteilt. Der Belletrist will verschwinden hinter seinem Thema, und mehr als das Literarische soll das Menschliche leuchten. Zum Glück ist auch *Erich Maria Remarque* dieser kleinen, doch täglich wachsenden und noblen Familie der Wahrheitssager zuzurechnen. Die Millionen, die sein Buch *Im Westen nichts Neues* (siehe darüber diese Rundschau, 1929 I Seite 455 und folgende) lasen, schlagen sein neues Buch *Der Weg zurück* /Berlin, Propyläenverlag/ in dem Vertrauen auf, daß diesmal kein verwöhnter Schönschreiber und Lügner die Fortsetzung der Kriegsergebnisse, nämlich die Rückwanderung und Wiedereinbürgerung der deutschen Soldaten, erzählen wird. »Frontkameraden, der Heimat wiedergegeben, suchen den neuen Weg ins Leben«, das ist das Thema des Buchs. Obwohl widerwärtig angefeindet von den Verfälschern des wahren Heldentums, ließ Remarque sich nicht beirren. Er hatte eine moralische Position zu retten. Es ist zu merken, daß er sich die Schlichtheit der Gesinnung, den ge-

sunden Blick und die Aufrichtigkeit bewahrte. Sein neues Buch ist ganz einfach geschrieben. Konnte man bei dem ersten Roman fürchten, daß ein Literat mit stilistisch glücklich gefundenen Worten nur unerwarteten Erfolg gefunden hätte, so darf man jetzt rückschauend sagen: Dieser Erfolg war berechtigt. Der Weg zurück bestätigt den Weg Remarques nach vorn. Die paar Kameraden, die sich wieder ins Bürgertum einreihen sollen, und die nun scheitern oder hinausgeschneit werden, die schäbig mit dem Schiebertum zusammenkriechen oder sich auch bescheiden mit den eben greifbaren Alltagsdingen, sind sehr glücklich gesehen. Grade die Natürlichkeit der Darstellung, das Ungelogene und Unverschleierte, dieser Reporterstil, der gelegentlich doch ins Dichterische und wertvoll Philosophische hineinfindet, all dieses nicht erlernbare sondern nur aus der ernsthaften Charakterfestigkeit stammende Beharren in Klarheit und Ehrlichkeit gibt dem Buch seinen bleibenden Wert. Es fehlen auch nicht Momente reiner lyrischer Schönheit und Momente der ergreifenden Pathetik. Remarque hat nicht enttäuscht. Artistischer, wenn man will, mit weniger gesundem Menschenverstand geschrieben, ist *Ernst Glaesers* Nachkriegsroman *Frieden* /Berlin, Gustav Kiepenheuer/. Der Chronist des Jahrgangs 1902 ist nicht so einsam und bedacht auf die peinliche Enthaltensamkeit von allen Literatenmucken wie Remarque. Er meint es sehr edel, doch schon jagt er dem Fittoresken nach. Er blieb nicht von einer gewissen Kinofreundlichkeit unberührt, und er suchte die ersten Revolutionsbilder so sensationell heraus wie ein Regisseur für das Lichtbildtheater. Die Geschehnisse sind fast die gleichen wie im Remarqueschen Buch. Man stimmt allem zu, man wird von der Melancholie bewegt, in die Glaeser alles hineintaucht. Der Pessimismus Glaesers wirkt aber nicht so tief und aufrüttelnd wie die Remarquesche Schwermut. Immerhin erhält sich der Eindruck, daß ein Repräsentant der voll mitlebenden Jugend das Recht erwarb noch einmal das Gewissen aller zu schärfen, die Feinde des Kriegsgreuels in alle Ewigkeit sein sollten. Die Toten des Kriegs sind begraben, und die 12 Millionen Jünglinge, denen die feierliche Erinnerung gilt, füllen eine gewaltige Welttrauerchronik aus. Die Überlebenden müssen mit dieser Vergangenheit fertig werden, aus der die unsichere Gegenwart und die ungewisse Zukunft kamen.



Auch der junge tschechoslowakische und deutschschreibende Dichter *Franz Carl Weiskopf* behandelt das nämliche Thema. Er schreibt *Das Slawenlied* /Berlin, Gustav Kiepenheuer/. Die nämliche Jugend, die Remarque und Glaeser schildern, sie wurde von der Schulbank gerissen, um einige Jahre im Sperrfeuer und in den Unterstandshöhlen des Stellungskriegs zu hausen. Als sie zurückkehrt, ist die Jugend innerlich durchwühlt, aber noch nicht reif, wirklich noch nicht reif. Die Schulmeister in den Regierungssätern, auf den Universitäten, in den Gymnasien und Seminaren meinen, daß diese Charakter-unreife oder vielmehr diese einseitig durch den Krieg hervorgebrachte Überreife noch einmal von den berufsmäßigen Jugendlehrern reguliert werden muß. Die Notwendigkeit dieser Friedenserziehung nach dem Krieg, geübt an den jungen Leuten, läßt sich nicht einmal leugnen. Aber vergessen wird meist, daß der Unabhängigkeitsdrang der Zurückkehrenden unbändig ist. Sie waren zu lang an den Tod gekettet, als daß sie daran glauben möchten, ein anderer als sie selbst dürfte über ihr Leben entscheiden. Aus solchem Zwiespalt zwischen dem Willen des Staats und dem Willen des einzelnen verdichtet sich die moralische Atmosphäre aller dieser Bücher. Es ist in dem Weiskopfschen Roman noch eine besondere Atmosphäre. Diese jungen Tschechoslowaken gehörten einst zu einer sehr komplizierten Staatsgemeinschaft, zu der Habsburgischen Monarchie, in der sich die Nationen bunt mischten. Und nun sollen und wollen die jungen Leute ganz von sich aus entscheiden, wohin sie zu gehen haben. Die Variation über das Slawenlied klingt dann schließlich ins Russische aus. Ganz abrupt erschallt dieser Klang. Diese seelische Labilität gibt dem Buch seinen Reiz.

Roman

So macht man Dollars heißt *Upton Sinclairs* neuer Roman in der deutschen Ausgabe /Berlin, Malikverlag/. Im Englischen heißt er *Mountain City*. Er wurde von Paul Baudisch übersetzt. Die Übersetzer gewöhnen es sich an, oder der Verleger, der für solche schlechte Gewohnheit ein Sündengeld bezahlt, erzwingt es, daß die ehrlichen Titel der fremdländischen Romane sensationell verdeutscht werden. Sinclair ist ein viel zu ehrlicher, systematischer und gründlicher Problematiker des sozialen Romans, als daß er solche Vergröberung

brauchte. In Amerika gehört er zu den Gehäßten, zu den Repräsentanten jener geistigen Elite, die nun auch schon in den Vereinigten Staaten ihre stattliche Anhängerschaft fand. Sein Roman *Mountain City* liefert das ehrlichste Bild vom Strebertum der Geldmacher, die von ganz unten kommen, aus bauerlichen Verhältnissen, und die deshalb in das marode Schiebertum sehr tüchtige Brutalität und auch kräftige Knochen mitbringen. Sinclair erzählt breit, tüchtig, stets Herr der Menschen, die er beschreiben möchte, ohne stilistisches Raffinement und doch mit offenem Auge, das auch das wohlbekannte Detail von neuem belebt. Das ist schließlich das große Talent eines Erzählers, der nicht nur die ehrliche Gesinnung besitzt sondern auch die epischen Gaben, die ihm angewachsen sind, und deren Fehlen andere durch stilistische Kunststücke verbrämen müssen.

Von dem schwedischen Dichter *Sigfrid Siwertz* erschienen in den Jahren vor dem Krieg in den Sozialistischen Monatsheften mehrere kleine eindruckstarke Novellen. In der Nachkriegszeit wurden dann auch seine Romane, von Alfons Fedor Cohn übersetzt, durch den Lübecker Quitzowverlag in Deutschland eingebürgert. Siwertz ist ein sehr gradgewachsener, nicht verschnörkelter und im sozialen Problem emsig nachdenkender und natürlich fühlender Epiker. Seine beiden Bücher *Das große Warenhaus* und *Zurück aus Babylon* beschäftigen sich mit Gesellschaftsproblemen. Die subalternen Instinkte des Menschen werden nicht beschönigt, doch schließlich wird das große Mitgefühl mit allem Geschehen wachgerufen. In jedem dieser Bücher gibt es merkwürdig bewegende Kapitel. Dieser Schwede sollte in Deutschland viel mehr bekannt werden.

Der Ostpreuße *Alfred Brust*, der im Dramatischen noch mystisch geplagte Dichter, der grübelnde Kopf, das glühende Herz, das den großartigen Roman *Die verlorene Erde* schrieb, ein in dieser Rundschau (1927 II Seite 861) schon besprochenes, genialisches Epos, geht seinen Weg weiter. Seinem Roman *Festliche Ehe* /Berlin, Horenverlag/ kann auch kein Nörgler mehr Absonderlichkeiten nachsagen. Er geht nicht, wie in der Verlorenen Erde, auf das Letzte und die Rätsel der menschlichen Dinge, die über die Person hinauswachsen. Alles Wesen, fröhliches und trauriges, wurzelt bei Brust fest in der harten und doch fruchtbaren Erde des ostpreußischen Landes. Besonders schön gelingt es dem

Dichter dieses Zusammenströmen des Erdenatems und Menschenatems nachzufühlen und nachzuformen. Das Individuelle, das sich ganz tief in die Seele eingräbt, enthüllt sich ihm. Aber es bleibt auch das Geheimnis, das um das Individuum ist. Alfred Brusts Heimat ist eben jene Provinz, der mehr als ein Jahrhundert früher E. Th. A. Hoffmann entstammte, der weit über die deutschen Grenzen hinaus und gerade auch im europäischen Zentrum, in Paris, zu wirken vermochte. Das gleiche Schicksal könnte (und sollte) Brust beschieden sein.

Erzähler

Der Holländer *A. M. de Jong*, ein ins Weite gehender Heimatdichter von pädago-

gischer Innigkeit, erzählt in seinem vom Bücherkreis in Berlin deutsch herausgegebenen Buch *Mereyntyje Geysens Kindheit*. Einfältige Kinder werden geschildert, Menschen mit schweren Körpern und schwerfälligem Geist, die zunächst etwas stumpf erscheinen und dann von liebevollen Lehrern aufgeweckt werden, so daß sie kräftig und mutig den Weg ins größere Leben antreten können.

Nachdem *Jean Richard Bloch* seine französischen Mitbürger so fleißig behorcht und wie ein Genealoge der letzten 3 Menschengenerationen vom Aufstieg und Abrutsch einer industriellen Familie erzählt hatte, siedelt er seine Phantasie in der Exotik an (Kurdische Nacht, deutsch von Paul Amann /Zürich, Rotapfelverlag/). Was lockt ihn? Das Primitive, die Brunst, das Barbarische der Menschenschindung, der Aberglaube, der die Wüstensöhne zum Morden und Rauben treibt, damit sie ihre Heldensehnsucht befriedigen. Blochs Abenteuerroman ist aus einzelnen Novellen zusammengesetzt. Alles kommt auf die Verteilung der exotischen Worte, auf die Zuspitzung des Balladesken, auf die üppige Illustrierung des Ethnischen an.

Die Italienerin, die unter dem Namen *Mura* schreibt, mischt ein wenig Sexualität mit guter Laune, Zärtlichkeit und jener weiblichen Leichtigkeit, die für Unterhaltung suchende Leser nicht unbehaglich ist. Der Edenverlag in Berlin hilft ihr zur deutschen Popularität, indem er ihre Bücher, den »Pubertätsroman« *Piccola* und *Die Liebesfee* durch Robert von Voß übersetzen ließ, und er fördert damit eine hübsche Kolportage. Nur soll man solche Werkchen nicht mit Superlativen der ersten Literaturkritik bedenken. Denn es geschieht, daß schreibende Frauen von hinreißender Anmut dadurch benachteiligt werden.

Der Charme, die spielerische Humanität, die große Menschenkenntnis und Welt Erfahrung und seelische Zärtlichkeit, die der niedlichen *Mura* nachgerühmt werden, finden sich wirklich bei der *Colette*. Selbst da, wo sie nur kleine Plaudereien erzählt, selbst in dem Skizzenbuch *Komödianten* /Wien, Paul Zsolnay/, zeigt sich ihre Kunst der süßen Tollheit glänzend. Artistenvolk, Statistinnen der Revuetheater, verrückte Tanzstars, verbitterte Regisseure, verschmutzte Managers und ähnliches fahrende Volk gehört zu ihrer Freundschaft. Sie fängt an von allen diesen scheinbar so leichtsinnigen Leuten zu erzählen, und es entstehen ganz unvermerkt tiefsinnige Menschen- und Tiergeschichten.

In dieser graziösen Laune und Erzählerlust wollte sich einmal *Charles Vildrac*, der sonst so gründliche und ernsthafte Romanschriftsteller, üben. Er schrieb für große und für kleine Kinder den Roman *Das Inselparadies*, den *Edy-Le-grand* mit 92 Illustrationen schmückte, und *Lena Lichtenstein* ins Deutsche übertrug /Weimar, Erich Lichtenstein/. Ein Traumbuch? Ein Wirklichkeitsbuch? Beides. Denn es weht aus dem Alltäglichen ein Wind der Sehnsucht in das Märchenhafte und Phantastische hinein. Und gemeldet und behauptet wird, daß die Kinder der Armen auch manchmal den Weg zum Paradies finden, weil die guten Kinderfreunde nicht aussterben. Ein Buch, das den Leser entzücken muß, wenn er wirklich liest. Nichts ist darin gemacht, und gar nichts ist hier auf Kinder und "Kindlichkeit" berechnet. Grade darum werden richtige Kinder dieses Buch leidenschaftlich verschlingen.

Selbstdarstellung

Wenn *Selma Lagerlöf* aus ihrer eignen Kinderzeit erzählt (Aus meinen Kindertagen /München, Albert Langen/), verschmäht sie den landläufigen Bericht. Sie ist zu sehr zeichnende, auf eine Pointe zu steuernde Gestalterin der kleinen Lebensdinge, als daß sie sich darauf einlassen könnte im breiten Strom der moralischen Abwägung ihre Jugendzeit zu betrachten. Die Gestalten, an die sie sich erinnert, sind stets Repräsentanten irgendeiner Schnurre, irgendeines seltsamen Schicksals. Ihr sind Spitzenhöschen oder das Schneeglitzern eines Frosttags oder eine Kaffeegesellschaft oder das Näseln eines Sonntagspredigers viel wichtiger als ernsthafte weltanschauliche Auseinandersetzungen. Trotzdem sind alle Dinge, die sie berichtet, aufschlußreich. In dem Realistischen ist die Seele *Selma Lager-*

löfs kristallisiert, und es leuchtet aus mannigfachen Facetten ihr Denken und Fühlen hervor. Sie ist Humoristin; natürlich nicht von jener Fadheit, die selbstgefällig lächerliche Schwächen am Nebenmenschen herauspickt. Ihr Humor ist liebevoll und mutig.

Zu solcher milden und gewinnenden Auffassung hat sich der junge deutsche Erzähler *Heinz Kükelhaus* noch nicht durchgerungen. Sein selbstbiographisches Buch *Erdenbruder auf Zickzackfahrt* /Jena, Eugen Diederichs/ ist eine unendlich traurige Lebensgeschichte. Im Ichton ist alles erzählt, und verdienen die Herausgeber Glauben, so ist auch keine Zeile erfunden oder erlogen. Als Kunstwerk und nicht als interessantes Kulturdokument ist dieses Buch trotzdem zu werten: wegen der plastischen Sprache, wegen der nicht echohaften Bildhaftigkeit, wegen der festgeschlossenen Gestaltung. Es werden auch lauter kurze Novellen erzählt. Der Verfasser entsprang nach dem Krieg der bürgerlichen Erziehungsanstalt, in die wohlhabende Eltern ihn steckten. Er war ein Bärenjunge, kräftig, verschlagen, mutig, aber nicht ausdauernd in der Behaglichkeit. So schlägt er sich mit tausend Gefahren und Feinden herum. Er durchwandert die französischen und italienischen und spanischen Gefängnisse und Nachtsyle und Spitäler. Was er vorbringt, verrät Aufrichtigkeit und Hang ohne Scheu zu dichten und der Mitwelt zu zeigen, wie schwer die Jugend heute zu ihrem Charakter findet. Dieses Dichtwerk besitzt deswegen auch hohen pädagogischen Wert.

Der trunkene Dichter *Joachim Ringelnatz*, der Lyriker von dekadenter Großartigkeit und großartiger Dekadenz, der vom Tingeltangel immer wieder ausgeht und doch zu der großen Dichtung möchte, schreibt auch seine Jugenderinnerungen auf: *Mein Leben bis zum Krieg* /Berlin, Ernst Rowohlt/. Galgenhumor und Suff, aber auch eine unverwüstliche Laune das Leben mit persönlicher Genußsucht zu durchdringen. Auch hier ist jedes Kapitel eine selbstbiographische Novелlette. Armut, die niemals aufhört, Schulden am laufenden Band, und wenn man ganz unten ist und Bankrott gemacht hat, dann kommt immer wieder ein Mädel, das ein gutes Herz und eine gute Küche hat. Sinn für Landschaft, ob es der Urwald auf einem baltischen Gut oder auch nur die Umgebung von München ist. Ringelnatz plaudert entzückend, und die Hitze, zu der er sich alkoholisch entzündet, bewahrt ihn davor durch täpische Banalitäten zu tänzeln.

Neuausgaben Trotz den schwierigen Zeiten beginnt der Verlag Philipp Reclam in Leipzig ein

Unternehmen außerordentlichen Umfangs und ungewöhnlicher Bedeutung. Unter dem Generaltitel *Deutsche Literatur* soll eine Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler vereinigt werden. An diesem literaturwissenschaftlichen Unternehmen sind die bedeutendsten Hochschullehrer und Forscher Deutschlands beteiligt. Nicht weniger als 250 Bände sollen herauskommen, eben alle Dokumente der Literatur auf jedem Gebiet: auf dem der Dichtung, auf dem der Philosophie, auf dem der Flugschrift. Kurz alles, was Elaborat des antiken und modernen Schriftstellers gewesen ist, soll hier wieder erscheinen. Ein mächtiger Plan auf lange Jahressicht. Schon liegen einige Arbeiten vor, die den Einblick in die Gestaltung des Ganzen gestatten: 2 Bände Reformationsliteratur. Der Herausgeber Arnold Berger gibt dem Ganzen den Titel *Grundzüge evangelischer Lebensforschung*. Hauptsächlich Luther wird neu gedruckt. Die Philologenarbeit ist natürlich tadellos. Die Einleitungen sind schon etwas überlastet durch eine Gelehrsamkeit, die sich eher an den Fachmann als an den Genießenden wendet. Doch gehört es vielleicht zu solchen Sammelunternehmungen, daß nichts ausgelassen werden darf an Gründlichkeit und enzyklopädischer Vollständigkeit. Der einzige Einwand, der zu machen wäre, ist, daß die Lehrer der deutschen Literatur auf unseren Universitäten nicht immer Meister im Gebrauch der deutschen Sprache sind. Die Einleitungen solcher Werke kommen allzu häufig derart zustande, daß Vorlesungen noch einmal abgedruckt werden. Das gesprochene Wort ist aber meistens viel zu weitläufig. Es ließe sich da verdichten, es ließe sich da auch die Schönheit der Sprache viel sorgfältiger bedenken, ohne daß die Gelehrsamkeit zu Schaden käme.

Totenliste Am 12. Februar starb in Berlin, an den Folgen eines Unfalls, *Brunold Springer*, in seinem 58. Lebensjahr. Er war im bürgerlichen Leben Rechtsanwalt und Notar. Seine eigentlichen Interessen lagen auf anderen Gebieten. Er veröffentlichte biologische Studien, die eben in Fachkreisen Anerkennung zu finden begannen. Vorher war er bereits als Lyriker bekannt geworden. Seiner frühesten Lyriksammlung *Sein und Sehnsucht*, die 1905 unter dem Pseudonym Hermann Brunold erschien, folgten nach längerer

Pause 1924 bis 1926 die Bände *Spuren des Lebens*, *Landschaften*, *Frauen*, *Schwarze Liebe*, *König Davids letzte Liebe*. Sie zeichnen sich durch Naturverbundenheit, Klangschönheit und Lebensliebe aus (siehe auch diese Rundschau, 1924 Seite 727). Von besonderem psychologischen Reiz ist seine Arbeit über das Verhältnis Goethes zu seiner Schwester Cornelia /1926/; dieses ist nach Springer der »Schlüssel zu Goethes Liebesleben«, und in der Tat werden hier Motive enthüllt, die bisher kein Forscher erkannt hat. Im Nachlaß befinden sich noch einige ungedruckte lyrische Sammlungen, unter anderm ein leidenschaftlicher Protest gegen den Krieg. Es war eine schaffensfrohe Persönlichkeit, die dem deutschen Geistesleben entrissen wurde, ehe sie sich ganz vollendet hatte.

Am 2. März starb, im Alter von 75 Jahren, *Georg Schaumburg* in München, wo er auch den größten Teil seines Lebens zugebracht hat. Er gründete um die Jahrhundertwende zusammen mit Michael Georg Conrad, Otto Julius Bierbaum, Oskar Panizza die Gesellschaft für Modernes Leben, später die Münchener Gesellschaft für Theatergeschichte. Sein Gedichtband *Dies irae* wurde seinerzeit verboten.

Am 25. März starb *Lothar Schmidt* in Berlin, im Alter von 67 Jahren. Vor etwa 30 Jahren hatte er in Berlin mit einer Komödie *Der Leibalte* debütiert, die viel gespielt wurde; zahlreiche andere Bühnenwerke folgten. Doch sein Versuch um eine Renaissance der Berliner Komödie hatte nur noch einmal Erfolg in dem Lustspiel *Nur ein Traum*, das später von Lubitsch unter dem Titel *Ehe im Kreis* verfilmt wurde.

Am 27. März erlag *Arnold Bennett* in London einer langen schweren Krankheit, im Alter von 63 Jahren. Seine eigentliche literarische Bedeutung erlangte er durch eine viel gelesene Romanserie, in der er Leben und Charaktere des industriellen Kleinbürgertums Englands anschaulich schilderte. Er versuchte sich auch als Dramatiker, nicht ohne Erfolg, aber ohne Bernard Shaw, sein Vorbild, zu erreichen.

Am 8. April starb in Stockholm *Erich Axel Karlfeldt*, im Alter von 67 Jahren. Schweden verlor seinen bedeutendsten zeitgenössischen Lyriker. Er war der Sohn eines Bauern in Dalekarlien. In seiner Lyrik tritt eine eigenartige Naturverbundenheit zutage. Es seien seine Lyriksammlungen *Wildnis* und *Liebesslieder* /1895/, *Flora und Pomona* /1906/,

Flora und Bellona /1918/ genannt. Sein letzter, vor 3 Jahren veröffentlichter Gedichtband *Herbst* war in Schweden in wenigen Tagen vergriffen. 1919 beschloß die Schwedische Akademie ihm den Nobelpreis für Literatur zu verleihen; da er aber selber Sekretär der Nobelkommission war, lehnte er ihn ab. Am 8. April starb der Heimatdichter der Magdeburger Börde *Waldemar Uhde*, im Alter von 56 Jahren. Er war ein Meister des niedersächsischen Dialekts, in dem er eine Reihe geist- und gemütvoller Dichtungen schuf.

Am 15. April erlag in Berlin *Walter Harlan*, während einer Sitzung des Verbands Deutscher Bühnenschriftsteller, einem Schlaganfall; er hat ein Alter von 64 Jahren erreicht. Harlan hatte seinerzeit in Leipzig, zusammen mit Adam Beyerlein, Kurt Martens und Carl Heine, die Leipziger Literarische Gesellschaft gegründet, die die Ideen der Berliner Freien Bühne fortführte und Maeterlinck und Wedekind aufführte. Seine eigentliche literarische Wirksamkeit entfaltete er auf dem Gebiet des beschaulichen Lustspiels. Sein Schwank *Jahrmarkt in Pulsnitz* hatte ihm in seinen jüngeren Jahren einen beträchtlichen Erfolg gebracht. Später war es vor allem sein Schauspiel *Das Nürnbergisch Ei*, das ihm einen Platz in der deutschen Dramatik sicherte. Es wurde zuerst im Deutschen Theater in Berlin aufgeführt und verschaffte ihm den Preis des Verbands Deutscher Bühnenschriftsteller. Nunmehr hat auch das Staatliche Schauspielhaus in Berlin sich dieses Schauspiels angenommen und es am 26. Juni herausgebracht. Sein Bestes gab er 1912 in einer kleinen Novelle *Catrejns Irrfahrt*.

Am 14. April starb der dänische Lyriker *Sophus Claussen*, im Alter von 66 Jahren. Er ist mit 2 beachtenswerten Gedichtsammlungen hervorgetreten, hat auch als Übersetzer von Dichtungen Heines, Shelleys und Baudelaires Hervorragendes geleistet. Er war ein feinnerviger Sprachbildner; was er formte, war von edelstem Wohlklang.

Im Versorgungshaus der Stadt Wien starb Ende Mai *Philipp Langmann*, im Alter von fast 70 Jahren. Er gehörte zu dem Sturmtrupp des Naturalismus der achtziger Jahre. Durch seinen Novellenband *Arbeiterleben* wurde er bekannt. Dann folgten Dramen. Das Streikstück *Bartel Turaser* machte 1897 überaus starken Eindruck und hatte einen gewaltigen Erfolg; man stellte es damals Hauptmanns Webern an die

Seite. Auch Korporal Stöhr /1901/ wurde vielfach aufgeführt. Nach 1911 verstummte Langmann fast ganz; ein paar Novellen, die 1924 herauskamen, wurden nicht mehr beachtet. Nun ist er arm und einsam gestorben.

Am 29. Mai starb in Berlin *Felix Hollaender*, der Dichter, der Kritiker, der Theaterpraktiker, im Alter von 63 Jahren. Er hat als junger Schriftsteller am Anfang der neunziger Jahre, als der Naturalismus in Deutschland so jäh emporschoss, und alles sich um die Freie Bühne scharte, an der Entwicklung dieser jüngstdeutschen Literatur lebhaft teilgenommen. Sein Roman *Jesus und Judas* /1891/ war ein Glaubensbekenntnis und auch eine Art Programm; die sozialistische Grundrichtung jener Dichtergeneration (die aber niemals am Parteileben teilnahm) wurde hier gezeigt. Von seinen weiteren, sehr zahlreichen Büchern sind die Romane *Magdalene Dornis* /1892/, *Frau Ellin Röte* /1893/, *Erlösung* /1899/ und vor allem der Erziehungsroman *Der Weg des Thomas Truck* /1902/, in dem er die Persönlichkeit *Gustav Landauers* zu zeichnen versuchte, auch einige Novellensammlungen zu erwähnen. Nach dem Krieg verwaltete er eine Zeitlang an Stelle *Max Reinhardts* das Deutsche Theater. Später arbeitete er wieder nur als Schriftsteller. Wenn er in dieser Produktion das Niveau der guten Unterhaltungsliteratur nur selten überschritt, so sei ihm doch die Gesinnung seines Anfangs nicht vergessen.

Kurze Chronik Knut Hamsun hat 100 000 Kronen für soziale Zwecke gestiftet, und zwar 50 000 Kronen für 2 Kinderheime, 25 000 Kronen für die Vereinigung der Schriftsteller Norwegens und 25 000 Kronen für die norwegischen Maler und Bildhauer. $\diamond$ Der diesjährige Goethepreis der Stadt Frankfurt zum Gedächtnis der Mutter Goethes wurde *Ricarda Huch* verliehen. $\diamond$ 2 Manuskripte *Georges Sands*, die die Schriftstellerin *Chopin* geschenkt hatte, und die man bisher in Warschau aufbewahrte, wurden von dem polnischen Außenminister *Zaleski* an den französischen Außenminister *Briand* gesandt, der sie der Handschriftenabteilung der Pariser Nationalbibliothek überwies. $\diamond$ Die Freunde *John Henry Mackays*, des nun 72jährigen bedeutenden Dichters, der auch ein hingebender Verkünder *Max Stirners* war, haben sich in Berlin zu einer *Mackaygesellschaft* vereinigt, um die weitere Verbreitung seiner Werke zu fördern.

$\diamond$ In Hamburg wurde eine *Heinrich-Heine-Gesellschaft* gegründet, die ein Heinearchiv schaffen, einen Heinefonds bilden und überhaupt das Erbe Heines pflegen will. $\diamond$ In Stockholm erklärte der englische Theaterkritiker *John Erwins*, man sei in den Kreisen der englischen Literatur empört darüber, daß *Sinclair Lewis* den *Nobelpreis* erhalten habe, während *Thomas Hardy* ihn noch nicht bekommen habe. Man arbeite in England darauf hin den Nobelpreis für Literatur zurückzuweisen, falls er künftig einem englischen Schriftsteller zuerkannt werden sollte. $\diamond$ In England wurde *Richard Aldingtons* Roman *Die Tochter des Obersten* mit der Begründung verboten, das Buch sei zu deutlich. *Aldingtons* Werk *Der Tod eines Helden*, das auch ins Deutsche übersetzt ist, war das erfolgreichste englische Buch des Jahres 1930. $\diamond$ Vom Präsidenten der Französischen Republik wurde *Anne Elisabeth Comtesse de Noailles* zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt. $\diamond$ Am 27. März feierte die Preußische Akademie der Künste mit einem Bankett den 60. Geburtstag *Heinrich Manns*. Es wurden bedeutende Reden gehalten. Zuerst feierte *Max Liebermann*, der Präsident der Akademie, den Dichter. Dann pries der Minister *Adolf Grimme* *Heinrich Mann* als den großen Revolutionär, als den »organischen Empörer«, hinter dessen Negation aber stets Gläubigkeit an eine kommende bessere Welt und Zuversicht stehe. *Thomas Mann* sprach auch von ihrer beider Heimatstadt *Lübeck*, die jetzt einen sozialdemokratischen Bürgermeister habe. *Heinrich Mann* antwortete durch eine Rede über die Geltung des Schriftstellerstands und die Führungsaufgabe der Geistigen, die heute zu Volksvertretern berufen seien. Diese Reden wurden in einer Broschüre vereinigt /Berlin, *Gustav Kiepenheuer*/. $\diamond$ Der dänische Dichter *Johan Skjoldborg* tritt jetzt in sein 70. Lebensjahr. Er ist ein Häuslersohn aus Jütland, wurde Schullehrer. Mit *Jeppe Aakjaer* begründete er die dänische Volksheimatkunst (siehe hier den Artikel *Placzeks*, 1925 Seite 558 und folgende).

Literatur

Peter Alvor ist ein Fanatiker der These, daß *Shakespeares* Dramen nicht von dem mittelmäßigen Schauspieler *Shakespeare* geschrieben sein können. Seine Schrift *Die Shakespearefrage* und das *Ben-Jonson-Problem* /Würzburg, C. J. Becker/ bringt das Problem auf ein schwer zugängliches Gleis. Den *Baconianern* sagt *Alvor* Kampf an. Er hält sie

für närrische und erwiesene Schrullenfänger deswegen, weil er die Meinung vertritt, daß Bacon, trotz seiner bedeutenden Gelehrsamkeit, wegen seiner beträchtlichen Menschenscheusälligkeit nicht die Universalität und Humanität besessen haben kann, die ein Genie vom Shakespeareschen Umfang bezeugen müßte. Wer ist nun aber der Verfasser der Shakespeareschen Dramen, wenn Shakespeare es nicht war? Obwohl Alvor zu Ben Jonson, dem von ihm vergötterten und der Shakespeareschen Genialität verdächtigten Mann, neigt, entscheidet er sich auch nicht ganz klar. Das Rätsel wird von ihm nicht gelöst, es wird jedoch in seiner außerordentlich komplizierten Interessantheit gezeigt. Erwähnt sei, daß Alvor 12 Namen aufreihet, den eines Grafen Heinrich von Southampton, den eines Grafen von Devonshire, sogar den eines italienischen Sprachlehrers John Florio, die alle von mehr oder weniger kuriosen Anhängern für die Autorschaft am Shakespeareschen Werk in Anspruch genommen werden. Die kleine Schrift Alvors wird ergänzt durch seine Shakespearebiographie /Würzburg, C. J. Becker/, die er ausdrücklich als eine »neue« bezeichnet, um sich von den landläufigen Shakespeareforschern zu unterscheiden. ◊ André Maurois' *Byronbiographie*, von Karl Stransky übersetzt /München, R. Piper & Co./, fand so viel Anerkennung, weil landläufige Philologie durch welterfahrene Psychologie ersetzt wurde. Maurois, der milde Romanerzähler, der auch ein Pazifist unter den Kriegschronisten ist, möchte den dichterischen Gedanken dieses komplizierten Romantikers niemals vom alltäglichen Erlebnis des Dandys Byron loslösen. Und so gelingt es ihm den biographischen Roman Byrons als ein sehr aufregendes Buch zu formen. Byron ist ja der geniale Exhibitionist seines Privatdaseins, der selbst noch auf dem Sterbebett Manifeste in die Welt schickte und daran gewöhnt war, daß die Neugierde sein immer schönes, wenn auch nicht immer einwandfreies Dasein mit Teleskop und Mikroskop betrachtete. Man darf sagen, daß die Briefschreiber der Romantik, daß insbesondere ihr hervorragender Repräsentant Byron in ihren Selbstanalysen die Nachtseiten des Lasters beleuchteten. Die Mode war so verbreitet, daß die Schriftsteller, die lyrischen Dichter, die Dramatiker und auch die Epiker, sich scheuten von der normalen Gewöhnlichkeit ihres Daseins Kunde zu geben. So wird diese Byronbiographie zugleich zu einer wertvollen Pathographie.

Bewegungskunst / Ernst Kallai

Tänzerische Pantomime Das Gastspiel *Hans Weidts* und seiner Gruppe auf der Piscatorbühne im Berliner

Wallnertheater litt an der Unzulänglichkeit des Musikalisch-Rhythmischen der Bewegungen. Das Tänzerische wurde von der überausführlichen Realistik der dramatischen Ausdruckszeichen in Miene und Gebärde störend durchkreuzt, zerrissen, gehemmt. Die Pantomimik war so forciert und verkrampft, daß man zeitweise den Eindruck hatte Taubstumme vor sich zu sehen, die mit äußerster Anstrengung bemüht sind sich verständlich zu machen. Nun können allerdings Taubstumme einen Anblick von unheimlicher dramatischer Spannung gewähren, wenn sie sich besonders lebhaft unterhalten. Aber sie sind dann eben restlos auf Pantomimik und Gestik konzentriert. Weidt und seine Gruppe indessen taten zur taubstummenartigen Drastik ihres Mienen- und Gebärdenspiels noch ein übriges, das ebenfalls dazu bestimmt war den dramatischen Inhalt der Pantomimik zu verdeutlichen. Sie tanzten, vielmehr, sie vollführten tänzerische Bewegungen, was nicht einerlei ist. So entstand eher eine Summe als eine Einheit von verschiedenen Ausdrucksmitteln. Mehr und vor allem echteres Tänzertum und weniger Pantomimik, zudem stilisierter, wären der Gruppe zu wünschen. Voran ihrem Führer. Grade Weidt, der tänzerische Momente von einer großartig ausladenden Dynamik findet, hat eine unleidliche Manier sich vom tragischen Schicksal, das er gestalten soll, gleichsam "schütteln" zu lassen, als sei er fast schon ein Epileptiker oder leide zumindest an einem schweren Nervenloch. Die gläubige Gemeinde seiner zwischen Tanz und Schauspielerei zwitterhaften Darbietung war freilich erschüttert und begeistert. Auf die Gefahr hin ästhetizistisch zu erscheinen muß man aber feststellen, daß sich dort wohl die Gesinnung zeigte, nicht aber die Kunst. Was bei Hans Weidt und seiner Gruppe fehlt, der künstlerische Takt, das richtige Empfinden für Maß, das besitzt *Jo Mihaly* in ausgezeichnetem Grad. Sie fiel schon bei einer Matinee junger Tänzer in der Berliner Volksbühne auf, wo sie in den Gestalten eines Soldaten und einer Mutter mit ganz sparsamen Mitteln der Pantomimik und Bewegungsrhythmik Schicksalsvisionen von erschütternder Dramatik zu verkörpern wußte. (Ihre Vision eines Krieges läßt

den Vergleich mit einem Tanz gleichen Motivs von Hans Weidt zu: sehr zugunsten der Tänzerin.) An ihrem eignen Abend tanzte sie außer den erwähnten Gestalten noch eine ergreifende Blume im Hinterhof; das kümmerliche halbe Aufblühen und lichtlose Dahinwelken der Kreatur im Grab der Mietskasernen. Aber sie kann auch die ungebrochene begeisternde Tatenfreude sozialer Kameradschaft überzeugend gestalten. In biblischen Szenen ist sie von herber Anmut und Würde. An Musikalität sind diese Tänze die schönsten.

Einzeltanz Die Entlassung *Dorothea Albus* von der Berliner Staatsoper hat vielfach

Widerspruch erregt. Auf ihrer Matinee im Deutschen Künstlertheater, die demonstrativen Beifall eines mondänen Publikums fand, erschien sie als technisch meisterhafte Begabung sowohl im pantomimisch dramatisierten oder karikierten wie im rein musikalischen Tanz. Ihre Tänze zu Chopin und Debussy ließen das unkörperliche, aber dichte und schwersüße Fluidum dieser Musik üppigen Schleierschwaden gleich durch den Raum gleiten und schweben. Der faszinierende Eindruck zumal von Romantik 1830 ist ein Sieg des klassischen Balletts. Albus Tanzballaden sind von düsterer und quälender Eindringlichkeit. Doch in ihrem wahrsten Element scheint sie bei Exzentrik- und Grotesktänzen zu sein. Ihre Jazzrhapsodie und vollends ihre Alte Jungfer sind verblüffend schlagfertige, witzige, temperamentvolle Frechheiten. *Dorothea Albu* ist unstreitig eine glänzende Bühnentänzerin. Es bleibt mehr als zweifelhaft, ob Laban recht behält, der sie an der Staatsoper entbehren zu können vermeint. Wie bei *Dorothea Albu*, ist auch bei dem Tänzerpaar *Harald Kreutzberg* und *Yvonne Georgi* nichts weniger als ein stilistisches Programm zu merken. Es bildet keine festgeschworene Gemeinde heran, entzückt aber ein großes Publikum und den verwöhnten Geschmack durch seine verschwenderische Fülle an ursprünglichem tänzerischen Temperament und durch seine glanzvolle vielfältige Technik. *Yvonne Georgi* ist seit ihrem letzten Auftreten in Geist und Können bedeutend gewachsen. Die Entwicklung war besonders augenfällig in ihren Solotänzen von ausgeglichener, dichterisch-musikalischer Schönheit festzustellen. Sie ist ihrem Partner fast ebenbürtig geworden. Dies war auch in den Duos überzeugend zu sehen. Der

Gleichlauf, die kombinationsreiche Verzweigung und Verflechtung der Bewegungen in der hinreißenden Polonaise, in der kapriziösen "Spielerei" und in der edlen Pavane sind vollendet komponiert. *Kreutzberg* selbst hat die Matinee in der Berliner Volksbühne durch seinen Engel der Verkündigung zum Höhepunkt geführt. Hier und bei seinen übrigen Tänzen war es wieder einmal augenscheinlich, wie sehr eine Schulung im Sinn des klassischen Balletts auch dem Ausdruckstanz in geistiger Reinkultur zugute kommt.

Über das, was *La Argentina* künstlerisch bietet, ist hier schon in früheren Jahren berichtet worden (siehe diese Rundschau, 1927 I Seite 163, 1928 I Seite 168). Sie ist gewiß eine Tänzerin von Blut, was bei einer Spanierin weiter nicht zu verwundern braucht. Aber weder ihre choreographische Phantasie noch ihre Technik ist besonders hervorragend. Man kann ihre Tänze als Variétékunst höchsten Ranges bezeichnen. Sie sind gleichsam Naturgeschenk, großartig in der verhaltenen Spannung und in der feurigen Entfesselung des Temperaments. Entzückend war ein Tanz im spanischen Rokoko zur Musik von Granados. Ausgezeichnet ihre dramatische Tanzpantomime, auch im Verwenden des Kastagnettenspiels als seelischen Ausdrucksmittels. Zu ihren schönsten Tänzen gehören Seguidillas, ohne Musik, nur von herrlichen Pianissimi und Crescendi der Kastagnetten begleitet, in steptartig klappenden kleinen Schritten, sehr rhythmisch und faszinierend. Weniger erfreulich sind ihre Parodien, die grotesk erscheinen möchten, ohne hierfür den nötigen Stil zu treffen.

Chaplin

Der Film *City Lights* ist gewiß nicht der beste Charles Chaplins. Lange nicht so großartig wie *Goldrausch*. Er enthält zu viel des Lyrischen, wird in den Szenen der Liebesgeschichte vom blinden Blumenmädchen schleppend und rührselig, um das Traurige dann um so todsicherer, aber auch rezeptmäßiger mit plötzlichen Wendungen ins Komische aufzuheben. Auch fallen einige Effekte als alte Bekannte auf. Kurz und gut, es sind Zeichen einer Müdigkeit zu bemerken. Mehr noch dürfte der Einfluß des amerikanischen Standardgeschmacks, des Hollywoodungeistes, schuld sein, der auch einen so großen und ganz un-amerikanischen Künstler wie Chaplin, wenn er ihm Rechnung tragen muß, etwas herunterbringt. Trotzdem ist auch

dieser Film reich an Episoden und Momenten, die Chaplin auf der Höhe seiner genialen grotesken Komik und seiner Ironie zeigen, die das heuchlerisch konventionelle und Unmenschliche der Gesellschaft bloßstellt. Überwältigend ist gleich zu Beginn der Spaß, den Chaplin mit einer feierlichen Denkmalsenthüllung anstellt. Eine plumpe, kitschige Steinmasse, dem »Frieden und Wohlstand des Volkes« gewidmet. Chaplin hat in einer Lücke dieser Steinmasse unter der Denkmalschülle Obdach gefunden. Aber die Hülle fällt, und da hockt nun ein erschrockenes Häufchen Unglück mitten in der bombastischen Pracht, dazu mit aufgeschlitzten Hosen: Tücke des Riesenschwerts einer der drei allegorischen Figuren. Zugleich gibt Chaplin bei dieser Denkmalsepisode dem Ton im Film eine ganz köstliche Verwendung. Man versteht von dem salbungsvollen Zeug, das der Bürgermeister bei der Einweihung zusammenredet, kein Wort, hört nur den unwiderstehlich komischen Tonfall eines brummelnden und quäkenden Fagotts. Diese grotesken Urlaute drücken mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit die Meinung Chaplins von solchen feierlichen Begebenheiten aus: Quatsch! Genial ist auch eine weitere Anwendung des Tons im Film. Chaplin ist in einer Millionärs-gesellschaft und verschluckt aus Versehen ein Pfeifchen, grade als man dabei ist einen Gesangsvortrag anzuhören. Alles ist begeistert und klatscht, nur Chaplin muß immerfort, bei jedem Atemzug pfeifen. Natürlich allgemeine Entrüstung, Chaplin in tödlicher Verlegenheit, und was er nun vollführt, um die Gesellschaft von seiner Unschuld an der zwangsläufigen Störung zu überzeugen, während immer wieder das Pfeifchen ertönt, ist zum Schreien. Auch in diesem Film gibt es Stellen, bei denen die Komik schließlich grausam und quälend wird wie ein Alptraum. Sie kehren jedesmal wieder, wenn der exzentrische Millionär, der Chaplin im Soff als besten Freund behandelt, nüchtern geworden, den armen Habenichtsaufs grausamste verleugnet. Der arme Habenichtsa; er ist in den früheren reinen Grotesken zuletzt doch immer lausbüßisch munter und ausgelassen mit seinen Widersachern fertig geworden. Doch je erfolgreicher Chaplin wird, um so mehr verlegt er sich auf durchaus melodramatische, sentimentale Schlüsse. So im Zirkus, so auch hier in den Lichtern der Großstadt. Ein regelrechtes unhappy end, diese unglückliche Liebe

zum kleinen Blumenmädchen, mit einem schon konventionellen Beigeschmack. Der wehmutsvolle Charlie, der am Ende mit leeren Händen und übervollem Herzen dasteht, ist stereotyp geworden. Er mag im vielgefeierten und verwöhnten Chaplin menschlich in der Tat verborgen sein, wer weiß? Aber er überzeugt künstlerisch nicht mehr. Chaplin sollte sich entschlossen von Amerika lossagen und das allein ihm Eigne in die Kunst des neuerstehenden Europas hineingeben.

Dreigroschenoper Es wäre interessant zu wissen, wie man diesen

Film des Regisseurs Georg Wilhelm Pabst beurteilen würde, hätte man nicht vorher sein Urbild, das Stück von Bert Brecht und Kurt Weill, gesehen und gehört (siehe darüber die Rundschau Bühnenkunst, 1929 I Seite 555). Denn so, bei der unwillkürlichen Anregung ihn immer wieder mit der Oper zu vergleichen, verliert er beträchtlich. Seine Mängel wären nicht so auffällig, vielleicht sogar überhaupt nicht vorhanden, wenn er nicht in das musikalische Gerüst der Oper gegriffen hätte, um sich daraus eine Tonbegleitung und Tonkulisse zurechtzumachen. Sie ist zwar musikalisch gelungen, aber bei weitem nicht so dramatisch, nicht so aggressiv-lebendig wie im Bühnenoriginal. Sie ist durch die epische Breite der Bilderfolge im Film gehemmt. Und diese Breite hinwieder ist grade in der Verknüpfung mit einer Musik als Last zu empfinden, die immerzu an das im Ursprung Aufreizend-Rhythmische, Peitschende, Einherjagende ihrer Eigenart erinnern läßt. Hätte man nicht jene Musik mit den sie überholenden Assoziationen in den Ohren und Nerven, dann hätte man vielleicht ungetrübte Freude an der filmisch reichen und fesselnden Entfaltung des Sichtbaren. Es ist und bleibt ein Wagnis Werke der Bühnenkunst überhaupt zu verfilmen und nun gar tönend zu verfilmen.

Varlété

Das Aprilprogramm der Berliner Scala war ausgeglichen, ohne Höhepunkte und Versager. Sorgfältiges Spiel mit gut dressierten Mechanismen, rotierenden, musizierenden und springenden Kreiseln zeigten McSovereign & Co. Tüchtige Steptänzer sind Al und Val Reno. Drena Beach hingegen, im Programm durchaus unzutreffend als Tanzstar bezeichnet, ist eine hervorragende Kontorsionistin, die ihren Körper sozusagen umstülpen und ihr Skelett aushängen kann.

Bei den Tanginos fällt ebenfalls mehr die akrobatische als die tänzerische Leistung ins Gewicht. Sehr gut sind die Imitationen altdeutscher Walzer, von den lustigen Tanzparodisten Jane Moore und Billy Revel gezeigt: eine flüssige und amüsante Nummer. Ebenso die Kunststücke mit den Riesenkarten, mit denen der Illusionist Amac zu fesseln weiß. Da sind Witz und eine stupende Technik im Spiel, von denen man sich gern täuschen läßt: Bewegungskunst in Reinkultur. Hervorragend sind die Ikarischen Spiele der 8 Frilli, besonders der jüngsten Sprößlinge dieser bedeutenden Artistenfamilie. Welch ungeheure Arbeit steckt in diesen Spielen, in denen die Menschen von jeder Schwerkraft befreit erscheinen, kühne und komplizierte Flugbahnen beschreibend wie Pfeile, die biegsam im Luftraum herumschwirren. Die 8 Frilli sind ganz hohe Klasse ihres Metiers.

Der Berliner Wintergarten hatte sich für den April im Dayemaballett eine Zugkraft von solchem sensationellen Erfolg gesichert, daß er sie auch für das Maiprogramm behalten konnte. Das Ensemble ist in seinen Leistungen zweifellos vielseitig und technisch auf der Höhe. Seine größte Sensation ist der wieder erweckte Cancan, mit hochgegriffen Röckchen, üppigen Frou-Frous, schwarzseiden bestrumpften Beinen und knallroten Strumpfhändern. Wichtiger als diese Tänzerinnentruppe sind die 2 Hartwells. Diese beiden hervorragenden Schwungseilkünstler setzen ihr Leben jeden Augenblick mit einer unglaublichen Kühnheit und einer überlegenen Eleganz aufs Spiel, ganz zu schweigen von der erlesenen rhythmischen Schönheit ihrer Bewegungen. Auch die Dal Paos (2 Cowboys und ein junger Indianer) bereiten Freude durch den tollen Schwung ihres richtigen Wildwesttrummels, durch rasende Sprünge, Pferdejagden und Peitschengeknall.

Totenliste

Mitte Februar starb durch Absturz vom Trapez bei einer Variétévorstellung der Deutschen Artistengemeinschaft in Berlin der Artist Ardelty, eigentlich *Artur Arndt*, im Alter von 46 Jahren. Ardelty war mit seiner Frau viel im Ausland aufgetreten und 8 Jahre am Russischen Staatszirkus tätig gewesen, wo er große Erfolge errang. In letzter Zeit litten die Ardelty unter der allgemeinen Not. Am 15. Februar starb in Kopenhagen an den Folgen eines Sturzes vom Trapez die Artistin *Lilian Leitzel*. Sie war den

Monat vorher noch im Berliner Wintergarten aufgetreten, wo sie mit ihren berühmten Kreuzschwüngen das Publikum in atemloser Spannung und hellster Begeisterung hielt. *Lilian Leitzel* war mit dem ältern der Codonas, der weltbekannten Luftakrobaten, verheiratet.

Am 17. Februar starb in Hollywood an den Folgen einer Operation der amerikanischen Filmschauspieler *Louis Wolheim*. Er wurde besonders durch seine ausgezeichnete Gestaltung des Katczinsky im Kriegsfilm *Im Westen nichts Neues* (der jetzt, wenn auch gekürzt und unter besonderen Kautelen, für Deutschland freigegeben ist) bekannt.

Am 6. März starb in Berlin der Filmregisseur *Lupu Pick*. Er stand vor großen Plänen, mitten im besten Schaffen, als er einer plötzlichen Herzlähmung erlag. Er war ein Schüler Joe Mays. Berühmt sind seine Filme *Scherben* und *Napoléon auf Sankt Helena*, der letztgenannte mit *Werner Krauß* und *Albert Bassermann*. Die Uraufführung seines neuesten Films *Gassenhauer*, es war sein erster Tonfilm, hat er nun nicht mehr erlebt. *Lupu Pick* hat sich um die Gründung der Dachorganisation der filmschaffenden Künstler große Verdienste erworben. Er war auch als Filmtheoretiker von Bedeutung.

Wenige Tage später, am 10. März, wurde *Friedrich Wilhelm Murnau* in Santa Barbara /Californien/ das Opfer eines Automobilunglücks. Der Westfale Murnau gehörte zu den kühnen Pionieren der Filmkunst. Er ging immer neue Wege und ließ seine künstlerische Überzeugung auch vor der schrankenlosen Geschäftsdiktatur der amerikanischen Filmindustrie niemals im Stich. Der erste Film ohne jeden Zwischentitel *Der letzte Mann* mit *Emil Jannings* als Hotelportier war ein Werk Murnaus. Die beiden letzten Jahre seines Lebens verbrachte Murnau auf einer Südseeinsel mit der Herstellung seines exotischen Films *Tabu*. Er steckte in dieses Unternehmen sein eignes Geld, um von der Filmindustrie unabhängig seine Idee verwirklichen zu können. Der Film hatte großen Erfolg. Murnau wollte nach Deutschland zurück, um in der Heimat seinen ersten deutschen Tonfilm zu drehen. Da ereilte ihn der Tod.

Am Ostersonntag, 5. April, starb in Rom an den Folgen einer Operation der bedeutendste Filmindustrielle Italiens *Stefano Pittaluga*. Er stand in engster Zusammenarbeit mit der deutschen Filmindustrie, für die er in Italien einen breiten Absatz schuf.

Keinen sehr rühmlichen Beweis für die so oft behauptete Menschlichkeit der Frauen haben sich die amerikanischen Frauenverbände geleistet, indem sie den einst berühmten amerikanischen Filmschauspieler *Fatty Arbuckle*, der unter dem Namen *Fatty* einmal fast weltbekannt war, nur aus dem Grund zu Tode hetzten, weil er ganz zu Unrecht beschuldigt worden war an dem Tode seiner Frau schuld zu sein. Sie brachten es zuwege, daß er nirgends in der Filmindustrie mehr beschäftigt wurde, ja auch seine Mitwirkung bei kleinen Schauspieltruppen, die im Land umherreisten, inhibierten sie, so daß der arme Mensch Anfang April in der Stadt Ogdensburg elend zugrunde ging.

Anfang April starb in Stuttgart der frühere Hofballettmeister *Fritz Scharf*, im Alter von 71 Jahren. 40 Jahre lang war er an dem frühern Hof- und jetzigen Württembergischen Landestheater Solotänzer und Ballettmeister.

In der Nacht zum 28. Juni nahm sich *Edith Pick* in Berlin mit Hilfe von Veronal das Leben. Sie konnte, wie sie in einem hinterlassenen Brief mitteilte, ohne ihren Mann, *Lupu Pick*, den sie also um noch nicht 4 Monate überlebt hat, das Dasein nicht ertragen. Sie war früher auch, als *Edith Posca*, im Film aufgetreten; so in Scherben, dem oben genannten hervorragenden Film *Lupu Picks*.

Kurze Chronik Sämtlichen Solotänzerinnen und Solotänzern der *Berliner Staatsoper* ist von der Generalintendanz gekündigt worden. Diese Entlassungen gehen auf das Programm des Ballettmeisters *Rudolf von Laban* zurück, der alle Aufgaben des Bühnenteam aus dem Ensemble heraus lösen will. Die entlassenen Tänzer und Tänzerinnen richteten an ihn einen Offenen Brief, in dem sie ihn baten die Gründe dieser Kündigung darzulegen; es handle sich dabei nicht um die Kündigung einzelner sondern um Abschaffung der Solotänzergruppe der Oper überhaupt, die maßgeblich auch für andere Opernbühnen werden und den Theateranz als selbständige Kunstgattung vollständig vernichten könne. ◊ 6 dieser Solotänzer und -tänzerinnen haben sich nun zu einem eignen *Ballettkollektiv* zusammengeschlossen, das für mehrere Jahre für den Berliner Wintergarten verpflichtet worden ist. Sie werden dort neue Gruppen- und Solotänze vorführen. ◊ In Amsterdam bildete sich nach dem Tode *Anna Pawlowas* ein Ausschuß von Tanzliebhabern, der das Fortbe-

stehen des *Anna-Pawlowa-Balletts* sichern will. Falls *Anna Pawlowas* Gatte *Victor d'André* die Direktion des Balletts niederlegt, will der Ausschuß die Sorge für die Ballettmitglieder übernehmen. ◊ Ende Mai tanzte *Mary Wigman* in Paris. Bei dieser Gelegenheit wurde sie von der *Groupe d'Etudes Philosophiques et Scientifiques pour l'Examen des Tendances Nouvelles*, einem Institut an der Sorbonne, zu einem Vortrag aufgefordert. Sie sprach über den Geist der modernen Tanzkunst. Es war dies das erstemal, daß ein Universitätsinstitut eine Tänzerin zu einem Vortrag einlud. ◊ Ein abenteuerliches und tragisches Schicksal rief die Ausstellung *Toulouse-Lautrec* in Paris Anfang Juni wieder ins Gedächtnis. In den Bildern dieses Malers erscheint immer wieder die Gestalt der einst in Paris vergötterten Tänzerin *La Goulue*, des Sterns vom *Moulin Rouge*. Man nannte sie die heimliche Kaiserin von Paris. Eine Schar von Bewunderern lag ihr zu Füßen, Reichtümer wurden ihr zur Verfügung gestellt. Aber sie, die mit 16 Jahren als Wäscherin ihr selbständiges Leben begonnen hatte, um mit 17 Jahren schon eine große Tänzerin zu sein, wurde plötzlich mit 40 Jahren dieses Daseins müde. Gänzlich verarmt starb sie vor 2 Jahren vergessen und im Elend (siehe diese Rundschau, 1929 I Seite 554 und folgende). ◊ Vom 9. bis zum 13. März fand in den Räumen der Hertha-Feist-Schule eine *Schriftanzausstellung* statt. Sie veranschaulichte in klarer Systematik das bedeutende Werk *Rudolf von Labans*. Die Ausstellung wurde seither auch in anderen Städten des Reichs gezeigt. ◊ Am 1. April schied *Felix Lampe* von der Bildstelle des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, deren Vorsitz er seit Jahren innehatte. Er hatte als Leiter der Gutachterausschüsse entscheidenden Einfluß bei der *Beurteilung aller neuen Filme* auf ihren erzieherischen und künstlerischen Wert hin. Eine für die Filmindustrie wichtige Beurteilung, da sie über Steuerpflicht oder Steuerfreiheit entschied. Lampes Nachfolger ist *Heinz Völger*, zugleich Referent im Reichsministerium des Innern über die Einfuhr ausländischer Filme. Diese Zusammenfassung der beiden, neben der Filmzensur wichtigsten kulturpolitischen Instanzen des deutschen Films in einer Hand kann viel zur Vereinfachung und Klärung der reichlich verworrenen Reichsfilmpolitik beitragen, die jetzt selber kaum noch weiß, was sie will. Eine sowohl für die

Filmkunst wie für die Filmindustrie sehr zu begrüßende Aussicht. $\diamond$ Am selben Tag wurde beim Arbeitsamt Berlin Mitte eine Melde- und Auskunftsstelle für *Filmschaffende* errichtet. Sie soll in einer Registratur alle Autoren, Regisseure, Kameralente, Architekten, Darsteller, Aufnahmeleiter, Kameraassistenten, Standphotographen usw. umfassen. Auf dieser Basis kann sich gegebenenfalls ein erleichterter Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage nach Filmfachkräften entwickeln. $\diamond$ Bei seiner Anwesenheit in Paris erhielt *Charles Chaplin* das Kreuz der Ehrenlegion. $\diamond$ Am 16. Mai wurde der Herausgeber der Lichtbildbühne, *Karl Wolffsohn*, 50 Jahre alt. Vor 20 Jahren schuf er das genannte Fachorgan, das später Tageszeitung wurde. Ihre positiven Anregungen waren Förderungsmittel für die Filmindustrie. Außer der Zeitschrift widmete Wolffsohn seinem Spezialfach auch eine Reihe von Büchern.

Literatur

Es ist nicht nur eine Lust, es ist sogar eine Wollust zu leben, verkündet *Adrian Wettach*, Grock genannt, in seinem Buch *Ich lebe gern!* / München, Knorr & Hirth/. Besonders, wenn man so viel Ruhm und Geld scheffeln kann wie er. Der große Clown entschminkt sich in dieser, übrigens sehr fesselnd geschriebenen Selbstbiographie als hemmungsloser Materialist. Er protzt mit allem, sogar unnötigerweise mit seinem Unverständnis für Kunst und Philosophie. »Ich habe Augen und Sinn nur für das Unmittelbare, vor allem dafür, was im Boden steckt und aus dem Boden wächst. Was ist mir Kunst, was ist mir Philosophie? Ich bin kein Intellektueller.« Aber gewiß nicht, Herr Wettach. Sie brüsten sich damit ein tüchtiger Steuerzahler zu sein, einen 150-Pferdekraft-Isotta-Fraschini, ein neues Haus am Mittelmeer, ein braves Weib und eine gebildete Tochter zu haben, die Chopinpräludien spielt, und »die einmal eine große Pianistin sein wird«. Genau so protzt auch der Neureiche damit, daß er selbst zwar auf die ganze Bildung pfeife, sich aber Gott sei Dank den Luxus leisten könne seinen Kindern die feinste Erziehung zu gewähren. Aber Prosit, Herr Grock, um mit Ihnen zu reden, nichts für ungut, und diesen Doppelgrock mit altem Jamaicarum zu Ihrem Wohlsein! Sie bleiben trotzdem, vielmehr: eben mit alledem, der unvergeßliche monumentale Clown. Und hoffentlich gibt es doch noch ein Wiedersehen auf der Variétébühne.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Industrieforschung

Es ist noch nicht sehr lange her, daß wissenschaftliche Forschung und die technische Verwertung der Forschungsergebnisse getrennte Wege gingen. In den Universitätsinstituten wurde die absolute Wissenschaft gepflegt; es erschien beinahe verächtlich, wenn ein Universitätsphysiker auch nur entfernt daran dachte, daß seine Untersuchungen auch einen industriell ausnutzbaren Wert haben könnten. Diese Verhältnisse haben sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts von Grund aus geändert, und es ist ein besonders großes Verdienst Werner von Siemens', daß er zwischen Wissenschaft und Technik durch Inspirierung der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt eine Brücke schlug. Kein geringerer als sein Freund Hermann Helmholtz war es, der diesen Gedanken weitblickend aufnahm und in entscheidender Weise die neue Reichsanstalt organisierte und ausbaute. Die Leistungen der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt für Wissenschaft und Technik sind zu bekannt, als daß sie in dieser Rundschau noch besonders hervorgehoben werden müßten. Daß in den letzten Jahren die Reichsanstalt nicht so stark in den Vordergrund trat wie früher, ist auf die äußerst bescheidenen Mittel zurückzuführen, die das Reich für dieses Institut zur Verfügung stellt. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, wenn sich die großen technischen Firmen immer mehr von der Reichsanstalt unabhängig machen und eigne Forschungslaboratorien mit der ganz ausgesprochenen Tendenz errichten hierdurch die Technik zu fördern. Eines der ältesten Institute dieser Art ist das Forschungslaboratorium der Kruppwerke in Essen. Etwa gleichaltrig ist das berühmte Siemenslaboratorium, das mit seinen Wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die seit 10 Jahren erscheinen, die Wissenschaft in ganz hervorragender Weise bereichert hat. Auch die Osramgesellschaft hat ihre Monopolstellung nicht etwa dazu ausgenutzt, um ihre Glühlampen nach einem einmal durchgebildeten Schema weiter zu fabrizieren, weil sie ja auch so gekauft werden mußten; sie hat vielmehr durch die Begründung einer besondern Studiengesellschaft für Lichttechnische Forschung und durch Begründung einer besondern Glühlampenversuchsfabrik, in der jedes Jahr 10 000 Glühlampen nur für den

Scherbenkasten fabriziert werden, in weitblickender Weise ihre Kapitalgewinne in den Dienst der Forschung gestellt, die ihr vielleicht erst in Jahrzehnten einen positiven Gewinn bringen werden, deren Ergebnisse aber sofort die Wissenschaft bereichern.

Das jüngste Kind in dieser Reihe ist das Forschungsinstitut der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, das, im Jahr 1928 begründet, sofort mit einem Stab von 40 wissenschaftlichen Mitarbeitern und einer gleichen Anzahl von technischen Hilfskräften seine Arbeit begann. Der Aufgabenkreis dieses Instituts erstreckt sich auf Allgemeine Physik, Allgemeine Chemie, Akustik, Elektronenphysik, Wärmetechnik, Elektrotechnik, Magnetismus, Metallurgie, Isolierstoffchemie usw. Was die bereits erzielten Forschungsergebnisse anlangt, so sei nur auf eine Publikation Waldemar Petersens Forschung und Technik /Berlin, Julius Springer/ verwiesen, in der eine Reihe wichtiger Untersuchungen dargestellt wird. Die Arbeiten erstrecken sich auf das Elektron, auf magnetische Forschung, auf praktische elektrotechnische Fragen, auf die akustische Strahlung einschließlich Tonfilm, auf Gleichrichterröhren, auf Isolierstoffuntersuchungen und auf anderes mehr. Was dabei für die Technik selber praktisch herauskommt, mögen einige beliebig herausgegriffene Beispiele zeigen.

Es wurde in dem Institut eine besondere Art langsamer (gaskonzentrierter) Elektronenstrahlen entdeckt. Die Herstellung dieser sogenannten Fadenstrahlen und ihre Anwendung führte in wissenschaftlicher Hinsicht zur Prüfung der Theorie des Nordlichts, in technischer und industrieller Hinsicht aber zur Ausbildung des Elektronenstrahlkompasses für Flugzeuge unter Ausnutzung der magnetischen Ablenkbarkeit der Fadenstrahlen. Hierzu gehört auch der Kathodenstrahlenoszillograph, mit dem sich bei magnetischen und elektrischen Messungen Vorgänge bis zu $\frac{1}{100\,000\,000}$ Sekunde Dauer verfolgen lassen.

Die Ausbildung des Lichttonfilmverfahrens knüpft an die Weiterentwicklung der Photozellen und der Kerrzellen in dem Institut an. Bleiben wir beim Film, so ist noch die Ausbildung eines Zeitdehners (Zeitlupe) zu erwähnen, der 6000 Aufnahmen in der Sekunde gestattet; damit wird die Erforschung von Arbeitsbewegungen an Maschinen, von Schwingungsvorgängen, von Schaltbewegungen und so auch die Feststellung von Fehlerquellen ermöglicht.

Die akustischen Forschungen führten zur Ausbildung des Tonabnehmers von Grammophonplatten und der klangreinen Tonverstärkung durch die Radioempfangsgeräte. Im Zusammenhang hiermit steht auch die Ausbildung eines großen Horn- oder Schalltrichterlautsprechers, der nicht nur wegen seiner großen Lautstärke sondern auch wegen seiner Klangreinheit bemerkenswert ist.

Große technische Bedeutung hat auch die Weiterbildung von Glühkathodengleichrichtern gewonnen. Mit ihrer Hilfe können Wechselstromspannungen bis 30 000 Volt in Gleichstromspannungen, und zwar mit einem Wirkungsgrad von nahezu 100%, verwandelt werden. Durch Einbau eines Gitters in einen Glühkathodengleichrichter gewinnt man ein Relais für Ströme bis 100 Ampère, das sich schon durch die minimalen Ströme einer Photozelle steuern läßt. So kann man mit einer dem Licht ausgesetzten Photozelle die ganze Stadtbeleuchtung automatisch einschalten lassen, wenn die Dunkelheit einbricht.

Auch die Verbesserung der Photozelle selbst und die Entwicklung ihrer vielfachen Anwendungsmöglichkeiten sind dem genannten Institut zu verdanken. Die Photozelle beruht auf der Entdeckung, daß ein vom Licht getroffenes Metall Elektronen aussendet. Ist nun irgendein Metall, am besten ein Alkalimetall, etwa Kalium oder Zäsium, in einem luftleer gemachten Glaskolben auf einen Teil der Wandung aufgebracht, und ihr gegenüber ein Metallring oder ein Metallgitter isoliert aufgestellt, und beleuchtet man die Kalium- oder Zäsiumschicht, so machen die aus ihr austretenden Elektronen den Raum zwischen Metallschicht und Metallgitter elektrisch leitend. Sind die an die Metallschicht und an das Metallgitter angelegten und in den Glaskolben eingeschmolzenen Leitungsdrähte mit einer Stromquelle verbunden, so verläuft in dem ganzen Stromkreis kein Strom, wenn die Metallschicht im Dunkeln gehalten wird; der Stromkreis wird aber sofort geschlossen, wenn Licht auf die Metallschicht fällt. Der dann auftretende elektrische Strom, der nahezu proportional dem auf die Metallschicht auftretenden Lichtfluß ist, kann durch Relais aller Art, besonders leicht durch Elektronenröhren, beliebig verstärkt und zur Leistung mechanischer Arbeit ausgenutzt werden. Die eben erwähnte Einschaltung von Starkströmen für die Stadtbeleuchtung ist eine dieser Anwendungsarten; eine andere besteht beispielsweise darin, daß die Photozelle

den Ausbruch eines Feuers oder das Vorhandensein von Einbrechern in einem Raum durch Auslösen einer elektrischen Klingelanlage anzeigt. Die Einrichtung selbst ist verhältnismäßig einfach. Die Photozelle wird durch einen Lichtstrahl beleuchtet. Der dadurch ausgelöste Photostrom hält, nach ausreichender Verstärkung, den Anker eines Elektromagnetes fest. Tritt nun in den Raum zwischen Lichtquelle und photoelektrischer Zelle eine Person, oder entwickelt sich hier Rauch, so wird der Photostrom geschwächt, der Anker des Elektromagnetes fällt von diesem ab und schließt hierbei den Stromkreis einer Alarmvorrichtung. In der gleichen Weise wird die Photozelle zu Verkehrszählungen benutzt. Auch die Benutzbarkeit der Photozelle zu Lichtmessungen, also die Ausbildung einer objektiven Photometrie, ist hierbei zu erwähnen.

Schon die wenigen, ziemlich wahllos aus dem Arbeitsgebiet des Forschungsinstituts der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft herausgezogenen Beispiele beweisen schlagend die große industrielle Bedeutung systematisch durchgeführter wissenschaftlicher Forschungsarbeit.

Selbstentzündung Die Feuerkatastrophe im Münchener Glaspalast lenkt die Aufmerksamkeit auf die

Selbstentzündung mancher Stoffe, die so häufig die Ursache gewaltiger Schadenfeuer ist, und der manches Seeschiff zum Opfer gefallen sein mag. Selbstentzündung tritt bei sehr vielen Stoffen auf, die sich leicht mit Sauerstoff verbinden. So neigen Eisen und Blei zur Selbstentzündung, wenn sie als feinstes Pulver mit Luft in Berührung kommen. Aluminium, das zu einem sehr feinen Pulver zermahlen wird, um als Metallfarbe Verwendung zu finden, entzündet sich unter Feuererscheinung häufig schon beim Mahlen (siehe diese Rundschau, 1930 I Seite 298 und folgende). Auch Kalziumkarbid, das im allgemeinen erst bei der Berührung mit Wasser gefährlich wird, weil sich dann das leicht entzündliche Azetylen bildet, kann äußerst heftig verbrennen, wenn es in Kugelmøhlen zu äußerst feinem Mehl ausgemahlen wird. Bekannt ist die Selbstentzündung von Phosphorwasserstoffgas, das sich in Torfmooren bildet, die ehemals fischreiche Seen gewesen sind. Die sich im Wasser bildenden Blasen entzünden sich beim Platzen und liefern die geheimnisvollen Irrlichter. Siliziumwasserstoff entzündet sich explosionsartig beim Austritt in die Luft. Heu, das nicht ganz trocken in

die Scheunen kommt, entzündet sich; hier spielt die Lebenstätigkeit gewisser Bakterien eine Rolle, die bei ihrem Lebensprozeß Sauerstoff entwickeln.

Das wichtigste zur Selbstentzündung neigende Material ist die Kohle. Bei dieser ist es die Eigenschaft, besonders in pulverförmigem Zustand, große Mengen von Sauerstoff an sich zu binden, zu adsorbieren, die die Entzündung veranlaßt. Holzkohle zum Beispiel kann das 18-fache des Volumens von Sauerstoff adsorbieren, bei tiefen Temperaturen sogar noch erheblich mehr. Hierbei findet eine mit starker Erwärmung verbundene Verdichtung des Sauerstoffs statt, und die in der Kohle mehr oder weniger vorhandenen schweren Kohlenwasserstoffe, vor allem das Bitumen, entzündet. Je poröser eine Kohle ist, und je höher der Bitumengehalt sie aufweist, um so mehr besteht die Gefahr der Selbstentzündung. Deshalb neigen die Braunkohlenbriketts so stark zur Selbstentzündung, besonders dann, wenn sie dicht gestapelt sind, so daß die in ihrem Innern entwickelte Wärme nicht durch Luftzirkulation abgeführt werden kann. Da die Braunkohlenbriketts häufig direkt von der Presse, wo sie Temperaturen von 70° und mehr annehmen, in die Eisenbahnwagen verladen werden, sind alle Vorbedingungen für die Selbstentzündung schon auf dem Transport gegeben.

Die meisten Kohlenwasserstoffe haben eine große Neigung zum Sauerstoff. In feiner Verteilung, oder wenn sie sonst anders der Luft eine große Berührungsfläche darbieten, neigen sie deshalb zur Selbstentzündung. Sind die Kohlenwasserstoffe von porösen Stoffen aufgesaugt, so sind sie fein verteilt und bieten der Luft die denkbar größte Berührungsfläche dar. So stellen Putzwolle und Putzlappen, mit denen Maschinen und Maschinenteile von Schmieröl gereinigt wurden, ein äußerst feuergefährliches Material dar. Es besteht deshalb auch für Fabriken und andere Werkstätten die zwingende Vorschrift gebrauchte Putzlappen in dicht schließenden Eisenkästen aufzubewahren.

Diese Vorsichtsmaßnahmen sind im Münchener Glaspalast nicht beachtet worden. Es steht fest, daß am Tag vor dem Brand Holzverkleidungen von der alten Ölfarbe durch Abwaschen mit Leinöl und Terpentin befreit worden sind. Die Putzlappen wurden dann sorglos in irgendeiner Kammer beiseite geworfen, und damit war dann auch das nicht wiedergutzumachende Unglück da. Ob es eine Lehre für die Zukunft geben wird?

Man muß das auf Grund der Erfahrung auf ähnlichem Gebiet billig bezweifeln. Es vergeht in Berlin kaum eine Woche, in der nicht über verhängnisvolle Explosionen berichtet wird, ausgelöst durch das Reinigen von Kleidern usw. mit Benzin in der Nähe offener Flammen. Benzin in offenem Gefäß verdampft außerordentlich leicht, und die Benzindämpfe mischen sich der Luft bei. Das Gemisch von Luft und Benzindampf ist aber nicht bloß leicht entflammbar, sondern es explodiert auch mit furchtbarer Gewalt. Wenn auch nur 100 Kubikzentimeter Benzin, der Inhalt einer kleinen Medizinflasche, in einer engen Küche verdampfen, in der das Herdfeuer oder eine Gasflamme brennen, so reicht das bereits aus, um eine Wolke von Luft-Benzin-Dampf an der Flamme zur Explosion zu bringen. Benzin ist hier weit gefährlicher als ausströmendes Leuchtgas, denn es genügt schon eine erheblich geringere Menge von Benzindampf, um ein explosives Luft-Dampf-Gemisch zu erzeugen, als beim Leuchtgas erforderlich wäre. Schon das Einfüllen von Benzin in ein Feuerzeug kann verhängnisvoll werden, wenn dabei gleichzeitig geraucht wird. Wie wenige aber beachten die in den Zeitungen immer von neuem wiederholten Warnungen? Und so wird auch nach wie vor mit gebrauchten Putzlappen leichtfertig umgegangen werden, und ebenso werden nach wie vor Braunkohlenbriketts in ungelüfteten Kellerräumen dicht gestapelt werden.

Hochfrequenz- Bei den elektrischen Öfen,
öfen wie sie hauptsächlich für metallurgische Zwecke, insbesondere für die Erzeugung von hochwertigem Stahl, gebaut werden, sind 3 Haupttypen zu unterscheiden: die Widerstands-, die Lichtbogen- und die Induktionsöfen. Bei den Widerstandsöfen wird die beim Durchgang eines Stroms durch einen Widerstandskörper erzeugte Stromwärme ausgenutzt. Bei den Lichtbogenöfen wird ein Lichtbogen zwischen dem Schmelzgut und Kohleelektroden erzeugt und die außerordentlich hohe Temperatur des Lichtbogens nutzbar gemacht. Beim Induktionsofen bildet der Schmelzeinsatz in einer Schmelzrinne die kurzgeschlossene Sekundärwindung eines Transformators. Wird durch die Primärwindung ein Wechselstrom hoher Spannung, aber verhältnismäßig niedriger Stromstärke hindurchgesandt, so entsteht in der einzigen Sekundärwindung ein Strom von niedriger Spannung, aber hoher Stromstärke, die

den Einsatz rasch zum Schmelzen bringt. Zu diesen 3 Typen ist noch ein neuer hinzugekommen: der Hochfrequenzofen. Er beruht auf der Erzeugung der Foucaultschen Wirbelströme im Schmelzgut. Diese Wirbelströme sind bei allen Wechselstromapparaten eine unangenehme und verlustbringende Nebenerscheinung. Befinden sich etwa in der Nähe einer von Wechselstrom durchlaufenen Stromspule größere Metallmassen, so entstehen in diesen durch Induktionswirkung Wirbelströme, die aus den Metallmassen nicht heraustreten und sie infolgedessen stark erwärmen. Bei Transformatoren, Drosselspulen, den Magnetpolen von Wechselstromgeneratoren und -motoren usw. wird deshalb auch der Eisenkern so weit wie möglich unterteilt, etwa durch Verwendung dünner Eisenbleche, um die Ausbildung stärkerer Foucaultströme zu verhindern. Bei den Hochfrequenzöfen dagegen wird gerade die Ausbildung der Foucaultschen Wirbelströme gefördert, indem an Stelle der sonst üblichen niedrigen Stromwechselzahl (16 bis 50 Perioden in der Sekunde) möglichst hohe Stromwechselzahlen (Frequenzen) erzeugt werden. Je höher die Frequenz ist, in desto stärkerem Maß treten die Wirbelströme auf; und ist die Metallmasse, in denen sie erzeugt werden, dazu noch vollständig kompakt, so bilden sich überaus starke Stromstärken aus. Das Prinzip des Hochfrequenzofens ist sehr einfach. Er besteht aus einem Schmelztiegel, in den der zu veredelnde Stahl flüssig eingebracht ist. Um den Tiegel ist eine von ihm gegen Wärmeübertragung isolierte Stromspule angeordnet. Es genügt dann einfach einen Wechselstrom hoher Frequenz von etwa 2000 Hertz durch die Stromspule hindurchzusenden, um den Tiegeleinsatz zum Schmelzen zu bringen. Interessant ist es, daß auch die Tiegel selbst nach dem Prinzip der Wechselstromerzeugung hergestellt werden. In den Hohlraum, den die Windungen der erwähnten Stromspule bilden, wird zunächst das Wärmeisoliermaterial und in einigem Abstand davon ein Metallzylinder eingesetzt. In den ringförmigen Hohlraum wird dann das trockene, pulverförmige Tiegelmateriale eingestampft. Läßt man dann einen hochfrequenten Wechselstrom durch die Spulenwindungen hindurchgehen, so entstehen in dem Metallzylinder gleichfalls Wirbelströme, deren Wärmewirkung das Tiegelmateriale zum Sintern und Zusammenbacken bringt. Der Tiegel wird also gleich innerhalb der Windungen der Stromspule fix und fertig erzeugt.

Beim praktischen Betrieb entstehen freilich noch allerhand Schwierigkeiten. Infolge der Selbstinduktion, die beim Durchgang von Wechselstrom in den Windungen der Stromspule auftritt, findet eine Phasenverschiebung zwischen Strom und Spannung statt, die mit der Frequenz ansteigt und schließlich so groß werden kann, daß kein nennenswerter Wirkungsgrad herauskommt. Durch das Parallelschalten von Kondensatoren zur Stromspule wird die Phasenverschiebung aufgehoben, so daß beträchtliche Energieverluste nicht mehr auftreten.

Der neue Hochfrequenzofen ist also außerordentlich einfach und deshalb auch betriebssicher. Er eignet sich besonders gut für das Zusammenarbeiten mit Siemens-Martin-Öfen und Thomasbirnen, weil eine große Arbeitsgeschwindigkeit ihn befähigt mit großen Öfen Schritt zu halten. Bei der Wahl der Tiegelform für diesen Ofen war das günstige Verhältnis zwischen Tiefe des Schmelzguts und der reaktionsfähigen Oberfläche maßgebend. Dieses Verhältnis beträgt bei Öfen für 300 Kilogramm Einsatz zirka 2:1 und bei den 2000-Kilogramm-Öfen etwa 1:1,3.

Saalealsperren Schon vor dem Weltkrieg plante man den Oberlauf der Saale durch Errichtung von Talsperren bei Wisenta und Ziegenrück zur Elektrizitätserzeugung heranzuziehen. Die Ungunst der Verhältnisse verhinderte jedoch die Ausführung. Neuerdings ist der Gedanke wieder vom Land Thüringen aufgenommen worden. In geologischer Hinsicht erweist sich der Saalelauf bei Hohenwarte, etwas unterhalb Ziegenrück, und im sogenannten Bleiloch als besonders geeignet für die Anlage von Talsperren, die als Hochwasserschutz, als Staubecken zur Aufhöhung des Wasserstands der Elbe und teilweise zur Speisung des Mittellandkanals sowie zur Elektrizitätsversorgung dienen sollen. Inzwischen sind auch die Vorarbeiten für den Ausbau der Bleilochtalsperre durch Anlage von Umlaufstollen, Umleitung der Saale, Bau einer elektrischen Bahn von Schleiz nach Saalburg, Bau von 2 Brücken über den spätern Stausee in Angriff genommen worden. Das Niederschlagsgebiet der Saale bis zur Bleilochsperre umfaßt 1226 Quadratkilometer mit einer mittlern jährlichen Zuflußmenge von 420 Millionen Kubikmeter, entsprechend einem mittlern sekundlichen Zufluß von 13,3 Kubikmeter. Die Fläche des Stausees wird 918 Hek-

tar, der Inhalt 215 Millionen Kubikmeter betragen. Seine Länge ist 28, seine größte Breite 2 Kilometer. Zur Ausnutzung der Abflußmengen werden 2 Maschinensätze von je 20 000 Kilowatt aufgestellt. Jeder Satz erhält 2 Turbinen zum Antrieb. Die erzeugbare elektrische Arbeit wird bei 1250 Stunden jährlicher Betriebsdauer 50 Millionen Kilowattstunden erreichen.

Der Betrieb wird in der Weise geführt werden, daß das Talsperrenwasser jederzeit für die Elbanreicherung zur Verfügung steht, daß aber auch die Elektrizitätserzeugung dauernd gesichert ist. Zu diesem weitem Zweck wird das Kraftwerk als Spitzenkraftwerk, und zwar als Pumpenspeicherwerk, gebaut. Das an das Kraftwerk anschließende Ausgleichbecken wird so groß bemessen, daß selbst die bei den größten für die Elbwasseraufhöhung über 24 Stunden geforderten Wassermengen von den Turbinen in etwa 9 Tagesstunden verarbeitet und im Becken entsprechend aufgefangen werden können. Am Ausgang dieses Beckens wird noch ein kleines Laufwasserkraftwerk errichtet. Die Spitzenleistung von 40 000 Kilowatt soll über 4 Tagesstunden abgegeben werden, so daß die bereits erwähnten 1250 Stunden der Jahresbenutzung herauskommen. Der Beckeninhalt der Hohenwartalsperre wird 195 Millionen Kubikmeter betragen, also nicht wesentlich niedriger sein als der der Bleilochtalsperre.

Totenliste

Am 31. Dezember 1930 starb in Stuttgart *Eugen Meyer*, in seinem 62. Lebensjahr. Er war durch seine grundlegenden Untersuchungen an Verbrennungskraftmaschinen bekannt geworden und wurde daraufhin 1898 als außerordentlicher Professor der Technischen Physik an die Universität Göttingen berufen. 1900 kam er nach Berlin an die Technische Hochschule, und gleichzeitig dozierte er dort Technische Physik an der Universität. Vom Verein Deutscher Ingenieure und von maßgebenden Persönlichkeiten der Industrie und Wissenschaft wurde er beauftragt Regeln für die Leistungsversuche an Gasmaschinen und Gaserzeugern auszuarbeiten, die noch heute maßgebend sind. Im Januar 1931 starb, kurz nach Vollendung seines 70. Lebensjahrs, *Diedrich Meyer*, der seine Arbeitskraft dem Verein Deutscher Ingenieure gewidmet hatte. Die Zeitschrift dieses Vereins hat er zu einem führenden Organ der Ingenieurwissenschaften gemacht.

Im Februar starb, bei einer Erholungsreise auf den westindischen Inseln, der englische Ingenieur *Charles Parson*, 77 Jahre alt. Seine Lebensaufgabe war die Entwicklung der Dampfturbine.

Am 12. März starb in Siders bei Zermatt der Direktor der Berliner Osramgesellschaft *Georg Gehlhoff*, kurz nach seinem 49. Geburtstag. Er war Wissenschaftler und Praktiker. Er habilitierte sich 1912 in Danzig, kam 1916 an die Technische Hochschule Berlin, wo er 1923 eine Professur erhielt. Er arbeitete vornehmlich über Strahlungsgesetze und ihre Anwendung in der Beleuchtungstechnik.

Am 24. März starb an einem Herzschlag, in seinem 71. Lebensjahr, *Emil Gottfried Fischinger*, der es vom Mechanikerlehrling zum Direktor der von ihm zu beachtlicher Höhe entwickelten elektrotechnischen Firma O. L. Kummer & Co. in Dresden gebracht hatte. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um die Entwicklung des Drehstroms. So ist der Bau der ersten 100 000 - Volt - Leitung von Lauchhammer nach Riesa sein Werk.

Kurze Chronik Im September kann die durch Michael Faraday entdeckte *elektromagnetische Induktion*, von der die moderne Elektrotechnik ihren Ausgang nahm, ihr 100-jähriges Jubiläum feiern. $\diamond$ Die *Radiumerzeugung* in Joachimsthal betrug im Jahr 1930 3,578 Gramm (3,521 im Jahr 1929). $\diamond$ Zwischen Dover und Calais sind auf der 18-Zentimeter-Welle erfolgreiche *Gegensprechversuche* gemacht worden. Die von der nur 2 Zentimeter langen Antenne ausgestrahlte Energie betrug nur 0,5 Watt. Die Güte des Empfangs entsprach der einer guten Fernsprechverbindung. $\diamond$ 2 junge französische Forscher haben, wie der Daily Express berichtet, ein *nichtentzündliches Petroleum* erfunden, dessen Verwendung in der Luftschiffahrt die Feuergefahr sehr einschränken soll. Sie wollen aus ihrer Erfindung keinen Gewinn ziehen sondern sie der ganzen Welt zur Verfügung stellen, um die Gefahr der Ölentzündung, von der die Flieger bisher immer sehr bedroht waren, zu beseitigen. $\diamond$ Die *Ruhrgasleitung* von Duisburg über Düsseldorf nach Köln ist am 18. Mai in Betrieb genommen worden. $\diamond$ Der Verein Deutscher Ingenieure hat gemeinsam mit der Ingenieurhilfe eine besondere Stelle, den *Ingenieurdienst*, geschaffen, um wenigstens die äußerste Not der Ingenieure lindern zu helfen. Wie Chancenlos heute der Ingenieurberuf ist, geht aus dem statistischen Nachweis her-

vor, der das Schicksal der neu absolvierten Diplomingenieure enthüllt. Es heißt darin: »An den Technischen Hochschulen und Fachschulen studieren etwa 40 000 junge Leute, von denen jährlich gegen 8000 ihre Studien abschließen. Diese Absolventen sind in erschreckender Weise arbeitslos; im Durchschnitt finden nur etwa 20% eine Stellung, 10% studieren weiter, 20% nehmen irgendeine Tätigkeit außerhalb ihres Berufs an, der Rest von etwa 50% bleibt ohne jedes Einkommen. Diplomingenieure, die Schlafstellen haben, von abends 10 Uhr erst benutzbar, die kein warmes Essen mehr kennen, die sich glücklich schätzen, wenn sie mit gleich welcher Arbeit, als Geschirrspüler, als Zigarettenverkäufer, als Eintänzer einige Mark verdienen können, sind keine Seltenheiten mehr.« $\diamond$ Als Nachfolger Friedrich Müllers wurde auf den Lehrstuhl für Papierfabrikation an der Technischen Hochschule Darmstadt *Walter Brecht*, ein Bruder Bert Brechts, berufen. $\diamond$ Das Ordinariat der Mechanik in der Fakultät für Maschinenwesen an der Berliner Technischen Hochschule, das der verstorbene Professor Eugen Meyer innehatte, übernimmt *Walther Kucharski*, bisher Abteilungsleiter bei der Deutschen Werft in Hamburg.

Literatur Bei seinem Scheiden von dem Posten eines Direktors der Transformatorenfabrik der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft ist *Georg Stern* von seinen Mitarbeitern ein Werk über *Hochspannungsforschung und Hochspannungspraxis* gewidmet worden (Berlin, Julius Springer). *Georg Stern* (der den Lesern der Sozialistischen Monatshefte zwar nicht als Techniker, wohl aber als Musiker, vornehmlich durch seine hier veröffentlichten Aufsätze über Brahms und Reger, bekannt ist) gehört zu denjenigen Ingenieuren, deren Namen, trotz höchsten Leistungen, über einen engen Kreis von Fachgenossen kaum hinausklängen. Ein Architekt, der irgendein bizarres Bauwerk errichtet, mag dessen Zweckmäßigkeit noch so fraglich sein, wird durch die Zeitungen rasch populär gemacht. Der Name des Konstrukteurs einer in kühnem Schwung errichteten Brücke, einer durch ihre Wucht imponierenden Lokomotive dringt kaum in die Öffentlichkeit. Den Namen des Erbauers des Turbinenhauses der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, *Peter Behrens*, kennt jeder Gebildete. Wer aber kennt die Namen der Schöpfer jener 30 000-, 50 000-, 100 000-Kilowatt-

Turbinen, die in diesem Haus entstehen? Es ist deshalb sehr erfreulich, daß die Herausgeber des vorliegenden Werks, Josef Biermanns und Otto Mayr, die Lebensarbeit Georg Sterns so nachdrücklich hervorheben und feststellen, welche bedeutende Förderung die Hochspannungstechnik durch ihn erfahren hat, so daß heute die Überspannung ganzer Kontinente mit 250- bis 500 000-Volt-Leitungen als ein gelöstes Problem angesehen werden kann. Für den hoffentlich bald kommenden Vereinigten Europäischen Kontinent ist es von grundlegender Bedeutung zu wissen, daß die Wasserkräfte der Alpen, Norwegens, des Kaukasus ebenso gut in Paris, in Berlin, in Warschau, in Rom nutzbar gemacht werden können wie in Innsbruck, in Chamonix, in Bergen oder in Belgrad. In der von Mayr verfaßten Vorrede sind die Grundlagen für diese Behauptung deutlich hervorgehoben. Die Beherrschung hoher Kurzschlußleistungen, die Formgebung der Transformatoren, die Ausbildung einer Überspannungsprobe zu ihrer Prüfung, die Vervielfältigung der Transformatorleistung innerhalb der durch Transportmöglichkeiten gesteckten Grenzen, das Problem der Transformatorisierung, das sind so einige Stichworte aus der Arbeitstätigkeit Georg Sterns, die die Probleme kennzeichnen, deren Beherrschung die Elektrizität zu einer Kontinente überspannenden Kraft gemacht hat. »Hinter den Tatsachen«, heißt es in der Vorrede, »steht eine Persönlichkeit von vielseitigster, keineswegs rein fachmännischer Begabung, ein Charakter, in dem sich Energie und Entschlußkraft mit Einsicht und Güte verbinden, und eine Führernatur mit höchstem Verantwortlichkeitsgefühl... Die Mitarbeiter Sterns, die unter dem Zauber dieser seltenen Natur auf verschiedenen Wegen am Ausbau der ganzen Hochspannungstechnik mitwirken durften, werden sich dessen vor allem in dem Augenblicke bewußt, in dem Stern aus Gesundheitsrücksichten nach nahezu 40jähriger Dienstzeit die Leitung der ihm unterstellten Fabrik niederlegt. Sie wünschen ihrer Verehrung und Dankbarkeit Ausdruck zu geben und gleichzeitig nach außen hin noch einmal zusammenfassend den Grad und die Vielseitigkeit der Einflußnahme Sterns auf die Entwicklung der Transformatoren und Hochspannungsapparate darzutun.« Mit diesen Worten ehren die Herausgeber der vorliegenden Ehrengabe nicht nur Georg Stern, sie ehren auch sich selbst und das Industriewerk, in dem Stern seine Arbeit leistete.

Lebensgestaltung / Hedwig Steinkopf

Leben und
Wirken

Es soll eine neue Gesellschaft gegründet werden. Ihr Gründer nennt sich

schlechtweg Marcel. Der Name soll offenbar allmählich zu einem festen Begriff werden: Marcel, der Menschenfreund. Seine Gedanken legt er in einer kleinen Schrift nieder, die französisch und englisch erschien (*Une proposition, A Proposition*) und bei Otto Gröner in Berlin gedruckt wurde. Was ist nun der Zweck dieser Gesellschaft?

»Das Individuum soll der Menge dienen, und die Menge dem Individuum. Jeder muß seine Interessen denen der Gesellschaft unterstellen; diese muß sich wieder eines jeden ihrer Mitglieder annehmen, der schwächsten an erster Stelle.« Marcel fragt den Leser, ob er den Lebenskampf dieser Ärmsten der Armen kenne. Der gute Durchschnittsbürger hat keine Ahnung von dem Elend, und Marcel erzählt »von dem langsamen Absterben der geistigen Fähigkeiten dieser Menschen, von dem Einfluß dieses Elends auf die Volksgesundheit und Kriminalität, von der Klage, die zu Gott emporsteigt«, und die er, eben dieser Durchschnittsbürger, nicht hört. Er spricht von der wirtschaftlichen Entwicklung, die einerseits zu einer Kapitalansammlung, andererseits zum größten Elend geführt habe. Aber »diese Differenzen ausgleichen kann man nicht, denn das steht zu sehr in Widerspruch mit den allgemeinen Prinzipien, auf denen die Gesellschaft beruht«. Da die Schuld also nicht im System liegt, so liegt sie im Individuum, behauptet Marcel, und jeder einzelne ist verpflichtet zu helfen. Deshalb will er die Gesellschaft gründen, mit der Kontrolle und Hilfe des Staats, der Zusammenarbeit schon bestehender Einrichtungen und unter Benutzung kostenloser Hilfskräfte, denn »dazu können sich die amtlichen Stellen der Strafgefangenen bedienen«. Er plädiert dann noch für humanen Strafvollzug, in dem die Strafe durch Arbeit abgebußt wird, und macht die sehr richtige Bemerkung: »Stellt den Menschen in gesunde Verhältnisse, so wird er moralisch gesund werden.« Die größte Aufgabe ist für ihn »le renforcement de l'autorité morale«. Dieser erklärenden Schrift sind die genau ausgearbeiteten Richtlinien der zu gründenden Gesellschaft beigelegt.

Marcel ist ein guter Mensch, und er meint es wirklich ehrlich. Nur seine Ideen sind nicht ganz neu und nicht konsequent. Er hat es nicht gewagt

wirklich zu Ende zu denken. Vielleicht hat eine geheime Angst ihn davon zurückgehalten genauer nach den Prinzipien zu forschen, auf denen die menschliche Gesellschaft beruht; denn dann hätte er Folgerungen ziehen müssen, die über den Kapitalismus, mit dem er sich abfindet, hinausführen.

Wie stehst du zu Gott? Diese Frage wird von Heinrich Hanselmann in seinem Buch *Vom Umgang mit Gott* / Zürich, Rotapfelverlag/ aufgeworfen. Der Verfasser bemüht sich den Menschen zu zwingen sich auf seine Gottesvorstellung zu besinnen und zu überprüfen, ob sie der wahren Religion entspricht. Er hatte viel Gelegenheit mit frommen Menschen über diese Frage zu sprechen, und es entrollt sich ein furchtbares Bild von dem Seelenzustand unserer Zeitgenossen. Hanselmann sagt: »Das, was den Menschen über das Tier erhebt, ist seine Sehnsucht.« Viele Menschen leugnen diese Sehnsucht. Sie glauben sich selbst genug zu sein. Dies ist aber grobe Selbsttäuschung, sagt Hanselmann, denn diese Menschen hätten keinen Grund weiterzuleben, und sie töteten sich doch nicht. Es ist nur die Sehnsucht, die sie zurückhält. Andere wieder richten ihre ganze Sehnsucht auf einen andern Menschen und machen ihn zum Gott. Sie werden früher oder später enttäuscht, und das wird ihnen zur Erlösung, denn ihre Sehnsucht wird nie gestillt und dadurch auf den rechten Weg gelenkt. Endlich kommen die Menschen, die vorgeben keinen Gott zu haben. Hanselmann meint aber: »Menschen ohne Gott gibt es nicht.« Alle haben ihren Gott, mögen sie ihn auch Wahrheit oder Wissenschaft nennen. Dann wendet Hanselmann sich denen zu, die Gott anerkennen, und er untersucht ihr Verhältnis zu ihm. Er kommt zu sehr interessanten Ergebnissen. Große Ungerechtigkeit, die auf Erden nicht mehr ausgeglichen wird, Ungewißheit über den Tod und was danach kommt, unerklärliche Geschehnisse haben den Menschen darauf hingewiesen, daß es noch eine unbekannte Macht geben muß, und entsprechend seinem Charakter stellt er sich darauf ein. Die einen erwarten eine gewisse Gerechtigkeit von diesem höhern Wesen, die anderen haben nicht ganz so großes Zutrauen und versuchen deshalb Gott auf ihr Dasein aufmerksam zu machen. Sie tun gute Werke, und zwar immer etwas mehr als man verlangt, um Zufälligkeiten vorzubeugen. Hanselmann kennzeichnet dieses Verhältnis als eine »Kontokorrentrechnung«. »Die Kirche wird solchen Frommen zur

Börse.« Andere wieder schlagen Gott ein Schnippchen, versuchen ihn zu korrigieren und sorgen für sich, so gut es geht. Wenn Gott allwissend ist, so wird er merken, daß es nicht böse gemeint war. Es gibt auch einige wirklich Fromme, denen sich Gott offenbart hat, und die ihn verstanden haben.

Wie aber soll all diesen Menschen geholfen werden? Wie kann die ungeheure seelische Not unserer Zeit gemildert werden? Hanselmann, der ganz auf dem Boden der christlichen Kirche steht, macht dieser den Vorwurf, daß sie das Suchen der Menschen nicht verstehe und ihnen nicht entgegenkomme. Sie soll den Menschen anleiten und lehren, damit er für die Offenbarung vorbereitet ist. Es ist eine große Frage, ob es der christlichen Kirche, deren Anhänger sich so zu ihrer Idee stellen wie es Hanselmann dargestellt hat, gelingen wird sie zu ehrlichen Christen zu machen. Gott muß sich selbst offenbaren, meint Hanselmann. Aber gibt es denn nur die christliche Offenbarung? Ist nicht vielmehr jede große Idee, die die Menschen begeistert und zum Schaffen anregt, eine Offenbarung? Wurde Marcel mit seinem Vorschlag nicht auch von einer Offenbarung getrieben? Und doch wird er allein stehen, denn er blieb seiner Idee nicht treu. Er ist in humanen liberalen Gefühlen stecken geblieben und wird schwerlich in vielen Menschen die Begeisterung für sein Ziel erwecken, die ihn selbst getrieben haben mag. Die große Kraft der Offenbarung erweist sich aber grade darin, daß sie nicht bei einem Menschen stehen bleibt sondern die übrigen in ihren Bann zieht. Der Sozialismus hat wie einst das Christentum die Menschen mit Begeisterung für sein Ziel erfüllt. Er begnügt sich aber nicht mit Gefühlen sondern verlangt Praxis, er braucht den ganzen Menschen. Sozialist sein heißt sein ganzes Leben unter diesem Gesichtspunkt gestalten und dadurch den Mitmenschen die Offenbarung der sozialistischen Idee vermitteln.

Charakterbildung

Einen »Beitrag zur sozialistischen Erziehung« nennt Andreas Schrott sein Buch *Charakterbildung in der Familie* / (Wien, Verlag Jungbrunnen/. Er geht davon aus, daß Vorbedingung zu einem sozialistischen Staat der sozialistische Mensch sei, und zu dessen Erziehung bringt er Vorschläge. Das Hauptgewicht der Erziehung liegt immer noch in der Familie. Daher muß der Arbeitervater sich klar von dem bürgerlichen Erziehungsideal

trennen, das das Interesse der Familie und der eignen Person egoistisch in den Vordergrund stellt. Der Bürger will sein Kind befähigen die menschliche Gesellschaft zur Gewinnung einer gesicherten einträglichen Position zu benutzen. »Die Gemeinschaft ist ihm Schlachtfeld, wo sein Kind Eroberungen machen soll.« Es soll sich "hinaufarbeiten". Dieses "Ideal" ist unvereinbar mit dem Gemeinschaftstreben des Sozialisten. Leider haben sich dies erst die wenigsten sozialistischen Eltern überlegt. (Sonst wäre es auch nicht möglich, daß so viele Sozialisten den urliberalen Gedanken der "Begabtenauslese" zu einer sozialistischen Forderung stempeln könnten.) Das Büchlein soll dazu beitragen die Fronten ganz klar zu scheiden. Der Mensch muß gemeinschaftswillig werden, für die Gemeinschaft arbeiten, er muß sein Wohl in ihrem Wohl finden. Hierzu muß in der Familie der Grund gelegt werden. Schrott ruft den Eltern zu: »Nehmt einmal den ganzen geistigen Inhalt des proletarischen Befreiungskampfes, nehmt die ganze Sehnsucht der Klasse nach Menschlichkeit, nehmt allen Willen des gewaltigen Ringens um Freiheit und Recht; auf diesem Untergrund müssen die Erziehungs-ideale der Arbeiterschaft wirksam werden.« Nachdem erst der Erziehungswille wachgerufen ist, werden praktische Vorschläge gemacht. Die Eltern dürfen sich keinen kleinen Tyrannen erziehen, indem sie ihr Kind verwöhnen; sie dürfen in dem kleinen Menschen keine Minderwertigkeitskomplexe durch Vernachlässigung und schlechtes Behandeln schaffen. Beide Typen sind für die Gemeinschaft unbrauchbar, der eine wird zum Menschen mit ungeheurem Machtwillen, der andere zum Streber, der nach "oben" kommen will und dabei seine Klasse verrät. (Es werden hier nur die Extreme angedeutet.) Von Anfang an muß der kleine Mensch spüren, daß er sich einzuordnen hat, daß er dem Willen einer Gesamtheit gegenübersteht, wenn er es nicht tun will; daß diese Gesamtheit für ihn sorgt und ihn schützt und später auch Forderungen an ihn stellt. Der so erzogene Mensch wird bereitwillig in die größere Gemeinschaft übergehen und in der Erfüllung sozialer Verpflichtungen den Sinn des Lebens finden. Um diese schwierigsten aller Aufgaben lösen zu können, müssen aber die Eltern sich erst selbst erziehen. Es darf nicht sein, daß ein Sozialist, der "draußen" für die Gemeinschaft arbeitet, seine Ideale zu Haus vergißt, anstatt seine Familie in die großen Ideen einzuführen und danach zu leben.

Deutsch-französische Jugendarbeit
Folgende Notiz las man am 13. Juni in der Germania: »Den Bemühungen des auch in Deutschland bekannten französischen Jugendführers und Politikers Jean Luchaire ist ein Werk gelungen, das überall in Frankreich denkbar größtes Aufsehen hervorgerufen hat. Es hat sich in den letzten Tagen in Paris ein Französischer Jugendausschuß für die deutsch-französische Verständigung konstituiert, dem die bedeutendsten Jugendverbände der protestantischen, katholischen, antikirikalischen sowie parteipolitisch und konfessionell neutralen Jugend angehören.« Nur wer die Gegensätze zwischen den antiklerikalischen und katholischen Jugendverbänden kennt, kann die Bedeutung dieser kurzen Nachricht in ihrem ganzen Ausmaß verstehen. Man muß sagen, daß die französische Jugend wachsam ist. Grade zu einem Zeitpunkt, der als kritisch für das Verhältnis dieser beiden Länder zu einander bezeichnet werden konnte, ist es ihr gelungen eine so große Einheitsfront, allen innenpolitischen Schwierigkeiten zum Trotz, allein zum Zweck der französisch-deutschen Verständigung zu bilden. Wer ist Jean Luchaire? Die Leser der Sozialistischen Monatshefte wissen es aus früheren Veröffentlichungen. Ein junger Franzose, 30 Jahre alt, der um sich einen Kreis von jungen Menschen geschaffen hat, den Kreis um Notre Temps. Notre Temps ist ihr Organ; übrigens ein sehr gutes Blatt, denn Luchaire ist auch ein hervorragender Journalist. Hierin nun kämpfen diese jungen Menschen mit der ganzen Kraft und Begeisterung ihrer Jugend für ihr Ziel: Europa. Daß sie es nicht vergeblich tun sondern großen Nachhall in der französischen Jugend finden, bezeugt die soeben vollzogene Vereinigung. Wie steht es auf deutscher Seite? Einen Luchaire hat Deutschlands Jugend noch nicht. Wohl aber ist auch sie in einigen Teilen sich ihrer Aufgabe bewußt, und man arbeitet dort nach besten Kräften für eine Verständigung. Bis hinein in volksparteiliche Kreise reichen diese Bestrebungen. Man ist mit den französischen Freunden in Verbindung getreten und wird sich vielleicht wieder in diesem Jahr in Marseille zu einer gemeinsamen Aussprache zusammenfinden. Es wäre zu wünschen, daß diese Bestrebungen der Jugend in der Öffentlichkeit mehr Beachtung und Unterstützung fänden. Damit die Jugend auf die Dauer für den Europagedanken und seine Vorbedin-

gung, die deutsch-französische Zusammenarbeit, gewonnen wird, ist freilich ein grundsätzlich anderer Geist der Politik und namentlich der Politiker notwendig; ein Geist, der eine Irreführung, wie die deutsche Presse sie wieder in den letzten Wochen betrieb, ein für allemal unmöglich macht.

Im Gegensatz zum politischen Teil findet man in den Zeitungen zuweilen in rein sachlichen, unpolitischen Berichten oder auch im sogenannten Feuilleton Mitteilungen oder Stimmungsbilder, die ein völlig anderes Bild von den Gefühlsbeziehungen zwischen dem deutschen und dem französischen Volk geben als zu zeigen man sonst für gut hält. Es sei hier ganz besonders auf einen schönen Bericht aufmerksam gemacht, den Kurt Lenz im Vorwärts vom 24. Juni 1931 über die herzliche Aufnahme der deutschen Kinder in Frankreich gab. Von dem Komitee Friedensaktion waren 244 Kinder deutscher Arbeitsloser nach der Insel Oléron an der französischen Westküste eingeladen. Die Maison Heureuse auf der genannten Insel, das Haus, in dem die Kinder untergebracht sind, gehört den französischen Konsumgenossenschaften. Es ist »ein neues Haus mit schönen hellen Räumen, an deren Wänden man Bilder sieht, die die Fabeln von Lafontaine darstellen. Jeden Morgen und jeden Nachmittag gehen die Kinder unter Führung ihrer 10 deutschen Lehrer zum Baden an den Strand des Atlantischen Ozeans, oder sie machen Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung. Ihr Aufenthalt ist auf 4 Wochen begrenzt, und am 19. Juni müssen sie wieder heim. Alle verwünschen dieses Datum.« Lenz schildert dann ausführlich, wie alle Bewohner darin wetteiferten für die Kinder der deutschen Arbeitslosen etwas tun zu können. Besonders Eindruck macht die Schilderung eines großen Festes, zu dem die Bürgermeister und viele Leute aus der ganzen Umgegend kamen. Die deutschen Kinder sangen deutsche Lieder, tanzten deutsche Tänze und führten sportliche Übungen vor. »Als dann die deutschen Kinder auch in französischer Sprache einige Lieder sangen, da erhob sich spontan ein französischer Lehrer, rief die zahlreich anwesende französische Jugend zusammen und ließ diese den zur Musik der Neunten Symphonie von Beethoven gedichteten Hymnus auf die Zukunft singen, und alle anwesenden Lehrerinnen und Lehrer stellten sich dabei begeistert neben ihre Schüler zum gemeinsamen Gesang in Reih und Glied.« Während

des ganzen Aufenthalts in Frankreich, auch in Paris, gab es, wie Lenz feststellt, nirgends einen Mißklang. »Nur der Schutzmann in Paris ärgerte sich neulich etwas, als die Kinder die Internationale sangen. Aber Jouhaux, der Vorsitzende des französischen Gewerkschaftsbundes, beruhigte ihn schnell: »Regen Sie sich doch nicht auf, bald werden auch Sie die Internationale mit uns singen.« Die Kosten für den Aufenthalt der Kinder wurden durch Spenden von Linksorganisationen in Frankreich aufgebracht. Nur einem nationalistischen Abgeordneten war das nicht recht, da es doch »so viele notleidende französische Kinder gebe«. Aber das war auch der einzige. Und Lenz schließt seinen Bericht mit den treffenden Worten, er könne diesem Abgeordneten »ganz fest versprechen, daß auch die deutschen Nationalisten auf die Not im eignen Land hinweisen werden, wenn einmal deutsche Friedensfreunde Spenden zusammenbringen sollten, um junge französische Erbfeinde nach Deutschland einzuladen«. Diese Fühlungnahme der Jüngsten der beiden Völker ist für die Zukunft des Kontinents wichtiger als die Hetze, die von den allzu Erwachsenen betrieben wird.

Sport

Auch die Türkei hat sich jetzt der Pflege des Sports zugewandt. Die amtliche Leitung liegt in den Händen Alex Abrahams, der aus Deutschland stammt. Man ist zur Einrichtung von sportlichen Kursen an Stelle der schwedischen Gymnastik übergegangen, die Leichtathleten vermochten es jetzt sich neben den Turnern durchzusetzen, und es werden allgemein Sport- und Spielplätze geschaffen. Nach Abraham ist der Türke keineswegs ein Phlegmatiker, vielmehr ein Sanguiniker oder ein Choleriker, ein geistig sehr regsamer, impulsiver Mensch; deshalb werde er immer ein guter Springer und Boxer sein, für Übungen der Ausdauer sei er aber weniger geeignet. In Rom beim Internationalen Reitturnier konnten die deutschen Reiter trotz besonders ungünstigen Bedingungen den Mussolinipokal erwerben. Vor einer ungeheuren Zuschauermenge, es dürfte fast $\frac{1}{2}$ Million gewesen sein, wurde das 83. Achterrudern zwischen den Universitäten Oxford und Cambridge ausgetragen. Cambridge, das in der Nachkriegszeit erst 1 Rennen verloren hat, gewann diesmal wieder. Ein Prinz darf auch einmal verlieren, wenigstens im Golf. Die englischen Generale spielten wie in jedem Jahr gegen die

Admirale, und der Prinz von Wales miten unter ihnen. Er verlor als Admiral gegen einen General, schlug sich dann aber auf die stärkere Seite und gewann das nächste Spiel gegen 2 Konteradmirale. Wie, wenn es nun nicht ein bloßes Spiel gewesen wäre? Hätte auch jetzt noch die Armee des Kronprinzen gewinnen müssen? Hoffen wir, daß man endgültig diese Auffassung überwunden hat. Der berühmte schwedische Eisläufer Gillis Grafström hat offiziell von der Kampfbahn Abschied genommen. Von der Menge bejubelt, zeigte er zum letztenmal seine große, mit überwältigender Schönheit vorgetragene Kunst.

Am 25. März brachte die Neue Berliner Zeitung einen Artikel ihres Pariser Berichterstatters, der darlegte, daß ein richtiges Sechstagerennen eigentlich nur in Paris stattfinden. In Berlin gäbe es nur »Rundenspielerien«, in Paris werde Sport gezeigt. Auch das Publikum wäre anders: Ein Pfeifkonzert wäre in Paris unmöglich. Die Ursachen für den augenscheinlichen Vorsprung, den Paris in diesem Sport hat, liegen nach jenem Berichterstatter in der Regie, in der Bahnlänge und auch in den Fahrern. »Man hat in Paris einen Regisseur: Bobby Desmarests. Er eilt unermüdlich von Fahrer zu Fahrer, von Manager zu Manager, er hat für jeden ein "bon mot", er bespricht alles bis ins kleinste, und trotzdem ist es kein frisiertes Rennen, trotzdem ist es Sport, was hier gezeigt wird; in Paris sieht man wirklich ein Sechstagerennen und nicht wie in Berlin ein tägliches Dreistundenrennen... Eine Jagd löst die andere ab, das Haus wird dauernd in Spannung gehalten.«

Daß Frankreich in einer Reihe von Sports führend ist, weiß man in Deutschland, wo man immer hypnotisiert nach dem angelsächsischen Sport sieht, nur sehr wenig. Sonst würde man sich nicht Jahr für Jahr darüber wundern, daß die Franzosen im Tennisspiel immer wieder den Davispokal gewinnen. Man hätte auch nicht Helen Wills dauernd die beste Tennisspielerin genannt, ohne daran zu erinnern, daß es noch eine Suzanne Lenglen gibt. Am 3. Juli wurde die 21jährige Rheinländerin Cilly Aussem im Tennisturnier zu Wimbledon Weltmeisterin. Sie nimmt jetzt unter dem jungen weiblichen Nachwuchs zweifellos die 1. Stelle ein, und sie erregte durch ihr hinreißendes Spiel wie auch durch ihr sympathisch frisches Wesen mit Recht stürmische Begeisterung unter den Zuschauern. Es ist sehr erfreulich, daß der deutsche Sport durch sie zur "Weltklasse" wurde.

Veranstaltungen Vom 13. bis zum 26. Juli findet in der Gemeinnützigen Obstbausiedlung Eden bei Berlin der 2. *Internationale Hilfsdienst* in Deutschland statt. Die 1. Werkwoche für Internationalen Hilfsdienst in Deutschland wurde im Oktober 1930 auf dem Bruderhof in der Rhön veranstaltet. Es wurden Drainagearbeiten ausgeführt. Für den diesjährigen Hilfsdienst ist die Planierung des Alwin-Esser-Freilands als Spiel- und Sportgelände für die Edener Jugend geplant. Ernste, arbeitsfähige Menschen jeder Richtung, denen der Glaube an ein kommendes Friedensreich der Völker lebendigste Überzeugung ist, für die sie gern Opfer bringen, werden zur Mitarbeit aufgerufen. Es können nur Meldungen für die ganze Zeit berücksichtigt werden. Auskunft erteilt Erich Mohr, Heimstättenring 2, in Guben.

Die *Lebensretter* unternahmen vor einiger Zeit eine Propagandafahrt. Es sollte der Öffentlichkeit gezeigt werden, daß sich immer noch Männer und Frauen finden, die unter Einsetzung ihres Lebens andere Menschen aus Gefahr retten. Die Rettungsmedaille am weißgelben Band erhalten nämlich nur die Lebensretter, die sich tatsächlich in Lebensgefahr befunden haben, was genau nachgeprüft wird. Es befanden sich Leute darunter, die über 50mal ins Wasser gesprungen sind und über 50 Menschen das Leben retteten. Ein schöner Rekord.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht veranstaltete in Berlin gemeinsam mit der Kulturabteilung der Elektrolagesellschaft eine *Schallplattenvorführung*. Die Schallplatte soll weitestgehende Verwendung im öffentlichen Unterricht finden. Im fremdsprachlichen Unterricht ist sie schon ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden. Beim Abhören der von Einheimischen besprochenen Schallplatten gewöhnen sich die Schüler an das richtige Hören und Sprechen zugleich. Auch im Musikunterricht kommt ihr eine sehr große Bedeutung zu.

Zeitspiegel Zum Kapitel der Filmzensur in *Deutschland*: Der ehemalige Minister Wilhelm Frick verbot während seiner Amtszeit in Thüringen den Dreigroschenoperfilm mit der Begründung, die Worte »Dort geht Deine Frau mit einem Kerl los« seien »entsittlichend und verrohend«. Der Reichspräsident von Hindenburg ist jetzt Pate von mehr als 14 000 Kindern. Ein Zeichen für die immerhin große Anzahl Familien, die es selbst heute noch auf 7 lebende Kinder bringen.

Sind Neger gleichwertige Menschen? In England werden sie noch immer nicht als solche angesehen. Diese traurige Erfahrung mußte der bedeutende Sänger Roland Hayes, bekanntlich ein Neger, machen. Ihm wurde in London in allen besseren Gasthöfen die Aufnahme verweigert. Um seinen Vertrag, den er für mehrere Konzerte abgeschlossen hatte, erfüllen zu können, mußte er in einem Privathaus absteigen. Die Hoteliers hätten befürchten müssen ihre anderen Gäste zu verlieren, wenn sie einen Neger aufgenommen hätten. Die in England allgemein herrschende Ablehnung gegen die farbigen Rassen hat sich nur so weit gemildert, als notgedrungen gebildete Inder, Japaner, Malayen und Chinesen "geduldet" werden. Die Ablehnung aber gegen den Neger und den Mischling ist genau so stark wie in Amerika. Dies ist ein ganz unwürdiger Zustand, man möchte daran zweifeln, daß man im 20. Jahrhundert lebt. Dafür, daß die Neger es im Durchschnitt sehr gut mit den Weißen aufnehmen können, erhalten wir in Amerika täglich Beweise. Hier, bei der Wahrung der Menschenwürde, stehen sich Angelsachsen auf der einen, Romanen und Slawen auf der andern Seite diametral gegenüber. Bezeichnend hierfür ist ein Film, der während des Kriegs in London gezeigt wurde, worin der Marschall Foch einigen Negersoldaten vor der Front das Ehrenkreuz anheftete und sie nach französischer Sitte auf beide Backen küßte. Das Londoner Publikum sah dem fassungslos, empört und höhnisch zu.

Totenliste

In München starb Mitte Februar der unter dem Pseudonym Ri-Ri bekannte Schriftsteller *Richard Rieß*, in seinem 41. Lebensjahr. Er stammte aus Breslau, studierte mit viel feinem Humor das Münchener Volks- und Kulturleben und schrieb, neben Romanen und Versen, das Humorbuch /1918/ und das Münchner Bilderbuch /1919/. Besonders hervorzuheben sind aber seine Kinderanekdoten Marion, das Buch vom Kinde /1925/. In Wien erlag der Radiologe *Martin Haudek* in der 1. Hälfte des März, 50 Jahre alt, einem Herzschlag. Er gehörte zu den Medizinern, die nicht nur den gesundheitlichen Wert des Sports anerkannten sondern ihn auch aktiv betrieben. Er war lange Zeit neben seinem Beruf Vorsitzender des Österreichischen Hauptverbands für Körpersport und des Olympiasausschusses. Die Republik Österreich hatte ihn durch Verleihung des Goldenen Ehrenzeichens geehrt.

Kurze Chronik Um den Museumsbesuch auch werktags der arbeitenden Bevölkerung zu ermöglichen, will man eine Reform der Besuchsstunden durchführen. Das Berliner Kupferstichkabinett hat den Anfang gemacht. Es ist an einigen Wochentagen bis zum Eintritt der Dunkelheit geöffnet. **Der Kurort** Klosters in Graubünden hat, um für seine Gäste zu sorgen, den See in 1250 Meter Höhe durch eine Heizanlage auf eine durchschnittliche Temperatur von 20 bis 21° gebracht, die ständig gehalten wird. Auch die Thüringer Kurorte und Nordseebäder bemühen sich um das Wohl ihrer Gäste, freilich auf eine andere Art. Der Thüringer Bäderverein hat die thüringische Staatsregierung ersucht während der Kurzeit auf Grund der Notverordnung alle parteipolitischen Versammlungen, öffentlichen Umzüge und Demonstrationen, das Tragen von Parteiuniformen und die Durchfahrt uniformierter Abteilungen zu verbieten. In den Nordseebädern soll das Hissen parteipolitischer Flaggen verboten werden. **Zu einem merkwürdigen Zwischenfall** kam es in Paris bei dem offiziellen Empfang der Bürgermeister aus den Vereinigten Staaten. Als die Gläser auf das Wohl des Präsidenten der Französischen Republik gehoben wurden, verließen der Bürgermeister von Los Angeles und seine Gattin ostentativ den Saal aus Protest gegen alle diese Leute, die das amerikanische Prohibitionsgesetz (in Frankreich) verletzen. **Die französische Pferdeschutzliga** verlieh dem Berliner Rechtsanwalt *Victor Fraenkl*, dem Vorsitzenden der Gesellschaft für Tierrecht, ihre höchste Anerkennung, die Médaille de Vermeil. **Nach Charles Chaplin** erhielt auch *Nedo Nali*, der beste Fechtmeister Italiens, der auch vielfach in den Olympiaspielen gesiegt hat, das Kreuz der Ehrenlegion.

Literatur

In seiner Schrift *Das Bier im Volksmund* /Berlin, Reimar Hobbing/ hat *Leonard Hermann* deutsche Sprichwörter und Redensarten über das Bier, den Zecher, den Brauer und den Wirt gesammelt. Er hat die dankbare Aufgabe mit viel Geschick gelöst und ein Buch zusammengestellt, das den Leser gut unterhält und ihm auch manche kulturgeschichtliche Anregung gibt. Aber mußte dieses Buch an die Engelhardtbrauerei verkauft werden, damit sie es zur Reklame verwenden kann? Das Buch büßt dadurch an Wert ein, da man sich nun nicht mehr so unbefangen an seinem Humor freut.